

TODESZONE

L.C. FREY


DARK WING
PUBLISHING

Über dieses Buch

Elsa Mattsson ist eine brillante Kinderpsychologin, welche die Polizei gelegentlich bei besonders schweren Fällen berät. Als eine verstümmelte Kinderleiche in einem noblen Malmöer Vorort gefunden wird, ist sie zunächst genauso ratlos wie die Ermittler der Soko. Die Lage eskaliert, als die Ermittlungen in das Problemviertel Rosengard deuten und dort in einem regelrechten Straßenkampf münden, während der Täter ungehindert weitermordet.

Als ein weiteres Mädchen entführt wird, beginnt für Elsa und die Ermittler ein mörderischer Wettlauf gegen die Zeit, während die Psychologin erkennen muss, dass ein schreckliches Geheimnis aus ihrer Vergangenheit sie mit dem Killer verbindet.

Lektorat: Claudia Heinen

Covergestaltung, Layout und Satz: Ideekarree Leipzig,
www.ideekarree.de, unter Verwendung von ©LPK Bakker
(Fotolia.com) - 1806091030

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit schriftlicher Genehmigung von L.C. Frey. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Autors reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Impressum:

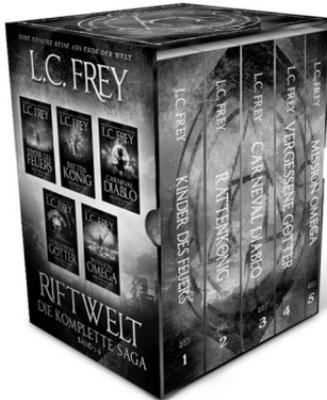
L.C. Frey, C/o Autorenservice Ideekarree, Alexander Pohl,
Breitenfelder Str. 32, 04155 Leipzig, E-Mail:
autor@lcfrey.de

Vielen Dank!

Als kleines Dankeschön für den Kauf dieses Buches möchte ich dir gern einen weiteren meiner Romane **schenken**. Vielmehr gleich eine komplette **epische Saga mit über 1.600 Seiten Gesamtumfang**.

Du erhältst sie **kostenlos** direkt auf meiner Website. Klicke dazu einfach auf folgenden Link:

theageofstone.de/gratis-buch-lesen/



DIE RIFTWELT-SAGA

**Ein episches Endzeit-Abenteuer -
Gesamtausgabe**

Als das Mädchen Morrow ohne jede Erinnerung in einer fremden, bösartigen Welt erwacht, ahnt sie nicht, welche

Veränderungen sie in dieser Realität verursachen wird – und aus welchem Grund sie wirklich hier ist.

Begleitet von einer halb menschlichen Kreatur, die sie „den Jungen“ nennt, bricht sie auf, um den Weg zurück in ihre eigene Welt zu finden. Auf ihrer abenteuerlichen Reise durch eine Welt voller vergessener Relikte und grausamer Gegner müssen sich die beiden Freunde tödlichen Gefahren stellen, bevor sie ihr Ziel erreichen können: Die sagenhafte rote Stadt der vergessenen Götter.

Doch die Schrecken, die in den Weiten des ewigen Sandes und jenseits davon lauern, stammen nicht allein von dieser Welt.

Etwas weitaus Gefährlicheres ist ihnen bereits dicht auf den Fersen ...

JETZT KOSTENLOS LESEN!

BÜCHER VON L.C. FREY

ALS L.C. FREY (AUSWAHL):

DIE RIFTWELT-SAGA (5 BÄNDE, SCIENCE FANTASY)

TARGET. DU BIST DAS ZIEL: THRILLER

ENGEL DES BLUTES: HARD BOILED THRILLER

TODESZONE: TATORT MALMÖ: THRILLER

SO KALT DEIN HERZ: THRILLER

TOTGESPIELT: THRILLER

DIE SCHULD DER ENGEL : SAUERS ERSTER FALL

ICH BRECHE DICH: SAUERS ZWEITER FALL

DRAAKK: SCIENCE HORROR THRILLER

SCHREIB-RATGEBER:

STORY TURBO: BESSER SCHREIBEN MIT SYSTEM

ALS OLIVER MOROS (DIE EDEL&STEIN-THRILLER-REIHE):

ROSENBLUT (1)

TODESKREIS (2)

SÜNDENKREUZ (3)

ALTE SCHULD (4)

TODESZEILEN (5)

TOTER ENGEL (6)

RATTENFÄNGER (7)

LETZTE ZEUGIN (8)

SCHMERZ DER RACHE (9)

STUMME KÄLTE (10)

ALS ALEX POHL:

UND RAUS BIST DU (FOREVER IDA-REIHE Bd. 1)

WIR ODER IHR (FOREVER IDA-REIHE Bd. 2)

ENDSPIEL (FOREVER IDA-REIHE Bd. 3)

EISIGE TAGE (SEILER&NOVIC-REIHE Bd. 1)

HEISSES PFLASTER (SEILER&NOVIC-REIHE Bd. 2)

STUMME HÖLLE (SEILER&NOVIC-REIHE Bd. 3)

Weitere Informationen finden Sie auf der Website des Autors

LCFrey.de

Für Krissy.

Und für alle meine Leserinnen und Leser.
Für euch, jedes Mal und immer wieder.
Danke!

Einleitung

Die Handlung dieses Romans ist fiktiv. Einige der im Buch erwähnten Orte existieren in der Realität, aber die lokalen Gegebenheiten wurden mehr oder weniger frei verändert. Beispielsweise hat das Sankt-Lars-Krankenhaus sowie angeschlossene Gebäude als Klinik für psychisch Kranke existiert, diese sind aber seit 2013 geschlossen.

Ebenso existieren die meisten der genannten Nachrichtenmagazine, aber natürlich sind dort nie Artikel über die fiktiven Ereignisse dieses Buches erschienen, ebenso wenig versucht dieses Buch, Zusammenhänge zu erschienenen Artikeln oder tatsächlichen Ereignissen herzustellen.

Alle erwähnten Personen und Zusammenhänge in diesem Buch sind frei erfunden, Ähnlichkeiten zu tatsächlichen Ereignissen oder lebenden Personen sind nicht beabsichtigt und wären rein zufällig.

Bereits im Jahr 2008 kam es im Malmöer Bezirk Rosengård zu gewalttätigen Ausschreitungen nach der Räumung eines muslimischen Gebetsraumes, in deren Anschluss es zu einer Kündigungswelle innerhalb der Malmöer Polizei kam. Seitdem gilt das Stadtviertel mit einer Arbeitslosenrate von über 60% als No-Go-Area, in die sich auch die örtliche Polizei nur selten wagt.

Ein Ende der Eskalation ist bislang nicht in Sicht.

FRÜHER

Der große Mann hat ihr das Klebeband abgemacht. Dafür hat er ziemlich lange gebraucht und es hat an ihrer Haut und ihren Lippen gezogen, aber sie hat nicht geschrien. Er ist nicht sehr geschickt mit seinen Händen, beinahe so, als wären sie zu groß für ihn geraten und er wüsste nicht so recht, was er damit anfangen soll.

Als er das Klebeband von ihrem Hinterkopf reißt, brüllt sie in ihren Knebel. Er hatte es einfach über ihr Haar geklebt und es beim Abmachen büschelweise herausgerissen.

Da kann sie die Tränen nicht länger aufhalten.

Er hockt sich vor sie auf den Boden, blickt stumm auf einen Punkt in der Leere des Kellers irgendwo seitlich von ihr. Sie kann nicht erkennen, was genau er betrachtet, und ob es da überhaupt etwas zu betrachten gibt, und sie glaubt auch nicht, dass das jetzt noch wichtig ist. Auf eine beinahe instinktive Weise versteht sie, dass sie und er jetzt in unterschiedlichen Welten leben. Die ganze Zeit hält er das Messer in seiner großen, ungeschickten Hand.

Wie auf einen Befehl hin, den nur er hören kann, greift

er nach einer Einkaufstüte, die etwas abseits auf dem Kellerboden liegt, und hält sie ihr geöffnet hin.

Es sind Süßigkeiten darin, hauptsächlich Schokolade und Kekse. Er hält ihr die Tüte auffordernd hin, dann greift er mit der rechten Hand hinein. Das Rascheln zerreißt die gespenstische Stille des kleinen Raumes. Er zieht eine der bunt verpackten Tafeln heraus, reißt die Verpackung auf und hält ihr dann die Schokolade hin, offenbar soll sie davon essen. Jetzt sieht sie auch, dass die Süßigkeit an den Rändern schon weiß angelauten ist.

Er gibt einen auffordernden Grunzlaut von sich und sie beugt sich vor und beißt vorsichtig ein Stück ab.

Es ist widerlich.

Die Schokolade ist weich und ekelhaft süß und ihre Kehle schmerzt, als sie einen Bissen davon herunterwürgt, weil sie seit Stunden nichts getrunken hat. Und vom Weinen, natürlich.

Das Mädchen schließt die Augen und er stopft ihr noch mehr von der Schokolade in den Mund, und dabei bemerkt sie, dass neue Tränen ihre Wangen herunterlaufen.

Sie wagt nicht, sie fortzuwischen, obwohl er ihr die Hände losgebunden hat. Er reißt noch mehr Papier von der Schokoladentafel und hält es ihr hin. Gehorsam beißt sie noch ein Stück davon ab, obwohl sie jetzt ernsthaft Mühe hat, das klebrige Zeug herunterzuschlucken. Der Geschmack, vermischt mit dem Gestank in dem düsteren Kellerraum, lässt sie würgen, doch sie versucht tapfer, ihre Übelkeit in den Griff zu bekommen, während sie sich alle Mühe gibt, den ekelhaft süßen Ball aus Schokolade und Speichel zu schlucken.

Er sitzt die ganze Zeit vor ihr, sieht ihr aus nächster Nähe zu und stopft die Schokolade weiter in ihren Mund,

kaum, dass sie ihn zum Atmen öffnet. Eine stumme, gnadenlose Tortur.

Als sie das nächste Mal die tränenverschleierte Augen öffnet, hat er offenbar genug. Achtlos wirft er die Schokolade zurück in den Beutel.

Da bemerkt sie, dass er dabei ist, mit der freien Hand seinen Hosenschlitz zu öffnen. Dann kehrt das Leben in seine abwesenden Augen zurück und er ist wieder ganz bei der Sache.

Ganz bei ihr, während er das Messer hebt.

TEIL 1
MARLIS OLSSON

7. November

EINS

Malmö – Rostorp, Beijers Park, 7. November 6:30 Uhr

Der Himmel über Malmö hatte seit Tagen die Farbe von schmutzigem Schnee. Ein nebenschwere Morgen dämmerte herauf und versprach, zu einem weiteren grauen und feuchtkalten Tag zu werden. Es ging auf den Winter zu, der Herbst hatte längst aufgegeben, der Sommer war zu einem Mythos aus ferner Zeit geworden. Zwischenwetter, das meteorologische Äquivalent zu einer verlassenen Bahnstation am Rande der großen Strecke zwischen dem Damals und dem Morgen, zwischen hier und dort. Seit sieben Tagen regnete es nahezu durchgängig.

Dennoch gab es welche, die sich auch davon nicht von ihren sportlichen Aktivitäten abhalten ließen. Zwei Männer in modernen Thermo-Jogginganzügen liefen eine frühmorgendliche Runde auf dem Spazierweg um den Beijers Park. Beide hatten die wasserabweisenden Kapuzen ihrer kostspieligen Wetterjacken tief ins Gesicht gezogen. Besonders motiviert sahen sie trotzdem nicht aus.

»Ich sage dir, der Alte macht es nicht mehr lange«, sagte

der erste Läufer und stieß geräuschvoll die Luft aus seinen Lungen. »In ein, höchstens zwei Jahren bist du der Filialleiter, Blomqvist. Mindestens.«

Blomqvist nickte und presste eine Handfläche in seine schmerzende Seite. Vermutlich würde Martinsson ja recht behalten mit seiner schmeichlerischen Prophezeiung, aber nur, wenn er, Blomqvist, nicht vorher während einer ihrer morgendlichen Laufeskapaden umkippte und an einem verdamnten Herzanfall starb.

Martinsson hatte ein wahrhaft mörderisches Lauftempo drauf, fand Blomqvist, aber er würde einen Teufel tun, sich anmerken zu lassen, was es ihm abverlangte, mit dem jüngeren Kollegen Schritt zu halten. Nur wer fit war, kam weiter. Und er musste weiterkommen, schließlich gab es ein Haus abzubezahlen. Abgesehen von gewissen anderen Verpflichtungen der deutlich angenehmeren Art, die aber alle zweierlei gemeinsam hatten: Seine Frau durfte nichts davon erfahren und sie kosteten eine ganze Menge Geld.

Aber das würde schon werden. Der Branche ging es schließlich gut. Wenn man jedoch ein Stück vom großen Versicherungskuchen abhaben wollte, musste man schnell und clever sein und im richtigen Moment zuschlagen, so einfach war das. Blomqvist sog die Luft tief in seine Lungen und zwang seine schmerzenden Beine zu einem schnelleren Schritt, um zu Martinsson aufzuschließen. Ob Martinsson auch so einen Muskelkater hatte oder ob der einfach genetisch gesegnet war? Schließlich gingen sie beide auf die vierzig zu, aber manchmal, insbesondere morgens vor dem Laufen, kam sich Blomqvist beinahe doppelt so alt vor.

»Na jedenfalls wird dieser Posten bald frei, und dann geht's bestimmt auch für dich weiter«, bekräftigte Martinsson das eben Gesagte. Und ließ es beinahe so klingen, als ob er in dieser Angelegenheit selbst ein Wörtchen

mitzureden hätte, was natürlich nicht der Fall war. Überhebliches Arschloch.

»Dein Wort in Gottes Ohr«, schnaufte Blomqvist. »Aber manchmal glaube ich, dass Wallin vielleicht wirklich das ewige Leben hat. Wie alt ist der denn eigentlich mittlerweile? Siebzig?«

»Zweiundsiebzig«, korrigierte Martinsson, der es natürlich wieder ganz genau wusste. Der schickte dem Alten vermutlich an jedem Geburtstag einen Strauß Blumen oder so was. Kein Wunder, dass sie den Schleimer bisher so schnell befördert hatten. Trotz der geringeren Berufserfahrung. Deutlich geringer, wohlgemerkt. Diese Arschlöcher, und Wallin allen voran. Der war sozusagen ihr Arschloch-Anführer.

»Hm«, machte Blomqvist und sagte dann: »Wobei ich glaube, dass es den Leuten allmählich auch auffällt.«

Martinsson blieb stehen, so abrupt, dass Blomqvist beinahe in ihn hineingerannt wäre.

»Was denn?«, fragte er und schaute Blomqvist mit hochgezogenen Augenbrauen an.

Konnte es sein, dass er das als Einziger noch nicht mitbekommen hatte? Oder war das ein Test? Blomqvist schimpfte sich selbst einen Trottel, weil er mit dem Thema angefangen hatte, aber andererseits war er froh über diese Pause von der dämlichen Rennerei.

»Na ja«, sagte Blomqvist, »als er damit angefangen hat, war das ja praktisch noch die Norm im Büro. Alte Schule und all das.«

»Ich versteh nicht«, sagte Martinsson, stützte die Hände in die Hüften und machte ein paar seitliche Dehnübungen.

»Du weißt schon«, sagte Blomqvist. »Sich erst mal einen genehmigen, bevor es morgens richtig losgeht im

Büro. Na, und dann während der Arbeit. Gehörte eben zum guten Ton, damals in den ...«

»Damals in den wilden Zwanzigern, meinst du?«, fragte Martinsson grinsend und begann, auf der Stelle zu hüpfen. Beide lachten ein bisschen. *Vielleicht ist Martinsson ja doch kein so übler Kollege*, dachte Blomqvist. Zumindest war er ganz bestimmt kein solches Arschloch wie Wallin. Aber das war ja auch nicht schwer.

»Na«, sagte Blomqvist, »und nun zeigt sich das wohl ein bisschen. Also das mit der Sauferei.«

»Oh je«, seufzte Martinsson und schaute zerknirscht drein. »Er macht sich doch nicht etwa vor dem versammelten Aufsichtsrat in die Hose oder so was? Sollen wir ihm vielleicht schon mal ein paar Windeln besorgen?«

Blomqvist antwortete mit schallendem Gelächter, das seltsam deplatziert klang in der morgendlichen Stille. Ein paar wenige Vögel beschwerten sich, dann war es wieder ruhig im Beijers Park.

»Ich meinte eher, dass er manchmal in den Meetings ein bisschen wegnickt«, sagte Blomqvist grinsend. »Aber wer weiß, wo das noch hinführt?«

»Verstehe«, sagte Martinsson. »Wollen wir wieder?«

»Gleich«, sagte Blomqvist. »Erst muss ich mal kurz ums Eck.«

»Was denn, hier?«, fragte Martinsson mit hochgezogenen Augenbrauen. »Mitten im Park?«

»Ist doch keiner hier«, erwiderte Blomqvist und machte sich daran, hinter einer kleinen Baumgruppe am Wegesrand zu verschwinden, die von einem niedrigen Gebüsch umstanden war.

»Mach aber schnell«, rief ihm der hüpfende Martinsson hinterher. »Mir ist nämlich schweinekalt!«

Blomqvist setzte über das Gebüsch und lief um einen

Baum, hinter dem der Regen einen Teil des Bodens weggeschwemmt hatte, sodass ein kleiner Tümpel entstanden war. Dort zog er seine Jogginghose ein Stück herunter. *Nicht mal einen Reißverschluss bauen sie in diese Dinger, vermutlich wegen der Aerodynamik. Lächerlich.* Und dann diese verdammten Detox-Smoothies, die Hilda ihn zwang, jeden Morgen zu trinken. Die mochten ja vielleicht dafür sorgen, dass man ein ähnlich astronomisches Alter wie Sören Wallin erreichte, aber Gott, man musste davon Wasser lassen wie das sprichwörtliche Pferd. Noch dazu fiel ihm Hilda dieser Tage sowieso gehörig auf die Nerven, weil sie ständig in Weltuntergangsszenarien schwelgte, seit die kleine Marlis Olsson angeblich verschwunden war. Dabei war das Gör mit Sicherheit freiwillig von zu Hause abgehauen, das wusste jeder, und wer konnte ihr das auch verdenken, bei der Halbverrückten, die sich ihre Mutter schimpfte? Man musste sich vielmehr fragen, wie eine wie die es sich überhaupt leisten konnte, in einer Gegend wie Rostorp zu wohnen. Beziehungsweise gab es da schon eine Antwort drauf, wenn auch nur gerüchteweise, aber diese Antwort machte Hilda und die anderen Ehefrauen alles andere als glücklich. Dabei waren diese Befürchtungen vollkommen lachhaft, zumindest was Blomqvist betraf. Als ob er zu so einer gehen würde, um sich sexuell abzureagieren, bestimmt nicht! Widerlich war das, da konnte man sich ja mit allem Möglichen anstecken.

Der Punkt war einfach der, Leute wie die Olssons passten viel besser nach Rosengård oder Seved. Da musste man sich nicht wundern, dass die Leute, die sich das leisten konnten, mittlerweile ganz aus Malmö wegzogen, raus nach Lund oder so. Was er übrigens auch tun würde, spätestens, wenn der alte Wallin endlich den Löffel abgegeben hatte und er zum Filialleiter ...

Blomqvists Gedanken brachen abrupt ab, als er etwas in dem Tümpel entdeckte, in den er gerade uriniert hatte. Er kniff die Augen zusammen und starrte auf die Wasseroberfläche.

Dort schwamm etwas.

Blomqvist sah noch einmal hin.

Was da auf der Wasseroberfläche trieb, mochte ein alter Stoffbeutel sein. Das Ding war wohl mal rot gewesen, aber das war nur schwer zu erkennen, weil es sich komplett mit schlammigem Wasser vollgesogen hatte und jetzt beinahe schwarz war.

Er kniff die Augen zusammen.

Vorn an dem Ding war etwas Weißes dran, das träge hin und her wogte wie eine Seeanemone auf dem Meeresgrund. Demnach konnte es kein Beutel sein, denn das Weiße sah beinahe aus wie eine ...

Oh Gott.

Blomqvists Herz setzte für einen schmerzhaften Moment aus. Es sah beinahe aus wie eine *Hand!* Eine kleine, eindeutig menschliche Hand.

Blomqvist vergaß, seine Hose vollends hochzuziehen und stieg über das Gebüsch, die Augen weiter auf diesen seltsam länglichen Gegenstand gerichtet, der da auf der Oberfläche des Tümpels trieb. Der ein Arm sein konnte mit einer Hand dran, oder auch nicht. Wahrscheinlich nicht, *natürlich* nicht, aber ...

Blomqvist war so in die Betrachtung des seltsamen Objekts vertieft, dass er vergaß, darauf zu achten, wohin er seine Füße setzte. Der Boden am Ufer des Tümpels war trügerisch. Der Regen hatte den Boden tagelang aufgeweicht und ihn in der Nähe des Tümpels in eine schlammige Rutschbahn verwandelt. Blomqvist tat noch einen Schritt, dann kam sein rechter Fuß ins Rutschen. Er schlit-

terte, riss die Arme nach oben in dem verzweifelten Versuch, sein Gleichgewicht zu halten, doch es war zu spät.

Blomqvist kam gerade noch dazu, einen kleinen Schrei auszustoßen, dann fiel er.

Und landete geradewegs in dem Tümpel, in dessen schlammigen Tiefen er kurz darauf bis zur Brust versank. Panisch schnappte er nach Atem, die Kälte presste die Luft aus seinen Lungen, während er mit aberwitzigen Schwimmbewegungen versuchte, zurück ans Ufer zu gelangen.

Doch etwas kam ihm in die Quere, versuchte, seine Rückkehr zum sicheren Ufer zu verhindern, als hätte es einen eigenen Willen. Blomqvist blinzelte sich das Wasser aus den Augen, während ihm das Herz in der schmerzenden Brust raste, als wäre es fest entschlossen, sich aus seinem Brustkorb zu befreien.

Dann erkannte er, *was* da auf ihn zugeschwommen war, und endlich auch das blasse Etwas an seinem vorderen Ende.

Es war tatsächlich eine Hand.

Die zu einem Arm gehörte, der in einem ehemals roten, jetzt schmutzibraunen Anorak steckte.

Blomqvists verzweifeltes Paddeln hatten den Körper auf ihn zugetrieben, und jetzt begann er, sich träge um die eigene Achse zu drehen. Mit einer glucksenden Bewegung tauchte ein weiteres, vollgesogenes Stück Stoff auf, während sich der Körper langsam auf Blomqvist zubewegte.

Blomqvists Herz zog sich schmerzhaft zusammen, als er das sah. Dann begriff er, dass das Stück Stoff die Kapuze des Anoraks war und dass er in das Gesicht einer Leiche starrte. Der Leiche eines Kindes.

Da begann Blomqvist zu schreien.

8. November

ZWEI

Eksjö, Provinz Jönköpings län

»Okay, Elsa«, sagte Kommissar Björklund. »Ich danke dir für deine Bemühungen und all das, aber ich sehe wirklich nicht, wie uns das jetzt noch voranbringen soll.«

Elsa Mattsson wandte ihren Blick von der Scheibe ab, hinter welcher der Junge saß, und musterte den Kommissar. Seit sie in diesem kleinen beschaulichen Örtchen mitten im Urwald Smålands angekommen war, hatten sich die örtlichen Behörden kaum bemüht, die Skepsis an Elsa und ihren Methoden zu verbergen.

Andererseits waren die örtlichen Behörden, auch das hatte sie schnell herausgefunden, völlig überfordert mit einem solchen Fall.

Das kannte sie bereits, die Skepsis und die Ablehnung. Und sie verstand die tiefe Unsicherheit, die der Grund für diese Skepsis war. Elsa Mattsson war jemand, der in Seelen hineinblickte, das war gewissermaßen ihr Beruf oder doch ein wichtiger Teil davon. Was sie dort sah, war selten schön oder besonders beruhigend, besonders nicht, wenn es um

ihre kleinen Patienten ging. Kinder, deren ungehörte Stimmen oft so wenig Gehör fanden in dieser Welt des Schnellen und des Lauten. In dieser Welt der Fakten, die den Polizisten so vertraut erschien. Weil die Welt der Fakten zumindest den Eindruck erweckte, auf solidem Grund gebaut zu sein.

»Lasst mich noch eine Sache probieren«, sagte Elsa und versuchte zu ignorieren, dass einer der Polizisten ein herzhaftes Gähnen unterdrückte.

»Bitte, Rasmus.«

»Hör mal, Elsa«, sagte der Kommissar. »Ich weiß, dass du zu den besten deines Faches gehörst und die Kollegen in Malmö dir ganz außergewöhnliche Fähigkeiten beurkunden. Ich will das auch gar nicht in Abrede stellen, versteh mich nicht falsch. Aber vielleicht ist es diesmal wirklich einfach nur das, wonach es aussieht.«

»Und wonach sieht es deiner Meinung nach aus?«, fragte Elsa.

Ihr Blick bohrte sich in die Augen des Kommissars und wie üblich verfehlte das seine Wirkung auch diesmal nicht. Nach Elsas Erfahrung gab es genau zwei mögliche Arten, wie Männer auf diesen Blick reagierten. Die einen starrten zurück, in der Hoffnung, dass das selbstsicher wirken würde, was es jedoch bei den wenigsten tat. Die anderen senkten beinahe augenblicklich die Augen. Kommissar Björklund gehörte zur letzteren Sorte.

»Na, du weißt doch, wie die Eltern heutzutage sind«, murmelte er. »Und die Schüler. Vielleicht gab es Probleme im Unterricht oder er wollte sich an irgendwem rächen ...«

Björklund starrte jetzt intensiv in den Raum jenseits der Scheibe, wo der Junge an einem kleinen Tisch saß und ins Leere starrte. Wie er das seit seiner Ankunft getan hatte.

»Filip ist sieben, Rasmus.«

»Ich weiß. Aber ...«

Der Kopf des Kommissars ruckte herum, so als hätte er sich spontan dazu entschlossen, Elsa doch noch die Stirn zu bieten. »In dem Alter haben sie doch alle möglichen Fantasien. Die denken sich imaginäre Freunde aus und was weiß ich. Und wenn ihnen in der Schule mal was nicht passt, dann laufen sie zu Mama und Papa, weil sie genau wissen, was dann passiert.«

»Und was passiert dann?«, fragte Elsa.

»Na die Eltern, die klären das. Rennen in die Schule und knöpfen sich den Lehrer vor. Jammern herum, dass man ihren kleinen Schatz zu hart angefasst hat. Drohen damit, die Schule zu wechseln und ein Riesentamtam draus zu machen. Bloß, weil sie selbst nicht in der Lage sind, mal für ein bisschen Anstand und Erziehung zu sorgen. Das ist zumindest meine Meinung dazu.«

Elsas Mundwinkel begann zu zucken, doch Björklund, der erst richtig in Fahrt zu kommen schien, war nicht zu bremsen.

»Und rate mal, wer sich dann in 10 Jahren mit der Bande rumschlagen darf. Da sitzen die dann hinter der Sporthalle, ziehen sich Joints rein und werden noch frech, wenn man sie dabei erwischt, wie sie auf nicht registrierten Mopeds durch die Gegend knattern. Weil die keine wirkliche Erziehung mehr genießen heutzutage und ...«

»Oder vielleicht, weil sie sich nicht ernst genommen fühlen?«, fragte Elsa.

Björklund schnaubte verächtlich. Sein Kopf hatte eine tiefrote Färbung angenommen und er sah aus, als stünde er kurz davor, die Beherrschung zu verlieren. Auch das wäre nicht das erste Mal, dachte Elsa niedergeschlagen.

»Okay«, sagte sie. »Ich mach dir einen Vorschlag. Jetzt ist doch sowieso Mittagspause, nicht wahr?«

Björklund nickte kaum merklich.

»Warum nehmt ihr euch nicht für eine halbe Stunde eine Auszeit, geht was essen oder so? Und wenn ihr zurück seid, machen wir es so, wie du gesagt hast. Wir fahren zu den Lehrern, einem nach dem anderen, und befragen die als Zeugen. Und wenn keinem von denen was aufgefallen ist, dann hat sich der Junge wohl wirklich alles nur ausgedacht und wir können die Sache getrost vergessen.«

Dieses Einlenken war so plötzlich geschehen, dass es Björklund kalt erwischte. Völlig verdattert starrte er Elsa an, dann drehte er sich zu seinen Kollegen um und sagte: »Okay. Also, ihr habt's gehört. Gehen wir was essen. Und in einer halben Stunde geht's dann los.«

»Danke«, sagte Elsa.

Eine halbe Stunde war nicht viel, aber es würde genügen müssen.

DREI

Während sie den Polizisten nachsah, die kopfschüttelnd in Richtung der Kantine verschwanden, ließ sie sich das, was Björklund gesagt hatte, noch einmal durch den Kopf gehen.

Allein – es ergab keinen Sinn, beim besten Willen nicht.

Kein Siebenjähriger würde sich so eine Geschichte ausdenken. Und schon gar nicht würde er so was ohne guten Grund seinen Eltern auftischen. Die hatten ausgesagt, dass sie ihrem Sohn die Geschichte förmlich aus der Nase hatten ziehen müssen, nachdem ihnen aufgefallen war, wie ungewöhnlich still und in sich gekehrt ihr Jüngster urplötzlich gewesen war, von einem Tag auf den anderen.

Elsa rechnete ihnen hoch an, dass sie überhaupt auf solche Signale geachtet hatten. Wie viele Eltern mochte es geben, denen so etwas schon gar nicht mehr auffiel?

Sie hatten sich also mit ihrem Sohn hingestellt, seine Mutter hatte ihn in den Arm genommen und ihn gefragt, was denn los sei. Als sie es ihm endlich entlocken konnten, trauten sie ihren Ohren kaum. Er sei, sagte der Junge, auf dem Nachhauseweg von einem Mann angesprochen und in

ein Versteck gelockt worden, wo der Mann mit ihm *schlimme Dinge* angestellt habe, über die er keinesfalls reden wolle.

Das war alles, danach und seitdem hatte der Junge vehement geschwiegen und daran hatte sich bis zu Elsas Ankunft nichts geändert. Die Psychologin warf einen langen Blick durch die Scheibe zu dem Jungen, der drinnen an einem kleinen Kindertisch saß, umgeben von abgenutztem Spielzeug, das er nicht einmal angerührt hatte, und mit leerem Gesichtsausdruck auf ein weißes Blatt Papier starrte, neben dem ein paar Wachsmalstifte lagen, ebenfalls unberührt.

Elsa atmete einmal tief durch, dann öffnete sie die Tür zu dem kleinen Zimmer.

Sie trat in die Mitte des Zimmers und ging vor dem kleinen Tisch in die Knie, während sie versuchte, den Blick des Jungen zu erhaschen. Als er sie schließlich aus trüben Augen anschaute, lächelte sie ihn an und fragte: »Darf ich?«

Die Brauen des Jungen runzelten sich, er schaute sie verständnislos an.

»Mich setzen?«, vervollständigte Elsa den Satz und deutete auf einen kleinen roten Plastikstuhl, der verloren neben dem Tisch herumstand.

Der Junge nickte schwach und Elsa zog den Stuhl zu sich heran. Dann setzte sie sich neben ihn an den Tisch, wobei sie darauf achtete, ihm nicht zu nahe zu kommen. Noch nicht.

»Langweilig, oder?«, fragte Elsa.

Der Junge reagierte nicht.

»Wollen wir nicht etwas malen?«, versuchte sie es erneut.

Der Junge schwieg beharrlich.

»Ist es okay, wenn *ich* etwas male?«

Der Junge zuckte mit den Schultern. Elsa lächelte und schnappte sich einen der Wachsmalstifte. Dann begann sie zu zeichnen. Ein Haus, eigentlich nur ein Quadrat mit einem Dreieck obendrauf, aber dann malte sie oben ein Fenster rein, dann noch eins. Ein Seitenblick zu dem Jungen verriet ihr, dass er ihren Zeichenkünsten mit aufmerksamen Augen folgte.

»Noch eins hier oben?«, fragte sie und der Junge nickte kaum merklich. Sie malte ein drittes Fenster ein.

»Die Tür ... hm, die muss in die Mitte, ja? Oder ist sie eher an der Seite?«

Der Junge schüttelte den Kopf.

»Also mehr nach links?«

Er nickte.

Elsa malte die Tür links ein.

»Ein Gartenzaun, nicht wahr? Ein schöner hoher Zaun aus Holz und weiß gestrichen ...«

»Rot«, flüsterte der Junge kaum hörbar.

»Rot, verstehe«, sagte Elsa, nahm den roten Stift vom Tisch und malte einen Gartenzaun neben das Haus. Sie spürte, wie der Junge sie sanft am Arm berührte. Dann tippte er leicht auf eine Stelle etwas oberhalb des Zauns, rechts neben dem Haus, dorthin, wo Elsa die Straße gemalt hatte. Zuerst verstand sie nicht, was der Junge meinte, und er sagte auch nichts mehr.

Dann begriff sie es.

»Da stehen Blumen in dem Garten, nicht wahr?«

Der Junge nickte.

Elsa malte zwei grüne Stängel und ein paar Blätter daran. Von unten herauf ließ sie die gemalten Blumen wachsen, bis sie die Höhe des Zauns erreicht hatten.

»Höher«, flüsterte der Junge.

Elsa malte die Stängel so hoch, dass sie beinahe das Dach des Hauses erreichten.

»Eine mehr.«

Nun malte Elsa einen dritten Blumenstängel zu den beiden anderen. Dann wählte sie die Farben gelb und braun, um die Blumen fertig zu zeichnen. So große Blumen konnten nur Sonnenblumen sein. Nicht gerade deren Hochsaison, aber Elsa glaubte sich zu erinnern, irgendwo gelesen zu haben, dass einige der Exemplare auch noch tapfer in den Winter hinein blühten. Einen Versuch war es allemal wert. Als sie fertig war, nickte der Junge wieder.

Nun senkte Elsa ihre eigene Stimme zu einem Flüstern. »Ist das, wo du Verstecken gespielt hast? Mit dem Mann?«

Der Junge antwortete nicht, er war wieder in seine übliche Starre verfallen, er blickte stumpf auf das leere Blatt Papier, das vor ihm lag.

Schließlich nickte er kaum merklich.

»Danke, Filip«, sagte Elsa und stand auf, dann verließ sie das Verhörzimmer.

VIER

»Es ist furchtbar«, sagte Lasse Ekberg, »einfach nur schrecklich. Dass so etwas an unserer Schule passiert sein soll. Hier, in Eksjö.« Er schüttelte den Kopf. »Einfach unvorstellbar ist so was.«

Kommissar Björklund nickte zustimmend und griff dann nach dem Kaffee, den ihnen die Frau des Lehrers auf den Tisch gestellt hatte. In schicken, handgetöpferen Tassen, die offenbar zu einem Set der eher kostspieligen Sorte gehörten.

»Wie meinen Sie das, Lasse?«, wollte Elsa wissen und fing sich einen warnenden Seitenblick von Björklund ein, den sie geflissentlich ignorierte. »Ich darf doch Lasse sagen?«

»Ja, klar«, sagte der Sportlehrer und schenkte Elsa ein einnehmendes Lächeln. »Ich meine, man liest so was ja manchmal in der Zeitung, klar. In Großstädten passiert so was. Aber hier, ich meine, da kennt man sich doch. Ich bin selbst hier zur Schule gegangen, und die Eltern der meisten Kinder ebenfalls. Ich meine ...«

»Ich verstehe.«

Ekberg nickte.

»Also, ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass jemand aus Eksjö so was tun würde. Vielleicht einer von den Sommertouristen, also, ich will da niemanden schlechtreden, es ist nur einfach ... man kennt die eben nicht. Aber wir im Dorf hier ...«

»Ihr seid alle eine große Gemeinschaft.«

Elsa lächelte ihn an.

»Ja«, sagte Lasse Ekberg und nickte zustimmend.
»Genau.«

Seine Frau legte ihm die Hand aufs Knie, tätschelte es einmal und zog sie dann wieder weg. *Interessant*, dachte Elsa.

»Es ist ja auch noch gar nicht raus, ob der Junge wirklich ...«, begann Björklund zu beschwichtigen. »Ich meine, es besteht die Möglichkeit, dass er sich das alles nur ausgedacht hat. Um irgendwem eins auszuwischen oder so, du weißt doch, wie sie sind in dem Alter.«

»Verstehe.«

»Wir waren ja selbst nicht immer die reinsten Engel, oder?«, sagte Björklund in jovialem Ton. Ekberg lächelte und legte nun seinerseits die Hand auf den Oberschenkel seiner Frau, wo sie liegen blieb.

Na prima, dachte Elsa, *Kommissar Björklund ist also ebenfalls an diese Schule gegangen. Hätte mich nicht überraschen sollen. Schließlich kennt man sich hier.*

Vom oberen Ende der Treppe war ein Geräusch zu hören und als Elsa hochsah, bemerkte sie das Gesicht eines kleinen Mädchens, das mit großen Augen zwischen den Stäben des Geländers zu ihnen hinunterblickte. Offenbar die Tochter der Ekbergs.

»Das ist Marie«, sagte Ekberg. »Sie ist fünf.«

Alle lächelten ein bisschen und schließlich verschwand

das Gesicht der Kleinen wieder. Seine Frau, fiel Elsa auf, hatte zu der gesamten Konversation noch kein Wort beigetragen. Er hatte sie ihnen noch nicht einmal vorgestellt, was ja zumindest bei Björklund auch gar nicht nötig war.

»Gut, Lasse ...«, sagte Elsa und stellte ihre Kaffeetasse ab. Machte dann Anstalten, aufzustehen. Genauso hatten sie es schon bei den vier Besuchen gemacht, die sie an diesem Nachmittag bereits hinter sich hatten, und allmählich war ihr jede Lust auf hausgemachten Kaffee vergangen. Björklund hatte sie dabei jedes Mal als *Unterstützung aus Malmö* vorgestellt. Da hätte er auch gleich sagen können: *Eine aus der Großstadt, die sich einmischen will. Haltet bloß die Klappe!*

Dementsprechend groß war der Enthusiasmus der Leute gewesen, ihre Fragen zu beantworten. Aber höflich waren sie alle, da war auch Ekberg keine Ausnahme, den ihr Björklund als den Sportlehrer des Jungen vorgestellt hatte. Allerdings, einen Unterschied hatte es schon gegeben.

Elsa stand auf.

Ekberg nahm die Hand vom Oberschenkel seiner Frau, blieb aber sitzen. Die Frau zog ihren Rock glatt und entfernte eine unsichtbare Fussel.

Auch Björklund wuchtete seinen mächtigen Leib aus dem Sessel. Seinem Gesicht war deutlich anzusehen, was er von der ganzen Sache hielt. Vermutlich hatte er gänzlich andere Pläne fürs Wochenende gehabt, bis Filip sie ihm vermasselt hatte. So ein Pech aber auch für ihn.

»Äh, Lasse«, sagte Elsa, während sie sich zur Tür umwandte. »Eins noch, bitte.«

»Klar«, sagte Lasse, »was denn?«

»Sie hatten Filip in der fünften Stunde, das war seine letzte an der Schule, richtig?«

»Wenn Sie das sagen«, sagte Lasse und deutete ein entschuldigendes Lächeln an. »Ich hab ja nicht die Stundenpläne aller meiner Schüler im Kopf.«

»Natürlich nicht.«

Elsa lächelte verständnisvoll, dann kramte sie umständlich ein kleines Notizbuch aus der Tasche, öffnete es und blätterte in den Seiten, die allesamt unbeschrieben waren. Dann tat sie so, als hätte sie eine bestimmte Notiz gefunden.

»Er hat mit mir Verstecken gespielt«, murmelte sie nachdenklich, während sie den Blick nicht von Lasse Ekbergs Hand ließ. Exakt, als sie das Wort *Verstecken* erwähnte, hatte sich diese unwillkürlich den Oberschenkel seiner Frau gepackt. Eine winzige Bewegung nur, die außer Elsa niemandem auffiel, aber eine verräterische.

»Wie bitte?«, fragte Ekberg, so als hätte er Elsas Gemurmel nicht verstanden. Aber er hatte.

»Verstecken«, wiederholte Elsa und blickte dem Lehrer jetzt direkt in die Augen. »Hab es gerade noch mal nachgesehen. *Er hat gesagt, dass er mit mir Verstecken spielen will. In dem Haus.* Das waren Filip's exakte Worte.«

»Ja, und ...?«, schnappte Lasse und auch Björklund musterte Elsa jetzt mit gerunzelter Stirn. Natürlich hatte Filip nichts dergleichen gesagt, aber das konnte der Kommissar ja nicht wissen und Ekberg schon gar nicht.

»Ja«, sagte sie in einem beiläufigen Ton. »Und dann hat Filip uns verraten, wo sich das Versteck befindet. Er sagte ...«

Lasse Ekbergs Blick zuckte nur für den Bruchteil eines Augenblicks zur Seite, aber das genügt Elsa.

»Der Keller«, sagte sie, und Ekberg wurde blass. Seine Frau verzog schmerzerfüllt ihr Gesicht, als er seine Finger in ihren Oberschenkel krallte.

»Lasse!«, stöhnte sie leise, doch der Mann schien sie gar nicht zu hören. Er starrte Elsa aus weit aufgerissenen Augen an. Augen, in denen Begreifen zu dämmern begann. Begreifen, dass er soeben in eine Falle getappt war.

Elsa drehte sich zu Björklund um. Dessen Gesichtsausdruck war ein einziges Fragezeichen. Offenbar begriff er überhaupt nichts.

»Was für ein Keller, Elsa?«

»Den Keller der Ekbergs. Da hinten im Flur ist der Zugang, nicht? Den sollten wir uns mal ansehen, finde ich.«

Ein weiterer Blick auf den Sportlehrer zeigte ihr, dass dieser noch ein bisschen blasser geworden war. Seine Pupillen waren deutlich geweitet und zuckten zwischen ihrem Gesicht und dem Björklunds hin und her. *Und ich wette*, dachte Elsa, *deine Handflächen sind jetzt schwitzig wie die einer Jungfrau beim ersten Mal*. Dann fiel ihr auf, dass das ein reichlich pietätloser Vergleich war angesichts dessen, was der Sportlehrer vermutlich getan hatte.

Nein, dachte sie, nicht vermutlich. Jetzt nicht mehr. Jetzt bin ich mir sicher.

»Lasse, du tust mir weh!«, zischte die Frau des Sportlehrers und wie abwesend wandte der Mann den Blick langsam hinab zu seiner Hand. Die Knöchel seiner Finger traten weiß hervor. Er ließ ihren Schenkel los, was ihn einige Anstrengung zu kosten schien.

Und ungefähr da begann es auch seine Frau zu begreifen.

»Lasse, du ...?«, hauchte sie mit versagender Stimme.

Lasse sagte gar nichts mehr.

Er fragte nicht mal nach einem Durchsuchungsbefehl, was sein gutes Recht gewesen wäre. *Wenigstens*, dachte Elsa, *ist er kein Profi. Auch wenn das freilich ein schwacher Trost ist. Typen wie der, wenn man sie nicht stoppt, machen*

nämlich immer weiter. Und sie werden jedes Mal besser bei dem, was sie tun.

Ekberg schwieg auch noch, als sie gemeinsam in den Flur traten. Da war eine Holztür, gleich neben den Kleiderhaken, an denen ihre Mäntel hingen. Dorthin war sein Blick gezuckt, als Elsa gesagt hatte, dass der Junge ihr erzählt hatte, wo im Haus sich das Versteck befinden würde.

Die Tür öffnete sich ohne das geringste Geräusch, offenbar wurden die Scharniere regelmäßig geschmiert.

»Wo ... äh, wo ist das Licht?«, fragte Björklund.

Er klang ungefähr so schockiert, wie Lasse Ekberg gerade ausgesehen hatte. *Auch Björklund ist also offenbar kein Profi*, dachte Elsa, aber das würde schon bald nicht mehr ihr Problem sein.

Der Sportlehrer deutete auf eine Kordel, an deren unterem Ende eine Glasperle hing, und Björklund zog daran.

Als das Licht anging, offenbarte der Keller eine Ansammlung höchst unauffälliger Alltagsgegenstände. Eine Waschmaschine stand hier unten, nebst einem kleinen Schrank, der vermutlich die dazugehörigen Utensilien wie Waschmittel und dergleichen enthielt. Ein ausgedienter PC unter einer Staubabdeckung. Einer von diesen Hometrainern, im guten Vorsatz gekauft, dann rasch zum Staubfänger geworden.

»Keine Werkbank, wie?«, fragte Elsa, und Björklund fuhr zu ihr herum.

In seinem Gesicht zeichnete sich seine Verwirrung allzu deutlich ab. Offenbar hatte er erwartet, dass sie hier unten von einer Ansammlung belastender Beweise begrüßt werden würden, und nun, da das offenbar nicht der Fall war, befürchtete er vermutlich erneut, bei der hiesigen

Bevölkerung in Ungnade zu fallen, weil er auf die Psycho-
tante aus der Stadt gehört und den Keller eines gänzlich
Unschuldigen durchsucht hatte.

»Keine Männersachen, meine ich«, sagte Elsa und
deutete auf den Keller. »Wir sollten schauen, ob es nicht
vielleicht einen weiteren Raum gibt.«

Es gab einen, und sie mussten sogar eine Weile danach
suchen. Was Elsa mit einer stummen Befriedigung erfüllte.
Selbst sie hatte bisher wenig mehr als Indizien zutage geför-
dert, aber die Tatsache, dass der Mann sie bei ihrer Suche
nicht unterstützte, war praktisch einem Schuldeinge-
ständnis gleichzusetzen. Offenbar hielt sich in ihm nach wie
vor die trügerische Hoffnung, sein alter Schulfreund würde
die Sache einfach auf sich beruhen und ihn vielleicht mit
einem blauen Auge davonkommen lassen, wenn er nur lang
genug stur blieb.

Aber nicht, wenn ich mit dabei bin, dachte Elsa voll
stummer Befriedigung, *nicht mit der Psychotante aus der
Stadt an seiner Seite*.

Letztlich fanden sie den Durchgang hinter einem
Gestell, das als eine Art Garderobe diente. Ein paar ausge-
diente Wintermäntel hingen unter einer Plane und
verbargen so die dahinterliegende Tür, während sie gleich-
zeitig den Anschein erwecken sollten, diese wäre ohnehin
seit Jahren nicht benutzt worden. Kein besonders ausge-
fuchstes Versteck, dachte Elsa, aber um ein Haar hätte es
dennoch genügt, damit Björklund die Sache abgeblasen
hätte. Sie schüttelte den Kopf und damit den spekulativen
Gedanken ab, was unter Björklunds Aufsicht noch so alles
unbemerkt geblieben war im idyllischen Eksjö.

Besser, nicht darüber nachzudenken.

»Wollen Sie oder sollen wir, Lasse?«, fragte Elsa und
verkniff sich dabei jeden Spott. Nicht schwer, wenn man

bedachte, *weswegen* sie hier unten waren. Schließlich hatte der Mann ein bisschen mehr getan als heimlich Schnaps zu brennen oder den Staat um ein paar Steuergelder zu prellen.

Ekberg versuchte, den Schlüssel ins Schloss zu fummeln, doch seine Hände zitterten so stark, dass der Schlüssel zu Boden fiel, wo er klirrend aufschlug.

Elsa hob ihn auf und steckte ihn ins Schloss, wobei sie darauf achtete, nichts außer dem Schlüssel selbst zu berühren. Björklund war da weniger behutsam. Kaum hörte er das Klicken, mit dem das Schloss aufsprang, packte er die Klinke und zog die Tür vollends auf.

»Scheiße ...«, entfuhr es ihm.

Als Elsa an seinen breiten Schultern vorbei ins Innere der kleinen Kammer lugte, konnte sie ihm nur beipflichten.

Der Raum war offenbar mal als kleine Werkstatt angelegt gewesen. Die Werkbank stand noch hier, ebenso ein an die Wand geschraubtes Gitter, an dem man Werkzeuge befestigen konnte. Doch nun hatte das Gitter eine andere Verwendung gefunden. Statt Hämmer, Zangen und Sägen hingen körnige Schwarz-Weiß-Aufnahmen, die allesamt Kinder zeigten, die meisten davon Jungen, keiner älter als zehn Jahre.

Nichts allzu Verfängliches auf den ersten Blick, denn die Kinder trugen allesamt Kleidung, zumeist Sportsachen. Was die Aufnahmen so furchterregend machte, war die Tatsache, dass die Kinder offenbar nicht mitbekommen hatten, dass sie fotografiert worden waren. Das zusammen mit der Grobkörnigkeit der Bilder ließ darauf schließen, dass Lasse Ekberg die Fotos heimlich gemacht hatte, während sie sich nach dem Sportunterricht umgezogen hatten.

Elsas Blick schweifte weiter durch den Raum.

Die Werkbank war mit einem breiten Streifen weißen Papiers abgedeckt worden und darauf lagen Schlüpfen, aber auch Sportbekleidung – auch diese offensichtlich in Kindergrößen, säuberlich nebeneinander aufgereiht wie Stücke einer Ausstellung. Zu jedem Exponat gehörte ein kleines Papierschild. Als Elsa näher trat, konnte sie darauf die Namen von Kindern lesen, offenbar allesamt Ekbergs Schüler. Der Mann musste diese aus den Schränken in der Umkleide gestohlen haben.

In diesem Moment brach Ekberg ächzend im Türrahmen zusammen. Niemand kümmerte sich um ihn.

»Da haben Sie das Versteck«, sagte Elsa. »Und falls das nicht genügt ...«

Sie deutete auf eine Videokamera, die auf einem Stativ in der Ecke stand, ein kleines silbernes Ding mit einem ausklappbaren Display. Nicht eben das neueste Modell. Vielleicht vor Jahren gekauft, um Familienausflüge festzuhalten, und dann vergessen worden wie der Hometrainer im Raum nebenan. *Vielleicht*, dachte Elsa düster, *hat er damit die Geburt seiner Tochter aufgezeichnet, oder das erste Mal, dass sie ihn Papa genannt hat.*

Sie ging zu der Kamera und klappte das Display aus, dann drückte sie die mit *Play* beschriftete Taste. Das Display blieb schwarz. Sie betätigte die *Rückspulen*-Taste, und ein Junge, der über eine Waldlichtung flitzte, kam ins Bild. Das hätte lustig aussehen können, denn seine Bewegungen waren abgehackt und viel zu schnell und außerdem schien er rückwärts zu laufen.

Es war kein bisschen lustig.

»Es ist Filip«, sagte Elsa.

Der Mann, der hinter ihnen auf dem Boden lag, begann zu schluchzen.

»Ich ... also wir haben doch nur ... ich wollte ihm doch gar nichts tun.«

Wortlos zerrte Björklund ihn auf die Füße. Seine große Hand packte den Lehrer einfach am Genick, schleifte ihn durch den Raum zurück zur Treppe. Ohne ein weiteres Wort stieß der Kommissar den Sportlehrer die Stufen hoch.

Nach einem letzten Blick auf die widerliche Sammlung folgte Elsa ihnen nach oben.

Der Rest lag jetzt an Filip, beziehungsweise hing vieles davon ab, was er noch aussagen würde, falls und wenn er wieder zu reden begann. Elsa hoffte, dass der Junge seine Sprache wiederfinden würde, wenn er begriff, dass Lasse Ekberg ihm nichts mehr würde tun können. Wenn er das denn jemals wirklich begreifen würde.

Oben verpasste der Kommissar Lasse Ekberg ein Paar Handschellen, aber das bekam dieser vermutlich gar nicht mehr richtig mit. Sein trüber Blick traf die panisch aufgerissenen Augen seiner Frau, die ihre kleine Tochter an sich presste. Als er an ihnen vorbei zur Haustür geführt wurde, kam Ekberg aber noch einmal zurück ins Hier und Jetzt.

Als er an Elsa vorüberging, drehte er den Kopf und spuckte ihr mitten ins Gesicht. Dann ließ er sich widerstandslos abführen, beobachtet von den stummen Augen der Familie und der anwesenden Polizisten. Ekberg starrte seine Haustür an, die er vermutlich zum letzten Mal für eine ganze Weile sehen würde, dann öffnete Björklund diese und schob ihn nach draußen. Die Tür fiel schwer hinter den beiden Männern ins Schloss.

»Darf ich mal Ihr Badezimmer benutzen?«, fragte Elsa und die Ehefrau des Lehrers deutete wortlos in den Flur.

Elsa fand das Badezimmer, öffnete die Tür, schloss sie hinter sich und schob den kleinen Riegel vor. Sie stakste

zum Waschbecken, legte die zitternden Finger auf den Rand und blickte in den Spiegel.

Was ihr entgegenschaute, war ein blasses Gesicht mit zitternden Lippen und Augen, die aus einer Spur zu viel Pupille zu bestehen schienen. Und einem feuchtglänzenden Fleck auf der Wange.

Ruhig, sagte sie sich, es ist überhaupt nichts. Nur ein weiterer Fall. Nichts weiter. Nur ein weiteres Schwein hinter Gittern.

Sie atmete ein.

Aus.

Ein.

Aus.

Besser.

Ihre Finger hatten aufgehört zu zittern oder sie zitterten jetzt zumindest nicht mehr so stark. Als sie wieder in den Spiegel schaute, entdeckte sie, dass sie beim Abwischen ihres Gesichts eine Stelle über der linken Braue übersehen hatte. Sie drehte den Wasserhahn auf, um es fortzuspülen, als sie spürte, dass etwas ihre Speiseröhre nach oben schoss, ohne jede Vorwarnung. Sie schaffte es gerade noch, den Klodeckel nach oben zu reißen, der gegen die Wandfliesen knallte, dann brach es geräuschvoll aus ihr heraus.

Als es vorbei war, kniete sie entkräftet vor der Kloschüssel und warf einen angewiderten Blick auf die Reste des Frühstücks, das sie vor ein paar Stunden im Hotel zu sich genommen hatte.

Schade, dachte sie bitter, *das ist ein gutes Frühstück gewesen*. Das beste vermutlich, das in Eksjö für Touristen zu bekommen war. Denn das war sie, oder? Eine Touristin. Nur auf der Durchreise. Praktisch schon wieder auf dem Weg nach Hause, nachdem sie ihr Werk verrichtet und

diese Gemeinde der Ruhe und Eintracht beraubt hatte. Wie ein böser Geist. Wie ein Fluch.

Sie tastete nach dem Knopf und betätigte die Spülung, während sie noch vor der Schüssel kniete. Als ihr Handy klingelte, zog sie es aus der Tasche und lehnte sich sitzend gegen die Wand neben dem Klo.

Es war Henrik.

»Ja?«, sagte sie, nachdem sie das Gespräch angenommen hatte.

»Ich hab dir ein paar SMS geschickt«, sagte Henrik.

»Hab ich gesehen.«

»Oh. Und ich Dummerle dachte, du würdest vielleicht auch zurückrufen.«

»Konnte nicht, war beschäftigt.«

»Verstehe. Geht's dir gut? Du klingst ein bisschen seltsam, Elsa.«

»Alles gut, muss die Verbindung sein. Ich bin in Eksjö. Die haben hier einen Kinderschänder.«

»Oh.«

»Ja.«

»Und? Ich meine, kommst du gut voran?«

»Bin hier fertig, so gut wie. Sie führen den Kerl gerade ab.«

»Na dann, Glückwunsch!«

»Danke.«

»Und was ist nun mit mir?«

»Mit deinen SMS meinst du?«

»Richtig. Ich weiß nicht, wie Agnes das sieht, aber ich glaube, wir könnten deine Hilfe gebrauchen. Und zwar schon gestern, am besten. Es pressiert ein bisschen, weißt du?«

»Ach nee.«

»Wir stecken hier ziemlich fest. Du würdest mir, also

uns einen Gefallen tun, wirklich. Soll ich auf die Knie fallen, damit du kommst?»

»Die Vorstellung hat was«, sagte Elsa und ein kleines Lächeln schlich sich auf ihre blassen Lippen.

»Also? Heißt das, du kommst?»

»Ja, ja. Aber morgen muss ich erst mal an die Uni. Ich habe auch noch einen Brotjob, bei dem ich ab und zu mal auftauchen muss, wie du vielleicht weißt.«

»Klar, weiß ich. Das ist echt spitze, Elsa. Du wärest uns eine große Hilfe. Wenn du es dir nur mal anschauen würdest. Deine Einschätzung abgeben oder so.«

»Okay. Ich bring die Kristallkugel mit.«

»Danke, Elsa. Und ...«

»Ja?»

»Fahr vorsichtig, okay?»

»Immer«, sagte sie und legte auf.

Lasse Ekberg saß bereits auf der Rückbank des Streifenwagens, als Elsa aus dem Haus trat. Nur, falls es irgendwer in Eksjö noch nicht mitbekommen hatte, ließ Björklund jetzt die Rundumleuchte auf dem Dach des Wagens laufen. Elsa bemerkte, dass die Gardine hinter dem Fenster am Nachbarhaus beiseitegeschoben wurde und dann in dieser Position verharrte. Bis spätestens heute Abend würde jeder in Eksjö Bescheid wissen. Und dann würden für den Lehrer, seine Frau und ihre Tochter ihre ganz persönlichen Varianten eines Spießbrutenlaufs beginnen.

Als er sie erblickte, kam Björklund auf sie zugelaufen und streckte ihr in einer theatralisch anmutenden Geste die Hände hin. *So ganz anders als noch vor einer halben Stunde,*

dachte Elsa. Aber auch das erlebte sie nicht zum ersten Mal.

»Ich muss dir danken, Elsa. Das hast du wirklich toll gemacht.«

Klingt, als wäre ich ein Kind und hätte einen erstklassigen Purzelbaum hingelegt oder versucht, mein erstes Pferd zu malen, dachte Elsa.

»Danke«, sagte sie knapp.

»Sag mal einer, Psychologen wären zu nichts nütze.«

»Ja. Sag mal einer.«

Elsa hätte schwören mögen, dass exakt das vor ein paar Minuten noch die vorherrschende Meinung in Björklunds Kopf gewesen war.

»Ihr hängt das ja ganz schön an die große Glocke«, sagte Elsa und deutete auf den Streifenwagen, der blinkte wie ein Weihnachtsbaum. »Ich möchte jetzt nicht unbedingt in seiner Haut stecken. Oder der seiner Frau.«

Sie deutete auf das Haus, aus dem sie gerade gekommen war. Björklund zuckte nur mit den Schultern.

»Also, danke nochmals«, sagte er. »Und bestell bitte Agnes schöne Grüße von mir.«

Dann stapfte er zum Streifenwagen und stieg ein.

»Mach ich«, sagte Elsa leise.

Ein paar Minuten später stieg sie in ihren eigenen Wagen, einen knallroten Porsche 911 Targa, und brauste in Richtung Malmö davon, Henriks sorgenvolle Bitte um einen vorsichtigen Fahrstil geflissentlich ignorierend.

Nachdem sich die letzten Streifenwagen verzogen hatten, die auch Frau und Tochter des Sportlehrers aufs Revier gebracht hatten, wurde es still vor dem Haus im Vetlandavägen. Die drei einzelnen Sonnenblumen hinter dem rot gestrichenen Zaun ließen traurig ihre zerzausten Köpfe hängen.

9. November

FÜNF

Hochschule Malmö, Malmö

»... also ist die Schizophrenie eine geradezu typische Psychose mit Realitätsverlust, der sich insbesondere durch akustische Halluzinationen auszeichnet, mit anderen Worten, dem Hören von Stimmen. Zu beachten dabei ist, dass diese Stimmen entgegen der landläufigen Meinung nur selten befehlenden Charakter haben. Vielmehr beleidigen sie häufig den Hörenden oder verwickeln ihn in Gespräche. Auffällig hierbei ist der häufig irrationale Charakter dieser Themen. So ist für Außenstehende oft nicht wahrnehmbar, wieso der Betroffene beispielsweise fest davon überzeugt ist, dass seine Gedanken von anderen gelesen werden oder er davon überzeugt ist, von Außerirdischen entführt worden zu sein ...«

Jemand aus den hinteren Rängen begann, die Titelmelodie von Akte X zu pfeifen.

»Ja, so ähnlich«, sagte Elsa lächelnd und versuchte, gegen das Licht des Projektors anzublinzeln.

Jacob Söderlund grinste sie breit an. Jacob, natürlich.

Der hatte sich schon früh in diesem Semester als Klassenkasper erster Güte etabliert. *Na ja*, dachte Elsa mit einem innerlichen Seufzen, *was will man machen?* In jeder Jahrgangsstufe gab es so einen. Das Besondere an Jacob war jedoch, dass er nicht nur ein verfehlter Comedian war, sondern gelegentlich ziemlich intelligente Bemerkungen von sich gab und außerdem, um der Wahrheit die Ehre zu geben, verdammt gut aussah. Und das war ihm durchaus bewusst.

»Jacob«, setzte Elsa lächelnd zu einer Retourkutsche an. »Da Sie nun schon mal ein Fan von etwas angestaubten TV-Serien aus den Neunzigern sind, versuchen Sie doch beim nächsten Mal, sich das Ganze aus der Perspektive anzuschauen, dass Mr. Mulder unter einer ausgewachsenen Psychose leidet und seine bezaubernde Mitstreiterin Scully damit nach und nach ansteckt. Sie werden dann sicher feststellen, dass ... oh, verdammt. Entschuldigung.«

Elsas Handy hatte in ihrer Hosentasche zu vibrieren begonnen. Normalerweise unterband sie das während der Vorlesungen dadurch, dass sie es in den Flugzeugmodus versetzte, doch heute Morgen musste sie das wohl irgendwie vergessen haben. Sie holte es aus der Tasche, um das jetzt nachzuholen, doch dann verharrte sie mitten in der Bewegung. Das Gesicht von Henrik Andersson erschien auf dem Display.

Mist, sie hatte ihm gestern versprochen, sich auf dem Revier zu melden. Als sie das Gespräch wegdrückte, sah sie, dass er ihr unmittelbar vor diesem Anruf schon gutes Dutzend SMS geschickt hatte. Sie öffnete eine.

Hilfe, Elsa! Ich muss dich sprechen, es ist WIRKLICH dringend! Sitze in der Cafeteria. Kannst du da hinkommen?

Wie der sich das denkt, dachte Elsa, *mitten in der Vorlesung*. Aber solche Aktionen gehörten normalerweise nicht zu Henriks Repertoire, was vermutlich bedeutete, dass die Sache diesmal wirklich brannte. Im Sinne von: lichterloh in Flammen stand. Mist.

»Okay, Entschuldigung«, sagte sie und wandte sich wieder den Drittsemestern zu.

Jacob Söderlund grinste. Diese Retourkutsche hatte sie dank Henrik gründlich vermässelt. Aber wenigstens enthielt er sich eines anzüglichen Kommentars, zumindest für dieses Mal.

»Ich fürchte, es ist ein Notfall eingetreten«, sagte sie zur Klasse und wandte sich dann an ihre Assistentin. »Freja, könnten Sie für mich einspringen?«

Ein rothaarige, junge Frau Ende zwanzig, die in der ersten Reihe saß, nickte, erhob sich und trat lächelnd zum Pult.

»Einfach die Folien durchspulen und dann sollen sie sich das noch mal im Zimbardo anschauen«, flüsterte Elsa ihrer Assistentin zu.

»Ist gut«, flüsterte Freja zurück und übernahm das Pult, während Elsa durch den Mittelgang zwischen den Sitzreihen nach draußen hastete. Im Vorübergehen bemerkte sie, dass Jacob Söderlunds Grinsen noch etwas breiter geworden war, seit Freja übernommen hatte.

SECHS

Sie musste nicht lange nach ihm suchen. Henrik Andersson saß am einzigen besetzten Tisch in der ansonsten komplett verlassenen Cafeteria.

»Dir ist schon klar, dass meine Professur auch ein paar weltliche Pflichten mit sich bringt, oder? Zum Beispiel muss ich, man mag es kaum glauben, hin und wieder Vorlesungen halten vor diesen, wie heißen sie noch? Ach ja, genau! Studenten!«

»Ich weiß, Elsa«, sagte Henrik und schenkte ihr ein entschuldigendes Lächeln. »Es tut mir auch leid, wirklich. Aber diese Sache konnte einfach nicht warten. Uns fliegt gerade alles um die Ohren, und heute Morgen kam die Meldung rein, dass ... Also, dass sie das Mädchen gefunden haben und ...«

»Lieber Kommissar Andersson«, sagte Elsa und setzte ein unschuldiges Mädchenlächeln auf, »ich habe nicht die geringste Ahnung, wovon Sie da reden, das ist Ihnen schon klar, oder?«

»Natürlich, ja«, sagte Henrik und schüttelte den Kopf.

»Entschuldige. Also von vorn und schön der Reihe nach, nicht wahr?«

»Das würde es erleichtern, ja.«

»Also, Elsa. Heute Morgen wurde die Leiche eines zehnjährigen Mädchens gefunden«, begann Henrik. »Man hat sie inzwischen als die von Marlis Olsson identifiziert, welche vor einer Woche von ihrer Mutter als vermisst gemeldet worden ist.«

»Okay«, sagte Elsa gedehnt.

»Leider, aber das hast du nicht von mir, haben ein paar Kollegen die Sache offenbar auf eine zu leichte Schulter genommen, zumindest am Anfang. Die Mutter des Mädchens ist in dem Viertel bekannt und da dachten sie wohl, die Kleine sei ihr ausgebüxt.«

»Bekannt?«, fragte Elsa. »Wie meinst du das?«

»Na ja, sie hat keinen allzu guten Ruf, genau genommen. Soll wohl hin und wieder gewisse Dienste gegen Entgelt angeboten haben, die von dem einen oder anderen Herrn aus der Nachbarschaft gern in Anspruch genommen wurden. Und angeblich soll sie sich auch öfter lautstark mit ihrer Tochter gestritten haben, besonders, wenn sie betrunken war. Solche Sachen eben.«

»Ah«, machte Elsa. »Solche Sachen also.«

»Ja«, seufzte Henrik. »Da wird man schnell zum schwarzen Schaf in einer Gegend wie Rostorp.«

»Verstehe. Und natürlich würde keiner der ehrbaren Mannsbilder aus der Nachbarschaft diese gewissen Dienste je offiziell in Anspruch nehmen, aber trotzdem wussten alle irgendwie davon. Und an der Schule, an die die Kleine ging, vermutlich auch.«

Henrik nickte bekümmert.

»So in etwa. Wir haben die Vermisstenanzeige natürlich aufgenommen. Aber als wir uns in der Nachbarschaft

umgehört haben, sagten praktisch alle dasselbe aus. Zerrissen sich das Maul über die Frau, erzählten uns von den Streitigkeiten, und dem anderen, und die Beamten ...«

Henrik machte eine vage Geste.

»Na ja, du weißt ja selbst, wie das ist, wenn die Kids in dem Alter von zu Hause wegrennen. Die müssen schon gefunden werden *wollen* ...«

»Aber jetzt ist sie gefunden worden, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Henrik. »Von zwei Joggern aus dem Viertel, drüben in Rostorp. Die haben sie im Beijers Park aus einem Tümpel gefischt, so ein Schlammloch, das sich mit Regen gefüllt hatte, und das hat sie wohl irgendwie ...« Henrik senkte die Stimme. »Und das hat die Leiche dann irgendwie nach oben gedrückt.«

Elsa nickte. Starker Tobak, das. Vermutlich auch für die beiden Freizeitsportler.

»Habt ihr schon irgendwas zum Täter? Einen Verdächtigen vielleicht?«

Henrik schüttelte den Kopf. »Keinerlei Hinweise bis jetzt. Mann fand allerdings an der Kleinen jede Menge Spuren.«

»Spuren von ...?«

»Missbrauch, Elsa. Wobei ich es eher Folter nennen würde. Da waren Schnitte und ...«

»Sperma?«

»Hm?«

»Habt ihr schon Spermaspuren gefunden? DNA?«

Wieder schüttelte Henrik langsam den Kopf.

»Und jetzt fliegt euch die Sache um die Ohren, weil ...?«

»Weil das Erste, das diese Idioten in Jogginganzügen gemacht haben, war, es überall in Rostorp herumzuerzählen. Bevor wir uns versahen, war die Presse da, und ich

meine nicht nur ein paar Fotojournalisten von irgendeinem Käseblatt. Sogar das *Expressbladet* war dort, das Fernsehen auch, richtig mit Ü-Wagen, das volle Programm.«

»Wow.«

»Ja, oder? Müssen es wohl bei Twitter oder so aufgeschnappt haben. Sogar die Mutter von der Kleinen haben sie vor die Kamera gezerzt, und was die über unsere Ermittlungen zu sagen hatte, war wenig schmeichelhaft, weder für uns noch für ihre Nachbarn. Die das natürlich mitbekamen, standen schließlich alle drum herum. Da gab es beinahe Ausschreitungen und die Presse hält natürlich immer schön drauf.«

»Gefundenes Fressen, wie?«

Henrik nickte.

»Das Ganze kochte derart hoch, dass wir eingreifen und die Frau erst mal in Gewahrsam nehmen mussten.«

Elsa piffte leise durch die Zähne.

»Okay. Und wie soll ich euch da weiterhelfen?«, fragte sie dann.

»Du könntest einfach mal einen Blick drauf werfen. Dir den Bericht aus der Forensik anschauen, solche Sachen. Vielleicht lässt das irgendwelche Schlüsse auf den Täter zu. Sieh mal, wir haben ein echtes Problem. Wir müssen diesen Kerl schnappen, je eher desto besser. Und wir haben nichts bisher, überhaupt nichts.«

»Du meinst, ich soll mich in ihn *hineinversetzen*, ja? Und dann ein Profil von ihm erstellen oder so was.«

»So was in der Art, ja. Wenn das geht.«

»Ui«, machte Elsa und grinste. »Wie einer von diesen tollen Profilern aus dem Fernsehen?«

»Blödmann«, sagte Henrik.

»Tut mir leid«, sagte Elsa. »Ist ja auch nicht wirklich witzig, das Ganze. Ich kann's mir ja mal ansehen, ob mir

irgendetwas dazu einfällt. Bloß mach dir keine allzu großen Hoffnungen, ja?»

»Klar«, sagt Henrik, »danke.«

»Weiß Agnes denn Bescheid?«

»Ach«, sagte Henrik und hob die Arme in einer abwehrenden Geste, während er die Augen gen Himmel verdrehte. »Die hat nun wirklich genügend eigene Probleme im Moment. Die Sache mit dem Zeugen aus Rosengård ist drauf und dran, zum Politikum zu werden. Ich meine, bei allem, was da gerade sowieso schon abgeht, hat das gerade noch gefehlt, da hat sie sich echt was geleistet.«

»So schlimm?«

»Schlimmer.«

»Okay, aber ich muss mich trotzdem jetzt erst mal wieder um meine Studenten kümmern.«

»Verstehe ich.«

»Und du schuldest mir was, klar?«

Elsa musterte Henrik mit einem langen Blick, dann lächelte sie.

Er lächelte zurück, ein spitzbübisches Grinsen diesmal. »Wie wär's mit Abendessen, heute?«

»Geht nicht«, sagte sie. »Da habe ich leider schon eine wichtige Verabredung.«

»Ach so«, sagte Henrik und gab sich keine allzu große Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen.

»Aber Hunger habe ich auch jetzt schon«, sagte Elsa. Dann stand sie auf, packte den völlig verdutzten Henrik an der Hand und zog ihn hinter sich her aus der Cafeteria.

SIEBEN

Sie stieß ihm ihren heißen Atem in den Nacken.

»Bist ein schlimmer Junge, was?«, hauchte sie in sein Ohr, während sie ihren Körper an ihn presste.

»Wie bitte?«, stöhnte er flüsternd zurück. »Du hast mich doch hier reingezerrt ... und, oh fuck, Elsa! Was machst du ...?«

Er stöhnte auf, als sie ihn mit ihren Beckenmuskeln bearbeitete.

»Wage es bloß nicht!«, flüsterte sie und stieß dann ihre Zungenspitze in sein Ohr, wohl wissend, was das bei ihm anrichten würde. Aber irgendwann musste er schließlich mal lernen, sich ein bisschen zu beherrschen. Oder auch nicht.

»Du bist verrückt«, stöhnte er, »das ist völlig verrückt! Auf dem Uniklo, ausgerechnet! Wenn nun jemand kommt ...«

Nichtsdestotrotz hielt er ihren Hintern fest umklammert, während er sie gegen die Toilettenwand presste und sich mit kräftigen Stößen das holte, was er brauchte. Und sie, ganz ehrlich, brauchte es mindestens genauso dringend.

»Verhafte mich doch, Herr Polizist«, kicherte Elsa leise.

Henrik antwortete mit einem undefinierbaren Grunzlaut.

»Jeden ... Moment ... könnte hier ... jemand reinkommen«, stöhnte Henrik zwischen schweren Atemstößen.

»Ich weiß«, flüsterte Elsa. »Hast du so etwas etwa nie gemacht auf dem Schulklo damals?«

»Was? Nein, natürlich nicht.«

»Ich auch nicht. Daher wollte ich es eben jetzt mal ausprobieren. Jetzt, wo du ein großer Junge bist und ich ein erwachsenes ... oh, Gott, ja. Mach damit weiter«, wimmerte sie, während sie ihre Arme um seinen Hals schlang und die kräftigen Muskeln spürte, welche sich unter seiner erhitzten Haut bewegten. Wenn er das nur halb so erregend fand wie sie, hielt er heute wirklich außergewöhnlich lange durch, dachte Elsa und schloss genießerisch die Augen.

Er hatte ihren Rock weiter nach oben geschoben und war ein Stück zurückgetreten. Der Winkel, in dem er sie jetzt nahm, war einfach der Wahnsinn. Einmal ganz von den durch und durch verruchten Umständen abgesehen.

»Gleich ...«, stöhnte sie mit geschlossenen Augen. »Bin ... gleich ... so weit, oh.«

Sie biss sich auf die Unterlippe.

»Im Ernst?«, fragte er ungläubig.

»Blödmann!«, zischte sie. »Halt einfach die Klappe und mach weiter.«

Und das tat er.

Als seine Stöße kräftiger und zunehmend unkontrollierter wurden, war sie tatsächlich kurz davor. Er packte sie an ihren Oberarmen, drückte das vernarbte Gewebe dort zusammen und sie krallte ihre Nägel in seinen Hals. Das würde ebenfalls Spuren hinterlassen, und wenn schon.

Sie spürte noch, dass auch er die Kontrolle verlor, hörte,

wie sich ein kräftiges Stöhnen seiner Brust entrang – das man vermutlich auch auf dem Gang draußen hatte hören können, aber wen interessierte das jetzt – und dann ging alles in ihrem Höhepunkt unter.

Als sie die Augen wieder aufschlug, presste er sich zitternd an sie. Sie küsste seinen Hals, knabberte daran herum, schmeckte den Schweiß auf seiner Haut. Nicht schlecht dieses Mal, wirklich.

»Hab ich geschrien?«, fragte sie lächelnd, als sie wieder einigermaßen zu Atem gekommen waren.

»Nein«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Aber beinahe. Ich musste dir den Mund zuhalten.«

»Braver Junge. Und jetzt lass mich runter.«

Er tat es, seine Bewegungen sanft und beinahe vorsichtig jetzt, ganz anders als noch vor ein paar Minuten, als er sie einfach in die Ecke der Kabine gedrückt hatte, als wollte er sie zerquetschen.

Sie zog ihren Rock nach unten, er seine Hose hoch.

»Fuck, Elsa, das war der Wahnsinn«, flüsterte Henrik. »Scheiße, ich komme mir vor wie ein Student, der gerade ...«

Sie lachte ihn an.

»Na, dann stopf dir mal in Ruhe das Hemd in die Hose, Herr Student«, sagte Elsa. »Ich muss mich jetzt nämlich ein bisschen frisch machen und dann zurück in die Vorlesung, weißt du?«

»Wahnsinn war das«, murmelte Henrik noch einmal.

Sie sperrte die Kabine auf und lugte durch den Türspalt nach draußen. Die Luft war rein. Noch war Vorlesungszeit, keiner außer ihnen war hier. Glück gehabt.

»Das mit dem Essen ist aber nur aufgeschoben, nicht aufgehoben«, ermahnte sie Henrik lächelnd.

»Klar, Elsa«, sagte der, »wie seh ich aus?«

Sie maß ihm einen raschen Blick zu.

»Gut«, sagte sie und gab ihm einen schnellen Kuss auf den Mund, während sie sein Haar zerzauste. »Wie frisch gefickt.«

Dann schlüpfte sie lachend aus der Kabine.

10. November

ACHT

Polizeirevier Malmö-Süd

»Gott sei Dank, dass du da bist«, sagte Henrik, als er sie an der Anmeldung abholte, wo man Elsa ihren Besucherausweis ausgehändigt hatte.

»Ganz schön was los hier«, sagte Elsa und nickte in Richtung des Flurs. Die Hektik, die heute herrschte, war nicht zu übersehen, und dabei war das Revier im Sallerupsvägen nun wirklich kein Ort, an dem es irgendwann einmal besonders ruhig zugeht. Aber jetzt herrschte die rege Aufruhr. Uniformierte Polizisten und welche in Zivil hasteten mit gehetzten Blicken durch den Flur, die meisten hatten noch nicht einmal ihren obligatorischen Morgenkaffee in der Hand. Telefone schrillten nahezu durchgängig, dazwischen ereiferten sich allerlei Verhaftete, wie lange man sie eigentlich noch sitzen lassen wolle.

Dazu die drückende, stickige Hitze von zu vielen Menschen in einem nicht gelüfteten und schon gar nicht klimatisierten Raum. Das gnadenlose Licht der Neonröhren an der Decke verpasste allen Anwesenden gleicher-

maßen ein zombiehaftes Aussehen: kalkweiße Gesichter mit viel zu tief liegenden Augen. Es roch nach Schweiß und den Ausdünstungen zu vieler durchgemachter Nächte.

Und davon abgesehen: Irgendetwas anderes lag ganz gewaltig in der Luft, das war beinahe körperlich zu spüren.

Henrik zerrte Elsa weiter, am Großraumbüro in den Gang hinein, an dessen Ende sich das Zimmer befand, das er sich mit einem halben Dutzend Kollegen von der Abteilung für Gewaltverbrechen teilte. Jetzt war nichts Spielerisches mehr an ihm, der große Junge von gestern Nachmittag hatte sich wieder in einen ernsthaften und durch und durch professionellen Polizisten verwandelt.

»Was ist denn los?«, fragte Elsa, »also ich meine ...«

»Oh, jede Menge ist los«, sagte Henrik, als er sie aus der Reichweite des größten Chaos gebracht hatte. Vor der Tür zu seinem Büro machten sie Halt.

»Heute Morgen gab es eine weitere Vermisstenmeldung«, erklärte er. »Noch ein Mädchen.«

»Scheiße«, sagte Elsa.

Das erklärte zumindest den Teil des Chaos, der die übliche Norm überschritt.

»Lilly Ljungberg, neun Jahre alt.«

»Oh je«, sagte Elsa. »Stammt die Kleine auch aus Rostorp wie ... wie hieß sie noch, Marlis?«

»Nein. Schlimmer. Lilly wohnt in Kronheim. Ihre Eltern haben heute in aller Früh angerufen. Das Einzige, was mich wundert, ist, dass sie nicht gleich ein halbes Dutzend Anwälte vorbeigeschickt haben. Aber die werden vermutlich nicht lange auf sich warten lassen.«

»Kronheim, Paradies des aufstrebenden Bürgertums, hm?«

Henrik nickte.

»Genau. Und bestimmt kannst du dir auch vorstellen,

was da jetzt los ist. Für die Kronheimer steht der Schuldige natürlich schon längst fest, beziehungsweise, aus welchem Viertel der stammen muss.«

»Seved«, sagte Elsa, »oder Rosengård. So in diese Richtung?«

»Freilich. Und die besorgten Bürger haben natürlich seit heute Morgen nichts Besseres zu tun, als uns und jeden, der es lesen will, mit Tweets und Postings zuzuschütten.«

»Und sicher hatten die auch ganz praktische Vorschläge, wie mit den Ausländern in Malmö zu verfahren sei?«, vermutete Elsa.

»Ein Elektrozaun um die sogenannten No-go-Areas war im Gespräch, ja. Und der gehörte noch zu den humaneren Alternativen.«

»Hat die Presse schon Wind davon?«

»Soll das ein Witz sein, Elsa? Die haben sich draufgestürzt wie die Geier. Seit die Sache mit Marlis in der *New Epoch* zu lesen war, lauern die doch nur auf so was. Wenn es nach denen geht, haben wir es mit einem verrückten Serienkiller zu tun, vorzugsweise einem durchgeknallten Moslem, aber zur Not würden sie sich wohl auch mit einer jugoslawischen Gang von Kinderschiebern zufriedengeben. Solange sie nur einen haben, den sie am nächsten Baum aufhängen können. Mann, manchmal hasse ich das Internet, ehrlich. Oder was es so zutage fördert.«

»Hm«, machte Elsa und kniff die Augen zusammen. »Und was glaubst du, Henrik? Ist es ein Serientäter?«

»Ich weiß rein gar nichts im Moment und ich werde einen Teufel tun und mich zu irgendeiner vorschnellen Äußerung hinreißen lassen, die das Fass zum Überlaufen bringt. Aber vielleicht kannst du uns helfen. Ich meine, das ist doch genau dein Ding. Falls es ein Serienmörder ist, meine ich.«

»Na danke schön.«

»Du weißt, wie ich das meine. Agnes hat heute Morgen die Gründung einer Soko *Marlis* beantragt und der Nyström hat dem sofort stattgegeben. Es zeigte sich, dass der auch schon sehr früh auf den Beinen war heute. Und die Twitter-App auf seinem Handy installiert hat. Aber so gesehen ist das mal ein positives Resultat. Auch der Polizeichef ist jetzt ganz schön unter öffentlichen Druck geraten. Wer weiß, vielleicht geschieht ja sogar ein Wunder und jemand stellt uns mal ein paar der Mittel zur Verfügung, die wir brauchen würden, um solche Sachen vernünftig anzugehen.«

»Na wunderbar.«

»Ja, Elsa, ganz wundervoll. Ich könnte jetzt schon kotzen, wenn ich daran denke, mit welcher Begeisterung uns die braven Bürger von Kronheim bei dem Versuch unterstützen werden, einigermaßen saubere Ermittlungen vor Ort durchzuführen. Man darf auch nicht vergessen, dass einige von den Typen einen nicht unbeträchtlichen politischen Einfluss haben. Und die meisten von denen stehen definitiv darauf, sich wichtig zu machen, siehe Twitter. Man kann ja nie wissen, wozu es später mal gut sein wird, wenn man in Zeiten wie diesen nach mehr Sicherheit gekräht hat.«

»Na ja, abwarten«, sagte Elsa diplomatisch. Kein Grund, die Pferde scheu zu machen. Die würden ihnen vermutlich noch früh genug von ganz allein durchgehen, haha.

»Und wie schlägt sich ...?«

»Äh ... frag sie doch am besten selbst«, schlug Henrik vor und deutete über Elsas Schulter.

Als sie sich umdrehte, sah sie dort Agnes Helstrom stehen, derzeitige Revierchefin und damit Henriks Vorge-

setzte. Sie musterte Elsa mit einem betont neutralen Gesichtsausdruck, während sie ihre rechte Hand demonstrativ auf dem Deckel der riesigen, kastenförmigen Umhängetasche liegen ließ, welche über ihre Schulter hing.

»Elsa«, sagte sie, bevor sie knapp in Henriks Richtung nickte. »Sind alle da?«

Henrik nickte.

»Na dann los«, sagte Agnes, warf Henrik einen weiteren, schwer zu deutenden Blick zu, dann betrat sie den Raum. Die Tür fiel hinter ihr ins Schloss.

»Also ...«, sagte Henrik und schickte sich an, die Tür für Elsa zu öffnen. Die legte ihre Hand auf seine.

»Ist sie schon länger so?«

Henrik beugte sich zu ihr herüber und flüsterte: »Ich habe was gehört von internen Ermittlungen wegen dieser Sache mit dem Iraker. Der Kerl soll völlig zusammengebrochen sein.«

»Scheiße«, sagte Elsa, »echt jetzt?«

Henrik zuckte mit den Schultern.

»Sie soll auch ein paar private Probleme haben in letzter Zeit, aber das hast du alles nicht von mir, klar?«

»Hm, das erklärt es wohl«, sagte Elsa. »Meinst du echt, es ist okay, wenn ich mich einmische?«

»Blödsinn. Du mischst dich nirgendwo ein. Ich habe dich dazu gebeten, weil du uns bei früheren Fällen schon sehr nützlich warst, das geht also auf meine Kappe. Und ich habe es mit Agnes abgeklärt, sie weiß Bescheid und hatte nichts dagegen. Herrgott, wir können gerade wirklich jede Hilfe brauchen, die wir kriegen können.«

Elsa nickte.

»Also los«, sagte sie.

»Also los«, sagte Henrik und öffnete die Tür.

NEUN

»Schön, dass wir jetzt vollzählig sind«, sagte Agnes leicht angesäuert, als Elsa und Henrik das Büro betraten. Man hatte die Schreibtische provisorisch zu einem großen U zusammengestellt und ein paar zusätzliche Stühle herbeigeschafft. In einer Ecke beim Fenster standen einige verwaiste Computerbildschirme samt Tastaturen herum, die man hastig zusammengeschoben hatte.

Insgesamt saßen ein halbes Dutzend Leute um das U herum, am Stirnende Agnes und zwei Inspektoren, die Elsa noch nicht kannte. Ein paar der anderen nickten ihr zu. Sie war im Revier keine Unbekannte mehr, seit sie damals geholfen hatte, den Mord an dem Åström-Jungen aufzuklären.

»Na gut«, sagte Agnes. »Ich nehme an, die meisten von Ihnen kennen Elsa Mattsson, sie ist eine Psychologin und unterrichtet an der Uni. Sie hat uns früher schon gelegentlich unterstützt und Henrik hielt es für eine gute Idee, sie hinzuzuziehen. Na ja, die anderen kennen sich ja.«

Autsch, dachte Elsa, aber Agnes sah noch nicht einmal

in ihre Richtung. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie Henrik kaum merklich den Kopf schüttelte.

»Henrik wird die Ermittlungen leiten«, sagte sie und deutete in seine Richtung, ebenfalls, ohne ihn anzuschauen. »Ich glaube, ich muss nicht erwähnen, dass ich seit den frühen Morgenstunden praktisch ständig mit Polizeichef Nyström telefoniere, und der hatte heute Morgen auch schon den Justizminister an der Strippe. Die Sache hat für alle im Raum ab sofort absoluten Vorrang. Vor *allem* anderen.«

Agnes öffnete ihre gewaltige Aktentasche und zog ein paar Mappen daraus hervor, die sie in die Runde gab.

»Das ist, was wir bisher an Berichten haben. Da das aber noch nicht vollständig ist, würde ich dich bitten, uns ein bisschen auf den Stand zu bringen, Henrik.«

»Na klar«, sagte der und schob Elsa ein Exemplar der Mappe hin. »Am Morgen des sechsten November erhielten wir die Vermisstenmeldung zu Marlis Olsson, zehn Jahre alt, aus Rostorp, und zwar von ihrer Mutter, die hier auftauchte und zu Protokoll gab, ihre Tochter seit achtundvierzig Stunden nicht gesehen zu haben.«

Jemand pfiff durch die Zähne.

Ja, dachte Elsa, für ein Mädchen in Marlis' Alter war das ein seltsam langer Zeitraum, allerdings hatten manche Leute ein nahezu gestörtes Angstverhältnis zu den hiesigen Behörden, und achtundvierzig Stunden war ein Zeitraum, der sich damit durchaus noch erklären ließ, zumindest war das eine Möglichkeit.

Mörder, so wusste sie, riefen üblicherweise innerhalb der nächsten ein bis zwei Stunden nach der Tat an, wenn sie sich selbst stellten. Das Mädchen war außerdem über einen längeren Zeitraum gefoltert und dann in einem Schlammloch versteckt worden. Unwahrscheinlich, dass

jemand, der zu so etwas fähig war, gleich danach geplagt von einem schlechten Gewissen die Polizei anrufen würde. Und spätestens das zweite Mädchen, von dem Henrik vorhin gesprochen hatte, schloss die Mutter nahezu komplett als Verdächtige aus.

»Am Morgen des siebenten fanden Jogger die Leiche des Mädchens in einer Senke im Beijers Park in Rostorp unweit ihres Wohnhauses. Der starke Regen in den Tagen zuvor hatte das Erdloch mit Wasser und Schlamm gefüllt. Durch den steigenden Wasserspiegel wurde die Leiche aus einem Erdloch gespült, wo man sie vergraben hatte. Wir gehen davon aus, dass das so nicht geplant war. Wäre der Regen nicht gewesen, hätten wir ihre Leiche wohl erst später gefunden. Aber gefunden hätten wir sie, das steht außer Frage, weshalb wir davon ausgehen, dass der Mörder sie nur loswerden, aber nicht wirklich verstecken wollte.«

Elsa horchte auf. Das war interessant. Wenn man wollte, dass eine Leiche nicht gefunden wurde, gab es in Malmö und Umgebung sicher besser geeignete Orte als ein flaches Loch in einem öffentlichen Park. Der Hafen zum Beispiel, oder man konnte mit einem Boot raus aufs Meer. Wenn man wusste, wo die Strömungen waren, standen die Chancen nicht schlecht, dass das, was man da reinwarf, nie wieder auftauchte.

»Die Gerichtsmedizin fand jede Menge Schnittwunden an Marlis' Körper«, fuhr Henrik fort, »wir gehen davon aus, dass sie über einen längeren Zeitraum gefoltert wurde, bevor sie starb. Einige dieser Wunden lassen sich durchaus sexuell interpretieren, aber dazu würde ich gern noch Elsas Expertise einholen. Sperma hat man in keiner Körperöffnung gefunden, und auch sonst keine Spuren, die auf den Täter schließen lassen. Was ja nicht weiter verwunderlich ist, immerhin lag sie einige Stunden in der Erde und

dann im Wasser. Nackt, übrigens, bis auf eine Socke an ihrem linken Fuß und einen roten Anorak. Beides gehörte ihr und laut ihrer Mutter hat sie die Sachen getragen, als sie verschwand. Fotos finden Sie im Bericht.«

»Und was ist mit ihrem Blut?«, wollte einer wissen. »Ist sie betäubt worden oder so was? Haben wir schon die Ergebnisse aus der Forensik?«

Henrik schüttelte den Kopf.

»Die Berichte haben wir. Die Forensik sagt Nein, keine Betäubung. Sie hat alles bis zum Schluss bewusst erlebt.«

Der gefragt hatte, schüttelte den Kopf und vertiefte sich dann wieder in die Akte, die vor ihm auf dem Tisch lag.

Henrik fuhr fort, den Fall zu erläutern, und brachte das Gespräch dann auf das zweite Entführungsoffer, ein Mädchen namens Lilly, deren Verschwinden seit heute Morgen das Tagesgespräch in Kronheim war, und es in Kürze auch bei denen sein würde, die nicht das Privileg hatten, in diesem Viertel zu wohnen.

Während Elsa mit einem Ohr zuhörte, vertiefte sie sich in den Obduktionsbericht zu der kleinen Marlis, welche die beiden Jogger aus dem Schlammloch in Rostorp gezogen hatten.

Die Fotos waren nur schwer zu ertragen.

Ein kleiner Körper auf einem Tisch aus Edelstahl, schlank und zerbrechlich, am linken Fuß ein pinkfarbened Rüschensockchen, den Anorak hatte man ihr ausgezogen. Still lag sie da, beinahe friedlich, wären die blassen Wunden der Einschnitte nicht gewesen, die keinem wahrnehmbaren Muster oder System zu folgen schienen. Wer immer ihr diese Schnitte beigebracht hatte, hatte vermutlich mit einem kleinen Schnitt angefangen und sich dann schnell und gründlich hineingesteigert, immer wieder mit der Klinge regelrecht in sie hineingehackt. Zum Schluss

hatte er offenbar ganz die Kontrolle verloren. Ja, danach sah es aus.

Elsa blätterte weiter und las, dass der Tod offenbar durch einen gezielten Stich ins Herz eingetreten war, der von derselben Klinge stammte, mit der man ihr die anderen Verletzungen beigebracht hatte.

Der untersuchende Arzt stellte aufgrund der entsprechenden Spuren die Feststellung an, dass Marlis während ihres Martyriums gefesselt gewesen war, aber offenbar hatte sie sich vorher wohl noch einmal zur Wehr gesetzt. Unter den Fingernägeln ihrer linken Hand hatte der Gerichtsmediziner Spuren eines gelben Kautschukmaterials gefunden. Es bestand zwar die durchaus realistische Möglichkeit, dass dieses überhaupt nichts mit dem Fall zu tun hatte – möglicherweise hatte das Mädchen vorher mit einem gelben Plastikspielzeug oder etwas Ähnlichem gespielt –, aber Elsa glaubte das nicht. Was immer es war, das Mädchen hatte panisch seine Nägel hineingeschlagen, und so etwas tat ein Kind nicht, wenn es nur spielte.

Elsa schloss die Akte und hob den Blick.

Inzwischen war Henrik fertig mit dem Bericht über das entführte Mädchen namens Lilly. Dieses war gestern Nachmittag aus dem elterlichen Garten verschwunden. Diesmal waren keine vierundzwanzig und schon gar nicht achtundvierzig Stunden vergangen, bis die Eltern reagiert hatten. Allerdings hatten deren erste Gedanken nicht der Verständigung der Polizei gegolten, sondern den sozialen Medien im Internet. Dort hatten sie schon zwei Stunden nach Verschwinden des Kindes um Mithilfe gebeten, und so hatte die Angelegenheit die Runde gemacht wie das sprichwörtliche Lauffeuer. Hinweise auf den Verbleib des Mädchens hatte das allerdings nicht zutage gefördert und so waren die Eltern heute Morgen schweren Herzens zur

Polizei gegangen, und auch das hatten sie natürlich live getweetet.

»Okay«, sagte Agnes, »dann starten wir. Am besten fahren wir jetzt allesamt nach Kronheim, bis auf Gunter, der sich bitte darum kümmern wird, dass wir eine zentrale Ablage für gesammeltes Material bekommen. Ingmar Nyström fand es darüber hinaus eine gute Idee, möglichst viel Präsenz vor Ort zu zeigen, also werden wir dem Polizeichef selbstverständlich den Gefallen tun, wenigstens den Versuch zu unternehmen, das Bürgervertrauen in unsere Arbeit wiederherzustellen. Die besorgten Eltern von Kronheim sollen zumindest sehen, dass wir die Sache ernst meinen, klar?«

Darauf nickten ein paar, aber es gab auch eine Menge Kopfschütteln. Ein schwergewichtiger Mann, vermutlich Gunter, kritzelte etwas auf einen Zettel. Elsa vermutete, dass ihn Agnes vor allem deshalb mit einer Aufgabe im Innendienst betraut hatte, weil ein dicker Polizist beim verordneten Präsenzzeigen nicht so gut ankam. Es gab ja auch so schon genügend Klischees über Beamte und Süßigkeiten.

»Okay«, sagte Agnes, »also was immer uns da jetzt erwartet, machen Sie saubere Arbeit und vor allem: Sprechen Sie mit niemandem, schon gar nicht mit der Presse. Nyström wird vermutlich irgendein offizielles Statement abgeben, und das war's dann erst mal. Für uns heißt das in jedem Fall: kein Kommentar, klar?«

Alle nickten.

»Ähm, Agnes«, meldete sich der dicke Polizist zu Wort. »Wie ist das, wer ist der offizielle Leiter, an den wir uns wenden? Bist du das noch? Ich meine ...«

Er wurde knallrot, ein paar andere Polizisten senkten hastig die Köpfe.

»Autsch!«, flüsterte Elsa Henrik zu.

Agnes schenkte Gunter einen Blick, der den unteretzten Mann förmlich gefrieren ließ. Ihre Stimme war eisig, als sie sagte: »Natürlich leite *ich* die Sache, Gunter, wer denn sonst?«

»Okay«, stammelte er, »es war ja nur, weil ...«

Dann winkte er hastig ab, um sich ganz schnell irgendwas auf seinem Zettel zu notieren. *Vielleicht ist sein Gewicht ja nicht der einzige Grund*, dachte Elsa, *dass er heute Schreibtischdienst versehen darf*.

»Also«, sagte Agnes und erhob sich. »Auf geht's!«

ZEHN

Malmö-Kronheim

In Kronheim war eine organisierte Version der Hölle ausgebrochen. Irgendwie schien es keiner der Anwohner an diesem Morgen besonders eilig haben, die Gegend zu verlassen, um – beispielsweise – zur Arbeit zu gelangen. Vielleicht sah es auch nur so aus, weil sich alle, deren Job in dieser Hinsicht flexibel war, vor dem Haus der Ljungbergs eingefunden hatten. Und das waren eine Menge.

Fast jeder der herumstehenden Gaffer, Nachbarn und sonstigen Schaulustigen hatte ein Smartphone in der Hand und tippte wild darauf herum, andere filmten minutiös jeden Aspekt des Geschehens mit ihren Handys, auch wenn das angesichts der überreich versammelten Fernsehkameras ein wenig redundant erscheinen mochte. Ein paar besorgte Anwohner gaben den überreich versammelten Presseleuten Interviews, deren Filetstücke man heute und in den folgenden Tagen vermutlich auf allen Kanälen würde bewundern können.

Man musste kein Hellseher sein, um sich ausmalen zu

können, was der Grundtenor der meisten Zitate sein würde. *Warum tut die Polizei nichts, warum schauen die immer wieder weg? Wenn das nun ihr Kind wäre? Kommen Sie, wir wissen doch alle, in welchem Stadtviertel man nach dem Täter suchen müsste. Ich habe ja nichts gegen Flüchtlinge und so, aber Sie sehen ja, wohin das in Malmö führt, vielleicht wird es allmählich Zeit für eine gesunde Einwandererpolitik.*

Und so weiter und so fort. Dinge in dieser Art, vermutlich unter einer reißerischen Überschrift wie: *Das Ende des Rechtsstaats – Malmöer Polizei machtlos?* Und das Fragezeichen selbstverständlich nur, damit nachher keiner das Käseblatt verklagen konnte.

»Ich wundere mich ein bisschen«, flüsterte Elsa Henrik zu, »dass sie noch keine Bürgerwehr gebildet haben.«

»Kommt bestimmt noch«, flüsterte Henrik zurück und starrte dumpf auf die kleine Menschenmenge jenseits des Absperrbands.

Laut Henriks Schilderungen hatte es zwar auch ein paar vereinzelte Tweets national ausgerichteter Wutbürger gegeben, als man Marlis Olssons Leiche in Rostorp gefunden hatte, doch das war kein Vergleich zu dem, was jetzt passierte – und das angesichts des reinen Verschwindens eines Mädchens. Für das es – zumindest theoretisch – auch jede Menge Gründe geben konnte, die rein gar nichts mit dem Fall in Rostorp zu tun haben mochten. Offenbar zählten die Ljungbergs jedoch – im Gegensatz zu Marlis' Mutter – zu den geachteten Bürgern in Kronheim und damit eindeutig zur besseren Gesellschaft. Das waren Menschen auf der richtigen Seite der Straße, die nicht herumhurten oder in der Öffentlichkeit mit einer Flasche in der Hand gesehen wurden – und deshalb stand man ihnen selbstverständlich bei. Frau Olsson dagegen war, indirekt

auch von den ermittelnden Polizisten, praktisch sofort verdächtigt worden, ihre Tochter selbst verjagt zu haben oder sich das Ganze nur einzubilden. Zumindest, bis man den kleinen Körper aus jenem Schlammloch im Beijers Park gezogen hatte.

Vermutlich besuchte Herr Ljungberg den richtigen Golfklub und seine Frau traf sich einmal wöchentlich mit den anderen Hausfrauen, um in geselliger Runde hochgeistige Literatur zu diskutieren. Und zum Sommerfest brachten sie immer nur das beste Fleisch für den Grill mit.

So lief das eben.

Elsa schüttelte den Kopf.

Es brachte nichts, mit derart überzogenen Klischees an die Sache ranzugehen, die ohnehin auf nichts als Spekulation beruhten. Das waren bloß Vorurteile, nichts weiter, also Schluss damit. Sie würde die Ljungbergs auf sich zukommen lassen und ihnen völlig neutral gegenüberreten. Eine Tochter zu verlieren, musste für alle Eltern der blanke Horror sein. Respekt war das Mindeste, das sie da verdienten.

Aber hatte nicht auch Marlis' Mutter ein bisschen davon verdient?

Als sie aus dem Streifenwagen stiegen, den ein junger Polizist durch das Absperrband gewinkt hatte, wurden sie von den bereits anwesenden Polizisten wie auch von den Bürgern jenseits des Absperrbands mit großem Hallo begrüßt. Die Reaktionen auf ihr Erscheinen waren bei Letzteren allerdings gemischt. Zumindest ließ sich keiner zu offenen Beschimpfungen und Buh-Rufen hinreißen, aber viel schien nicht zu fehlen. Eine ältere Frau drängte sich an Henrik heran und klopfte ihm auf die Schulter.

»Hoffentlich unternehmen Sie jetzt endlich mal was gegen die«, redete sie auf Henrik ein.

Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, wen konkret das gute Mütterlein mit *die* meinte. Den braven Bürgern von Kronheim waren Stadtviertel wie Seved und Rosengård schon seit langer Zeit ein Dorn im Auge. Nach ihrem Geschmack lagen sie deutlich zu nah an ihren idyllisch hergerichteten Grundstücken und Kleingärten. Hier hätte man sicher nichts dagegen gehabt, ganz auf die Problemviertel samt ihrer Einwohner, größtenteils mit Migrationshintergrund, zu verzichten. Oder sie wenigstens an den Stadtrand zu verdrängen, oder noch viel besser auf den Mond.

Agnes war inzwischen ebenfalls aus dem Wagen gestiegen, doch niemand schien sie wahrzunehmen. Nachdem die alte Frau ihr Sprüchlein aufgesagt hatte, ließen die Anwohner das Trio zum Haus der Ljungbergs durch. Bei diesem kleinen Spießbrutenlauf wurden sie lediglich von ein paar gemurmelten Beleidigungen und skeptischen Blicken begleitet, aber daran war wohl jeder Polizist inzwischen gewöhnt.

Henrik beugte sich zu Elsa und flüsterte ihr ins Ohr: »Vielleicht sollten wir uns ein paar von den Sprüchen merken, wenn sie das nächste Mal mitten in der Nacht im Revier anrufen, um zu melden, dass aus ihrem Garten ein verdammter Gartenzwerg verschwunden ist.«

Elsa warf Henrik ein angedeutetes Lächeln zu und achtete darauf, dass es nicht zu lange anhielt. Fehlte bloß noch, dass einer von den Pressefritzen sie dabei fotografierte, wie sie vor dem Haus der Ljungbergs Witzchen rissen.

»Shit!«, keuchte Agnes.

Als sie ihrem Blick folgten, sahen sie den Anlass für

ihre Äußerungen. Die Tür eines der Polizeikleinbusse hatte sich zur Seite geschoben und aus dem Inneren winkte ein Mann in einem eleganten anthrazitfarbenen Anzug zu ihnen herüber.

»Nyström«, erklärte Henrik.

Elsa nickte. Der Polizeichef und direkte Draht zum Justizministerium.

Besagter Nyström deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf Agnes und winkte sie dann zu sich heran.

»Sieht aus, als würdet ihr das Verhör ohne mich führen müssen«, sagte Agnes leise, dann kämpfte sie sich durch die Menschenansammlung in Richtung des Einsatzwagens. Kaum war sie drin, wurde die Tür hinter ihr wieder zugezogen.

»Na viel Spaß«, sagte Henrik lakonisch, dann betraten sie das Haus der Ljungbergs.

Wo sie ebenfalls jede Menge Spaß erwartete.

ELF

Das auffälligste Merkmal der Ljungbergs, zumindest auf den ersten Blick, bestand darin, wie jung sie waren, wenn man die Gegend bedachte. In Kronheim zu wohnen, war ein Privileg, welches den Besitz gewisser, nicht unbeträchtlicher finanzieller Mittel voraussetzte, aber auch kein Viertel, in dem junge, neureiche Hipster sich mit ihrem dotcom-Geld austobten. Kronheim war der Inbegriff des bürgerlichen Wohlstands und die meisten Menschen, die hier wohnten, verspürten den Wunsch nach so viel Bürgerlichkeit, um nicht zu sagen Spießertum, erst irgendwann jenseits der fünfzig.

Die Ljungbergs waren Anfang 30, sie vermutlich noch ein paar Jahre jünger als er, vielleicht Ende zwanzig. Beide gut aussehend, gepflegt, man achtete auf sich. Hilmar Ljungberg, auch das fiel Elsa auf, besuchte offenbar neben einem angesagten Friseursalon auch regelmäßig jemanden, der ihm die Nägel machte. Auch das eher ungewöhnlich für einen Mann seines Alters.

Als sie sich die Hände gaben, bemerkte Elsa jedoch noch etwas anderes. Dem Atem der jungen Frau Ljung-

berg entströmte ein intensiver Duft nach Pfefferminze, der ganz offensichtlich etwas anderes überdecken sollte. Auch das, in Verbindung mit dem selbst gewählten Exil im Spießparadies Kronheim, fand Elsa ausgesprochen aufschlussreich.

Nachdem man sich vorgestellt hatte, deutete Hilmar Ljungberg auf die Couch, die der gegenüberstand, auf der er und seine Frau Platz nahmen, der Kaffeetisch aus Glas wie eine Trennlinie zwischen der einen und der anderen Partei.

Beide Eltern, und das traf insbesondere auf Hilmar Ljungberg zu, wirken distanziert, geradezu unterkühlt. Verständlich, dass sie in ihrer Situation nicht gerade vor Freude durch die Wohnung hüpfen, aber man würde doch vermuten, dass sie eine gewisse Hoffnung in die Menschen setzen würden, die gekommen waren, um sich gänzlich der Rettung ihrer einzigen Tochter zu widmen.

Was ihnen stattdessen entgegenschlug, verdiente wohl am ehesten die Bezeichnung professionelles Understatement, und vielleicht war das ja auch nur die Art und Weise, wie die Ljungbergs Fremden zu begegnen pflegten. Womit es gewissermaßen auch recht gut zu der Art und Weise passte, wie ihre Nachbarn draußen vor der Tür *Fremden* zu begegnen pflegten.

»Erzählen Sie doch bitte ein wenig über sich, ja?«, bat Henrik, nachdem sie sich gesetzt hatten. Nicht einmal der obligatorische Kaffee oder wenigstens ein Wasser war ihnen angeboten worden, aber auch das war angesichts der Umstände natürlich zu verzeihen.

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte Ljungberg und runzelte die Stirn. »Wozu soll das alles gut sein?«

»Wir müssen uns mit den Hintergründen vertraut machen, verstehen Sie?«, fragte Henrik. »Jedes Detail kann

wichtig sein, ganz besonders, wenn es die unmittelbare Umgebung des Tatortes betrifft. Familie, Nachbarn ...«

»Tatort«, wiederholte Ljungberg nachdenklich. »Soll das etwa heißen, wir stehen auch unter Verdacht?«

»Das habe ich nicht gesagt, Herr Ljungberg. Was ich sagte, ist, dass wir uns ganz systematisch mit allen Details des Tathergangs beschäftigen müssen. Im Moment sind Sie beide unsere wichtigsten Zeugen, daher fangen wir mit Ihrer Befragung an. Als Zeugen, ja?«

Ljungberg nickte, aber die nachdenkliche Miene behielt er bei.

»Okay«, sagte er und lehnte sich in der Couch zurück. »Was wollen Sie wissen?«

»Wie lange wohnen Sie schon hier?«

»Etwa zwei Jahre«, antwortete Ljungberg. »Ich habe vorher für die Swedbank-Gruppe gearbeitet, mittleres Management, im Bereich Vermögensberatung. Da habe ich Anlagestrategien entwickelt, solche Sachen.«

Er rasselte es runter wie auswendig gelernt, bar jeder Emotion, dachte Elsa. Als ob er das schon ein paar Hundert Mal erzählt hatte.

»Vor etwas über zwei Jahren habe ich mich selbstständig gemacht und bin seitdem als privater Anlageberater tätig.«

»Einträgliches Geschäft?«, fragte Henrik und ließ den Blick ein wenig über die Inneneinrichtung schweifen.

»Wir kommen zurecht«, antwortete Ljungberg diplomatisch und legte den Arm um die Schultern seiner Frau. *Merkwürdig*, dachte Elsa, *irgendwie wirkt auch das ein bisschen wie einstudiert.*

»Und ...«, begann Henrik etwas, das vermutlich die nächste Frage hatte werden sollen, wurde jedoch sofort von Ljungberg unterbrochen.

»Ich meine, das ist bekanntermaßen eine ruhige Gegend«, sagte der. »Lilly, sie fährt immer mit dem Bus zur Schule, und zum Haus gehört ein kleiner Garten, nach hinten raus ... man sagte uns, es wäre eine gute Gegend für Kinder. Eine sichere Gegend.«

Hilmar Ljungbergs Augen wurden glasig, während er den Blick starr auf Henrik richtete. Trotzdem, fand Elsa, hatte man das Gefühl, dass er gar nicht richtig hinsah, sondern eher durch ihn hindurch. Ihr Blick wandte sich jetzt dem Panoramafenster zu, vor dem die beiden saßen. Dahinter war das zu sehen, das Ljungberg lapidar als kleinen Garten bezeichnet hatte. Das gesamte Grundstück mochte gut einen Hektar Grundfläche umfassen, und der Garten im hinteren Teil war von einem weiß gestrichenen Zaun eingefasst, welcher teilweise von Büschen und kleineren Baumgruppen verborgen war. Auf der anderen Seite des niedrigen Holzzauns ging das Gelände praktisch nahtlos in ein Wäldchen über, das zum dahinterliegenden Park gehörte. Der Zaun selbst war eher eine Markierung in der Landschaft als ein wirkliches Hindernis für einen potenziellen Eindringling. Elsa vermutete, dass sich auch das demnächst ändern würde.

»Verstehe. Und was machen Sie so, Frau Ljungberg?«, fragte Henrik.

»Wie meinen Sie das, was sie so macht?«, fragte Ljungberg. Es klang ein bisschen lauernd.

»Entschuldigung«, sagte Henrik und würdigte Ljungberg dabei keines Blickes. »Was Sie beruflich machen, meine ich. Frau Ljungberg?«

Sofia Ljungberg ließ das Taschentuch sinken, das sie sich bis gerade eben an die Lippen gepresst hatte. Ihre Augen ruhten für Sekunden auf dem Gesicht von Henrik, als spräche er aus einer fernen Dimension zu ihr und sie

hätte einige Mühe, seiner Stimme zu folgen und dorthin zurückzukehren.

»Ich bin zu Hause«, sagte sie mit tonloser Stimme, und im ersten Moment klang es wie eine allzu offensichtliche Feststellung. Sie sprach ein bisschen schleppend, bemerkte Elsa und setzte innerlich einen Haken an die Vermutung, welcher der Pfefferminzduft nahegelegt hatte.

»Verstehe«, sagte Henrik, »Sie sind demnach Hausfrau?«

»Früher habe ich Jeans verkauft«, führte sie aus, und wieder klang es irgendwie, als wäre es ein bisschen aus dem Zusammenhang gerissen. »In einer Boutique in der City. Stora Nygatan, gleich beim Hansa Center, und ...«

»Aber das musst du ja jetzt nicht mehr, Schatz«, unterbrach sie Hilmar Ljungberg und tätschelte sanft ihre Hand. Offenbar war ihm nie der Gedanke gekommen, dass dieser Job seiner Frau vielleicht so etwas wie Freude bereiten haben könnte. Gott, dachte Elsa, es war wirklich schwer, diesen Kerl nicht sofort ins Herz zu schließen.

»Manchmal nähe ich was oder so«, waberte Sofia Ljungbergs ätherische Stimme durch das Wohnzimmer. »Ich habe einen Onlineshop.«

»Äh, ja ... okay«, sagte Henrik, offenbar ein bisschen überfordert mit der Situation. »Verstehe. Dann würde ich Sie jetzt gern fragen, was ...«

»Wir haben uns was aufgebaut, verstehen Sie?«, warf Hilmar Ljungberg ein. »Dafür haben wir verdammt hart gearbeitet und alle Arten von Opfern gebracht und ... und nun so was. Es ist zum Kotzen.«

Ja, dachte Elsa, *ihr könnt einem echt leidtun*. Und zu einem gewissen Grad stimmte das vermutlich sogar. Sie stand auf.

»Äh, wäre es okay, wenn ich mal Ihr Badezimmer

benutzen würde«, fragte sie. »Der viele Kaffee heute Morgen ...«

Sie hatte für den Moment genug gehört von diesen beiden. Sich mit ihren Aussagen herumzuschlagen, gehörte ja glücklicherweise nicht zu ihrem Job. Immerhin war sie wenig mehr als Henriks Anhängsel in dieser Sache. Fraglich, dass die Eltern irgendetwas Nützliches zu berichten haben würden. Höchstwahrscheinlich hatte Hilmar Ljungberg, als es passiert war, den Kopf tief in irgendwelchen Aktienportfolios vergraben, während seine Frau sich ihrem gezielten Abschuss hingeeben hatte. So oder so würde Henrik jedenfalls nicht viel weiterkommen.

»Äh, ja, klar«, sagte Hilmar Ljungberg und gab sich kaum Mühe, seine Verärgerung über Elsas Bitte zu verbergen. »Den Flur runter und dann rechts.«

»Danke«, sagte Elsa und ließ Henrik mit den mehr oder weniger bestürzten Eltern allein.

ZWÖLF

Nyström schenkte Agnes einen intensiven Blick, kaum dass die Schiebetür des Einsatzwagens hinter ihr ins Schloss gefallen war.

»Was für eine Scheiße«, kommentierte er das Geschehen draußen. Eine durchaus treffende Zusammenfassung, wie Agnes fand.

»Also, was haben Sie?«

Was soll ich denn schon haben außer Kopfschmerzen? fragte Agnes sich im Stillen. Sie widerstand der Versuchung, sich zur Antwort ein bisschen die Schläfen zu massieren.

»Nicht viel Neues, befürchte ich«, sagte sie dann. *Jedenfalls nicht, seit Sie mich das letzte Mal per Telefon dasselbe gefragt haben, so vor etwa zehn Minuten.*

Nyström nickte und zog die Stirn kraus. Offenbar fand er die Antwort nicht besonders befriedigend.

»Wie kann es sein, dass die Pressefritzen schon da draußen herumspringen, hm? Dass die noch vor uns aufgetaucht sind, an einem *Tatort*?«

»Twitter«, antwortete Agnes knapp.

»Wie bitte?«

»Na ja, die beiden Jogger, die Marlis gefunden haben, hatten die grandiose Idee, sich ein bisschen Ruhm für ihren Fund einzuheimen, also haben sie das einfach mal bei Twitter gepostet. Als dann die kleine Lilly verschwand, hatten deren Eltern offenbar die gleiche tolle Idee, und dann sind die Medien voll drauf angesprungen und haben gleich einen Serientäter draus gemacht, obwohl es bisher nur eine Leiche gibt und niemand weiß, ob die beiden Fälle das Geringste miteinander zu tun haben. Als die ganze Chose im Internet bereits richtig schön am Kochen war, haben sich die Ljungbergs endlich entschlossen, eine Vermisstenmeldung aufzugeben.«

»Wer?«

»Die Ljungbergs. Die Eltern des vermissten Mädchens. Sie heißt Lilly.«

»Ljungberg«, wiederholte Nyström. Wohl, um sich den Namen einzuprägen. »Lilly Ljungberg.«

»Ja«, bestätigte Agnes. »Sie haben wohl zuerst bei den Nachbarn herumgefragt, ob sie die Kleine gesehen haben, und als das nichts brachte, haben sie ein Foto bei Facebook reingestellt. Das haben schon nach ein paar Minuten Tausende geteilt. Ab da war es vermutlich nur eine Frage der Zeit, bis die Presse davon Wind bekommen und eine große Sache draus machen würde.«

»Verstehe«, sagte Nyström und sagte dann noch einmal: »Scheiße.«

Agnes nickte.

»Wir müssen jetzt jedenfalls positiv denken«, sagte sie, »und das auch den Eltern vermitteln. Solange Lilly nicht gefunden wurde ...«

»Positiv denken, na, Sie sind gut. Ich habe schon mit dem Minister telefoniert wegen dieser Sache, drei Mal

allein heute Morgen, und glauben Sie mir, das waren keine besonders positiven Gedanken, die wir da ausgetauscht haben. Die Sache hier droht zum Politikum zu werden, Agnes. *Schon* wieder.«

»Ist es wegen dieser Sache mit dem Iraker?«

»Es ist wegen allem, Agnes. Haben Sie überhaupt die leiseste Ahnung, was da draußen gerade los ist?«

»Da draußen?«, fragte Agnes und deutete auf die Tür des Polizeiwagens.

»Nein, Agnes. In Malmö. In Schweden. In den politischen Lagern, in den Pressebüros.«

»Ich habe eine gewisse Vorstellung, ja.«

»Das ist ein Pulverfass, Agnes, das kurz vor dem Explodieren steht. Die Lunte brennt schon und momentan wird noch kräftig gepustet, wenn Sie meinem Bild folgen wollen.«

»Das ist mir klar, Herr Nyström. Ich sagte ja schon, dass mir die Sache leidtut. Unendlich leid, aber ...«

»Jetzt vergessen Sie das mal für einen Moment, Agnes. Das Kind liegt bereits im Brunnen, daran ist nichts zu machen. Unschön, aber so ist es nun mal.«

Agnes nickte düster.

Nyström holte tief Luft, dann sagte er: »Der Minister bat mich, einen Plan zu entwerfen für einen Ausnahmezustand.«

»Was?«

»Sie erinnern sich noch, was 2008 in Rosengård los war, als das muslimische Gebetszentrum dichtgemacht wurde?«

»Ja.«

»Gut. Unser oberstes Gebot lautet also, unter allen Umständen zu verhindern, dass es noch einmal zu solchen Ausschreitungen kommt.«

»Ja«, sagte Agnes zögernd. »Klar. Aber ich verstehe nicht, was das mit der Entführung von Lilly Ljungberg zu tun haben soll.«

»Na, raten Sie mal. Die braven Bürger von Rostorp und jetzt auch Kronheim rennen dem Minister schon seit Monaten die Bude ein mit Anträgen, endlich etwas gegen die kriminellen Ausländerbanden in Seved und Rosengård zu unternehmen. Was braucht es noch, fragen die, damit die Politik endlich aufwacht und was unternimmt? Ihnen ist klar, was ich meine?«

»Die wollen, dass man die Viertel dichtmacht. Alle abschiebt oder wie immer die sich das vorstellen.«

»Ganz genau. Und jetzt haben wir plötzlich entführte Kinder, eine minderjährige Tote sogar. Mit Folterspuren, wie ich höre. Was glauben Sie, wonach das bei denen da draußen aussieht?«

»Da bin ich überfragt«, log Agnes.

»Na, nach einem Serientäter. Einem mit einem Trauma von irgendeinem Bürgerkrieg am besten, dem vielleicht selbst mal so was angetan wurde, man weiß ja, dass die da unten nicht gerade zimperlich sind.«

Die da unten, dachte Agnes. Offenbar hatte sich Nyström schon gut mit dem Vokabular der aufgebrachten Meute angefreundet.

»Mit da unten meinen Sie ...?«

»Was weiß ich? Al-Askaristan, Irak, Syrien. Und im Übrigen meine nicht *ich* das, sondern die Bürger, die ihrer Sorge Ausdruck verleihen. Ihrer berechtigten Sorge, wie ich zugeben muss.«

»Verstehe. Und glauben Sie mir, ich habe das größte Interesse daran, diesen Fall schnellstmöglich aufzuklären, bloß – die Menschenmassen da draußen erleichtern uns die Ermittlungen auch nicht gerade.«

»Darum werde ich mich kümmern, Agnes. Aber verstehen Sie – und damit wiederhole ich die Worte des Ministers –, wenn wir diesem Klima nicht alsbald den Wind aus den Segeln nehmen, müssen wir keine Kristallkugel bemühen, um zu wissen, wem die braven Bürger da draußen bei der nächsten Wahl ihre Stimme geben werden.«

»Jedem, der ihnen verspricht, die Grenzen dichtzumachen und jeden, der nicht bis zur dritten Generation schwedische Wurzeln nachweisen kann, rauszuschmeißen? Meinen Sie so etwas?«

»So was in der Art, ja. Mal ehrlich, Agnes. Ich kann diese Leute ja sogar ein bisschen verstehen. Ich meine, Herrgott, Sie wissen doch selbst, was in den No-go-Areas los ist. Wann hat sich da nachts zum letzten Mal überhaupt eine Streife reingetraut?«

»Ja, ich verstehe, was Sie meinen. Aber das hat nichts mit dem Verhör von Bara al-Askari zu tun. Ich ...«

»Herrgott, Agnes, das ist mir klar. Ich bin doch schließlich selbst lange genug Polizist. Ich weiß, was da in einem köchelt, wenn man sich den ganzen Tag den verbalen Dünnpfiff von diesen Möchtegern-Gangstern anhören muss. Und dann noch als Frau.«

»Ich hätte trotzdem nicht so reagieren sollen.«

»Das ist leider wahr, Agnes.« Nyström schüttelte langsam den Kopf. »Und das findet auch der Minister. Ich musste die Sache inzwischen einer internen Kommission übergeben.«

»Was?«

Agnes starrte ihn aus großen Augen an.

»Was soll das werden? Wollen Sie ein Exempel statuieren, bin ich jetzt der Sündenbock für alles?«

»So ist das nicht, Agnes«, wiegelte Nyström ab. »Es ist nur ...«

Agnes blickte zu Boden und schüttelte ungläubig den Kopf.

»Ich verstehe schon. Sie müssen den offiziellen Weg einschlagen. Nicht, dass noch jemand auf die Idee kommt, die Polizei hätte etwas gegen Ausländer. Oder gar der Minister.«

»Genau, Agnes. Ich wollte, dass Sie verstehen, dass das in keiner Weise persönlich gemeint ist. Aber sollte uns diese Sache mal um die Ohren fliegen, müssen wir nachweisen, und zwar minutiös, dass wir korrekt gehandelt haben.«

»Ja.«

Und ihr war einigermaßen klar, wessen Kopf in diesem Fall rollen würde. Ihrer.

»Aber ich habe die Hand drauf, damit wir uns verstehen«, sagte Nyström in vertraulichem Ton. »Alles geht über mich und muss von mir abgesegnet werden.«

Das überraschte Agnes nun doch ein bisschen.

»Sie sind eine verdammt gute Polizistin, das wissen Sie und das weiß ich. Man macht Fehler, die macht man in jedem Job. Auch in unserem. Nur werden diese Fehler heutzutage eben gleich zum Politikum. Maßlos hochgeschaukelt von der Presse, wenn Sie mich fragen, aber ...«

»Der Herr Minister hat das abgesegnet?«

»Natürlich, wenn auch inoffiziell, aber das verstehen Sie sicher. Er bat mich aber auch, Ihnen klarzumachen, dass es nach wie vor um Ihren Kopf geht, wenn etwas schief läuft. Ihre weitere Karriere bei der schwedischen Polizei steht auf dem Spiel, Agnes. Daran sollten Sie ab sofort stets denken. Zweimal sollten Sie darüber nachdenken, bevor Sie irgendetwas tun, mindestens. Egal, was.«

»Ich verstehe.«

»Gut. Also, ab sofort arbeiten Sie offiziell unter den Augen der Kommission. Man wird Sie befragen, Sie werden antworten. Nichts verschweigen, nichts dazu erfinden, nur die reine Wahrheit, klar?«

»Klar.«

»Gut. Im Anschluss an diese Untersuchung wird man zu der Entscheidung gelangen, dass Sie sich einen überaus bedauerlichen, aber aufgrund der außergewöhnlichen Stressbelastung nachvollziehbaren Patzer geleistet haben. Man wird Sie verwarnen, Sie werden eine entsprechende Strafe erhalten, vermutlich ein, zwei Runden bei der Beförderung aussetzen, aber ...«

Nyström machte eine Pause, um das Drama zu erhöhen. Eigentlich unnötig, fand Agnes.

»Aber Sie werden im Dienst bleiben. Einen Job haben und eine Karriere vor sich, und schon bald, in ein paar Jahren spätestens, wird die Sache für Sie vom Tisch sein.«

»Vielen Dank«, sagte Agnes und meinte es. »Ich danke Ihnen.«

»Schon gut. Jetzt gehen Sie da raus und machen Sie die gute Arbeit, die ich von Ihnen gewohnt bin. Lösen Sie diesen Fall, fangen Sie das kranke Schwein, das dem Mädchen das angetan hat, und fangen Sie den Kerl um Himmels willen schnell. Aber vor allen Dingen: Halten Sie den Kopf dabei unten.«

Agnes schnaubte. *Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass.* In Reinkultur.

»Das heißt vor allem: kein Kontakt zur Presse«, fuhr der Polizeichef fort, »jemand will ein Statement? Schön, soll er zu mir kommen. Sie haben alle Hände voll mit den Ermittlungen zu tun. Und das ist vielleicht das Allerwichtigste: Halten Sie sich von den Irakern fern, ganz besonders von diesem Bara al-Askari und seinem Clan. Wenn die Presse

davon Wind bekommt, bevor die Zeit reif ist, sind wir geliefert.«

Agnes nickte. Korrektur, dachte sie, nicht wir sind dann geliefert, nicht Sie, Ingmar Nyström, oder der Herr Minister, sondern ich. Ihr werdet euch dann in Betroffenheitsbekundungen ergehen und innerlich werdet ihr euch die Hände reiben, weil ihr einen Buhmann gefunden habt. Schmeißt die Agnes Helstrom raus und schon gibt es kein Ausländerproblem mehr in Seved und Rosengård. Hat es nicht, wird es nie.

»Okay«, sagte Nyström. »Ich muss jetzt da raus und diesen Schmierfinken von der Presse etwas zu tun geben.«

Agnes nickte.

»Bleiben Sie noch ein paar Minuten hier drin, ja?«, sagte der Minister, dann öffnete er die Schiebetür einen Spalt weit, zwängte sich hindurch und sprang nach draußen.

Und damit, dachte Agnes, hat der Tanz auf dem Eis gerade erst begonnen.

DREIZEHN

Elsa schloss die Wohnzimmertür mit einem entschuldigenden Lächeln, das Hilmar Ljungberg mit einem knappen Nicken quittierte, dann trat sie auf den Gang. Sie lief ein paar Schritte auf das Bad zu, öffnete und schloss dann die dort befindliche Tür, ohne jedoch wirklich in das Badezimmer einzutreten.

Dann atmete sie ein paar Mal tief durch.

So wie sie die Sache sah, und in derlei Dingen irrte sie sich so gut wie nie, war der Vater des entführten Mädchens das, was man gemeinhin als einen Workaholic bezeichnete. Übersetzung: In seinem Leben gab es außer der Arbeit eigentlich gar nichts, das ihm wesentlich erschien – und das schloss auch seine hübsche, junge, aber irgendwie seltsam farblos wirkende Frau mit ein und die kleine Lilly aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls.

Für Hilmar Ljungberg stellte seine kleine Tochter hauptsächlich einen Störfaktor dar, etwas, das ihn davon abhielt, noch mehr zu arbeiten und noch mehr Geld zu verdienen, mit dem er glaubte, seine Familie zu unterstützen und ihnen so etwas wie Sicherheit verschaffen zu

können. Denn hier lag die Krux bei allen Workaholics: Dass sie viel arbeiteten, bedeutete durchaus nicht, dass ihnen die Arbeit Spaß machte, oft war sogar das exakte Gegenteil der Fall. Es ging ihnen vielmehr darum, ein Loch in ihrem Inneren zu füllen, das sich überhaupt nicht füllen ließ. Viele Workaholics definierten ihren Selbstwert einzig und allein durch ihre Arbeit und waren deshalb wie besessen davon. Sie waren daher in aller Regel gut in ihrem Job, selbst, wenn sie ihn insgeheim hassten, kamen schnell voran, man zollte ihnen Respekt. Natürlich begünstigte so was das Vorankommen auf der Karriereleiter, das Privatleben blieb dann aber oft auf dem weit abgeschlagenen zweiten oder dritten Platz zurück. Vermutlich hatte es nicht lang gedauert, bis Hilmar Ljungberg begriffen hatte, dass die Unfähigkeit, Empathie für seine Mitmenschen zu empfinden, für seinen Job alles andere als hinderlich war, sondern im Gegenteil, seine Karriere erst so richtig auf die Überholspur brachte. Sein ausgesprochen rationales Wesen war die ideale Voraussetzung für einen Job an der Börse, denn wer da den Kopf verlor, musste oft mit viel Geld dafür bezahlen – Gefühle hatten in einem Chefsessel nun mal nichts verloren.

Doch auch das Geld, das ein Workaholic üblicherweise im Laufe seiner Karriere anhäuften, diente in erster Linie dazu, seine Selbstbestätigung zu unterfüttern. Selbst beim Kauf von Luxusvillen oder Sportwagen ging es selten um die Befriedigung persönlicher Bedürfnisse als vielmehr um Prestige. Elsa konnte sich vorstellen, dass die hübsche Frau Ljungberg das Argument, einer müsse ja schließlich das Geld nach Hause bringen, in den letzten paar Jahren schon öfter gehört hatte. Und letztlich war wohl auch die kleine Lilly eine Art Anschaffung aus Prestigegründen gewesen. Etwas, womit man persönlichen Erfolg und berufliche

Stabilität nach außen zeigte. Und weitere Kunden gewann, vermutlich. Frau und Kind waren für Hilmar Ljungberg ein Vehikel, mehr nicht.

Vorsichtig zog Elsa ihre Schuhe aus und ließ sie vor der geschlossenen Badezimmertür stehen. Dann schlich sie den Flur in entgegengesetzter Richtung zurück, an der geschlossenen Wohnzimmertür vorbei und die Treppe hinauf, die in den ersten Stock der Villa führte.

Womit wir bei Sofia Ljungberg wären, dachte sie, während sie den Flur entlangschlich. Ihr musste irgendwann während der letzten Ehejahre aufgegangen sein, dass ihr Mann weder die Zeit noch das mindeste Interesse an ihren Emotionen oder auch nur ihrer Meinung hatte, geschweige denn für ihre beruflichen Interessen, die er nur als lächerlich empfinden konnte. Sicher, für eine Weile war alles gut gewesen. Der Mann war attraktiv, erfolgreich, sicher ein guter Unterhalter, vermutlich sogar einfallreich im Bett. Es hatte Spaß gemacht, mit ihm auszugehen, von ihm umworben zu werden. Anfangs.

Doch irgendwann musste auch die hübsche Sofia begriffen haben, dass sie nichts weiter war als ein Accessoire, das ihr Mann sich zugelegt hatte. Und was die kleine Lilly betraf, so sah er seine Vaterschaft damit erfüllt, dass sie in einem schönen Haus in einer »ruhigen«, sprich exklusiven Gegend leben konnten und dass es weder Sofia noch Lilly an irgendetwas mangelte.

Um den Rest hatte sich gefälligst ihre Mutter zu kümmern, jetzt, da sie nicht mehr als schnöde Verkäuferin in einer Modeboutique in der City arbeiten musste.

Es war deutlich zu spüren, welche Priorität Sofias Job in seinen Augen darstellte. Kleine Fische, den Aufwand nicht wert. Und ihr Onlineshop? Elsa hatte eine ungefähre Vorstellung davon, wie gut der lief. Eine letzte, leere Seifen-

blase, ein Überbleibsel von einem Leben, in dem sie noch andere sinnvolle Funktionen versehen hatte, als eine weitere Trophäe an der Wand eines ehrgeizigen Egomaneu zu sein.

Sofia Ljungberg liebte ihre Tochter, ganz bestimmt. Mit allem Herzen, das in ihr noch übrig war. Mehr jedoch liebte sie inzwischen den Alkohol – um das herauszufinden, bedurfte es ebenfalls keiner besonderen hellseherischen Fähigkeiten, nur eines durchschnittlichen Geruchssinns.

Blieb die kleine Lilly. Und jetzt kam der besonders garsichtige Pferdefuß an der Sache: Tief in ihrem Inneren waren beide Elternteile inzwischen vermutlich davon überzeugt, dass die Zeit vor Lilly eigentlich eine bessere gewesen war. Dass sie einen Fehler gemacht hatten, als sie einem Kinderwunsch nachgegeben hatten, auf den sie eigentlich nie wirklich hingefiebert hatten. Weil man das eben so machte. Weil es alle so machten.

Irgendwann hatten sie vermutlich angefangen, wehmütig an das bisschen Sex zurückzudenken, das sie noch gehabt hatten, bevor *das Kind* auf der Bildfläche erschienen war. *Und leider*, dachte Elsa, *sind die Ljungbergs damit alles andere als ein Einzelfall.*

Welche Eltern hatten denn heutzutage überhaupt noch wirklich Zeit dazu, ihre Kinder zu lieben?

VIERZEHN

Elsa schlich auf Strümpfen über den Teppich im Flur des ersten Stocks, wo sie Lillys Zimmer vermutete. Henrik mochte sich von den Eltern ein Bild machen, sie hatte das bereits nach ein paar Minuten ziemlich umfassend getan, da erwartete sie keine großen Überraschungen mehr. Zu oft schon hatte sie diese Konstellation mit nur geringfügigen Variationen beobachten können, wenn auch selten in einer so schmucken Umgebung.

Sie fand Lillys Zimmer sofort, es war gleich das erste auf der rechten Seite. Schön und hell, wie in einem Haus wie diesem nicht anders zu erwarten. Und, ebenfalls recht passend zum restlichen Interieur, nahezu spartanisch eingerichtet. Dies schien gar kein richtiges Kinderzimmer zu sein, es glich vielmehr einer Werbefotografie aus einem exklusiven Möbelkatalog.

Ein Schreibtisch mit einem Computer darauf – es handelte sich um ein aktuelles iMac-Modell –, daneben eine kleine Frisierkommode, ein rustikales Holzbett, dessen Laken so penibel unter die Matratze gestopft worden war, dass Elsa sich nur schwerlich vorstellen konnte, dass Sofia

Ljungberg dieses Bett gemacht hatte, und schon gar nicht ihre neunjährige Tochter. Vermutlich hatten die Ljungbergs eine Putzfrau, die wahrscheinlich Henriks Idee entsprungen war. Man hatte schließlich genügend Geld dafür, nicht wahr? Was machte es da schon, wenn sich Sofia damit noch ein bisschen nutzloser vorkam?

Elsa wurde beinahe schlecht angesichts der grotesken Sterilität in diesem sogenannten Kinderzimmer. Hier gab es kein Krümel Staub, keine Aufkleber – nicht einmal auf dem Spiegel –, keine Fotos von Freunden, keine aufgeschlagenen Bücher oder Zeitschriften, keine abgenutzten Lieblingsspielsachen. Es gab Bilder an den Wänden, klar, aber diese unterstützten in ihrer austauschbaren Langweiligkeit nur noch mehr den Eindruck eines Möbelhauskatalogs. Ein breites Blumenwiesen-Tryptichon, das Gemälde eines friedlich grasenden Pferdes und eine Kinderzeichnung hinter Glas, offenbar ein Schulprojekt. In der rechten unteren Ecke stand mit etwas ungelinken Buchstaben Lilly Ljungberg, Klasse 4a. Die Zeichnung war überraschend gut für eine Neunjährige, offenbar stellte sie einen Elefanten dar, der von einem Flugzeug in die Höhe gezogen wurde. Beides war gut zu erkennen, auch wenn das Rüsseltier ein etwas comichaftes Grinsen zur Schau stellte. Die Proportionen stimmten im Großen und Ganzen, und beide Objekte waren säuberlich mit Wasserfarbe ausgemalt, ohne über den vorgezeichneten Rand zu schmieren. Lilly hatte Talent, das stand außer Frage. Sicher hatte das Bild einen Preis errungen.

Es gab auch einen prall gefüllten Bücherschrank, der fast die gesamte, dem Bett gegenüberliegende Wand einnahm. Die meisten der versammelten Werke waren populäre Kinderbücher und Endlosreihen wie die *Warrior Cats* und *Percy Jackson* und sein ewiger Kampf gegen die

wiederauferstandenen Götter der griechischen Antike. Soweit Elsa das beurteilen konnte, waren sie alle vollständig und auf dem neuesten Stand, sahen allerdings so unbenutzt aus, dass sie vermutlich ungelesen waren. Solch ein Regal wäre sicher der Traum so mancher kleinen Lesers gewesen, aber die Ordnung, die in dem Ding herrschte, war beängstigend. Alles war fein säuberlich nach Name und Reihenfolge geordnet, so mancher Buchhändler wäre da neidisch geworden. Ob Lilly auch nur eins ihrer Bücher je gelesen hatte? Ob Sofia ihr jemals daraus vorlas?

Es gab eine Spielkiste, die Elsa öffnete, um einen flüchtigen Blick hineinzuworfen. Die Absurdität machte auch nicht vor dem Inhalt dieser Kiste Halt. Es gab ein paar Puppen und eine große rot lackierte Holzfeuerwehr darin, und jede Menge verschlossener Kartons, in denen weitere Puppen schliefen, die nie hervorgeholt worden waren. Lillys Interesse schien sich kaum auf den Inhalt dieser Kiste zu erstrecken. Oder auf sonst irgendetwas in diesem Zimmer.

Blieb zu hoffen, dachte Elsa, dass Lilly ihre Freizeit dann draußen und mit zahlreichen Freunden verbrachte und hoffentlich ließ sie es dabei richtig krachen, kam mit Grasflecken auf den Knien ihrer Hose und mit Schürfwunden an den Ellbogen zurück. Aber irgendwie bezweifelte Elsa auch das. Arme Lilly.

Aber es gab doch etwas, das den Eindruck erweckte, hier habe, zumindest zeitweise, ein neunjähriges Mädchen gewohnt anstatt einer jungen Erwachsenen mit einem ausgeprägten Ordnungssinn. Auf dem Kopfkissen, selbstverständlich ordentlich zurechtgesetzt, fand Elsa eine kleine Stoffpuppe und diese war ausnahmsweise kein High-End-Produkt eines Markenherstellers.

Das Püppchen war handgenäht, offenbar eine Nähar-

beit von jemandem, das musste Elsa neidlos eingestehen, der wirklich etwas von diesem Handwerk verstand. Sie nahm die Puppe in die Hand. Blondes Haar aus stabilen Bindfäden bildete den Schopf, das Gesicht war zwar nur aufgemalt worden, dafür aber mit einiger Kunstfertigkeit. Die Puppe lachte übers ganze Gesicht und schaute sie dabei aus großen, verwunderten Augen an. Sie trug ein entzückendes Kleidchen, an dessen Ärmel zwei Stoffkügelchen angenäht waren, welche die Hände bildeten. An sich nichts Besonderes, so war es doch der einzige Gegenstand, der so etwas wie ehrliche Zuneigung zu dem Kind ausdrückte. Fraglos würde Elsa im Onlineshop von Sofia noch mehr solcher Puppen finden. Bedauerlich nur, dass ...

Etwas krachte mit einem dumpfen Aufprall gegen das Fenster und Elsa fuhr zusammen.

Als sie hinsah, bemerkte sie den Vogel, welcher jetzt auf dem Fensterbrett lag, mit zuckenden Flügeln um sich schlug und offenbar vergeblich versuchte, wieder auf die Füße zu kommen.

Elsa ging zum Fenster hinüber.

Da war ein Flügelabdruck, wo der Vogel gegen die Scheibe geknallt war, und ein kleiner Blutspritzer daneben. Das kleine Tier zuckte immer noch, eines seiner Beine krallte sich in die Luft, doch die Bewegungen der winzigen Krallenfüßchen wurden bereits schwächer. Es war ein Sperling, erkannte Elsa jetzt. Der Kopf des Vogels war seitlich abgeknickt, aus seinem Schnabel lief ein dünner Blutstrom. Keine Frage, der Vogel starb.

Als Elsa das Fenster hochschob, hörten die letzten Bewegungen des kleinen Tieres abrupt auf und dann lag es still. Behutsam strich Elsa über den linken Flügel, der seltsam verdreht aus dem Rumpf des kleinen Vogels ragte, aber der Spatz reagierte nicht mehr.

Vorsichtig nahm sie ihn in die Hand, ein Fliegenge-
wicht nur, kaum vorhanden. Sie zog ihr Taschentuch aus
der Hosentasche und legte den kleinen Körper behutsam
hinein. Dann schloss sie das Fenster wieder und ging aus
dem Zimmer, die Treppe hinunter und durch den Flur
zurück zum Badezimmer, vor dem noch immer ihre Schuhe
standen.

FÜNFZEHN

Elsa verließ das Haus durch die Hintertür, indem sie dem Flur bis zu seinem Ende folgte. Das mochte ein wenig unhöflich sein, aber einerseits war sie ja sowieso keine richtige Polizistin und außerdem verspürte sie im Moment nicht die geringste Lust, den Ljungbergs nochmals zu begegnen.

Als sie an die frische Luft trat, tat sie einen tiefen Atemzug und sah sich um. Die Sicht zur Straße hin, wo Übertragungswagen standen, während Presseleute, Polizisten und besorgte Bürger ihren jeweiligen Tätigkeiten nachgingen, war von einer über zwei Meter hohen Hecke versperrt. Vermutlich schätzte man in Kronheim nicht nur die gemütliche Geselligkeit von Leuten, die es in finanzieller Hinsicht zu etwas gebracht hatten, sondern offenbar auch eine gewisse Privatsphäre.

Als sie sich auf den Weg zur Straße hin machte, kam sie an ein paar Mülltonnen vorbei, die offenbar zum Haus der Ljungbergs gehörten. Sie öffnete eine davon und ließ den toten Vogel behutsam aus dem Taschentuch fallen. Dann schloss sie die Tonne, steckte das Taschentuch wieder ein

und verließ das Grundstück der Ljungbergs, um zum Polizeiwagen zurückzugehen, wo sie auf Henrik warten würde.

Sie wünschte, sie wäre mit ihrem Porsche hierhergefahren, dann hätte sie sich jetzt wenigstens gleich wieder auf den Weg zur Uni machen können. Je früher desto besser, für heute hatte sie eindeutig genug von der praktischen Seite der Psychologie.

Sie fragte einen der Polizisten nach einer Zigarette, die er ihr nur allzu bereitwillig gab, und wartete dann an den Wagen gelehnt auf Henrik. Wie aufs Stichwort erschien der, als ihre Zigarette in den letzten Zügen lag. Elsa schnippte sie unter das Auto.

»Alles klar?«, fragte Henrik. »Du warst ganz schön blass da drin.«

Elsa schüttelte den Kopf.

»Es ist nichts«, sagte sie. »Nur diese Ljungbergs, da fällt es mir manchmal schwer, mich zusammenzureißen.«

»Das war nicht zu übersehen. Ich meine ... Denen steckt natürlich noch der Schock in den Knochen. Mit so einer Situation muss man ja auch erst mal klarkommen, irgendwie.«

Elsa kratzte sich gedankenverloren durch die Jacke an ihrem linken Oberarm.

»Ich glaube, die sind vielleicht viel weniger geschockt, als du glaubst.«

»Wie meinst du das? Du denkst doch nicht etwa, die hätten etwas mit der Entführung zu tun gehabt? Ich meine, das wäre auch nicht das erste Mal, dass so etwas passiert, aber bei diesen beiden bin ich mir eigentlich sicher ...«

Elsa schüttelte den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Ich denke nur, dass die viel zu sehr mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt sind, um die Möglichkeit an sich heranzulassen, dass ihre kleine Tochter soeben entführt wurde.

Andererseits – vielleicht ist das ja auch eine Art von Schutz. Eigentlich gar nicht mal schlecht, wenn man drüber nachdenkt. Nützlich.«

»Ah«, sagte Henrik. »Du meinst Frau Ljungberg. Und ja, die hatte eine ganz schöne Fahne, ist mir auch aufgefallen. Aber Herrgott, mich betrinken wäre auch nicht gerade die letzte Idee, die mir einfallen würde, in solch einer Situation.«

Elsa nickte. »Geht eben jeder anders mit so etwas um. Aber ich glaube, wir sollten uns jetzt erst mal darauf konzentrieren, Lilly zu finden. Beziehungsweise sollten du und deine Kollegen sich darauf konzentrieren.«

»Worauf du dich verlassen kannst«, sagte Henrik. »Und was mich betrifft, so kann ich wesentlich besser nachdenken und Fälle lösen, wenn ich mir dabei nicht vorkomme wie bei einem Spießrutenlauf.«

Henrik deutete auf die Menschenansammlung außerhalb der Absperrung. Inzwischen waren es noch etliche mehr geworden.

»Verstehe«, sagte Elsa.

Als Henrik um den Streifenwagen ging, um sich an dessen Steuer zu setzen, geriet er zu nahe an das Absperrband. Ein älterer Mann mit einer auffällig großen Hornbrille hielt ihn am Ärmel fest und wandte sich mit zornigem Blick an ihn. Tiefe Falten, fiel Elsa auf, hatten sich in seine Mundwinkel gegraben und verliehen seinem Gesicht so etwas beständig Mürrisches.

Wann die werten Herren von der Polizei denn endlich etwas zu unternehmen gedächten, wollte er wissen und erinnerte Henrik daran, dass man früher abends noch in aller Seelenruhe spazieren gehen konnte und dann, seit die Kanaken drüben in Seved eingezogen seien, würde man als Schwede auf offener Straße angepöbelt und bedroht, und

jetzt seien offenbar schon die Kinder dran und wo das noch alles enden solle. Für Elsa hatte er nicht einen einzigen Blick übrig.

Henrik hörte ein paar Minuten aus Höflichkeit zu. Elsa konnte sehen, dass er sich bereits verschiedene Varianten einer entsprechenden Antwort zurechtlegte, doch dann schluckte er sie alle herunter.

»Wir tun, was wir können, mein Herr«, versicherte Henrik dem Mann. »Und ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie uns jetzt unsere Arbeit machen ließen, damit wir sie möglichst schnell zum Abschluss bringen können. Das ist doch sicher in Ihrem Interesse, nicht wahr?«

Der Mann starrte Henrik noch einen Augenblick aus zusammengekniffenen Augen an, dann drehte er sich abrupt um und stapfte davon, ohne sich noch ein einziges Mal umzusehen.

»Soll ich dich an der Uni absetzen?«, fragte Henrik.

»Das wäre toll«, sagte Elsa. »Vielleicht bekomme ich dann ja heute Abend sogar noch etwas von meiner eigentlichen Arbeit fertig. Aber keine Angst, ich werde über diese Sache nachdenken und dich anrufen, sobald mir eine Erleuchtung kommt.«

»Versprochen?«

»Versprochen.«

»Kommissar Andersson?«, rief jemand hinter ihnen.

Henrik verdrehte die Augen gen Himmel und drehte sich um.

»Wie ich bereits jenem Herrn erläutert habe ...«, begann er, doch dann bemerkte er, dass kein weiterer besorgter Bürger von Kronheim ihn angesprochen hatte, sondern ein Kollege. Genau genommen ein Streifenpolizist, der von einem zwar etwas beklommen, aber immerhin freundlich dreinblickenden älteren Herrn begleitet wurde.

»Das ist der Herr Berggren«, stellte der Streifenpolizist den Mann vor, der neben ihm stand. »Er wohnt direkt neben den Ljungbergs, und er sagt, dass er glaubt, etwas gesehen zu haben. An dem Nachmittag, als das Mädchen verschwand.«

»Ist ja nicht wahr«, schnaufte Henrik. »Und wieso erfahre ich das erst jetzt?«

»Es wusste ja niemand. Der Herr Berggren ist gerade erst aus seinem Haus gekommen und hat sich dann direkt an uns gewandt.«

»Okay«, sagte Henrik und wandte sich an den Alten. »Ich danke Ihnen, dass Sie auf uns zugekommen sind. Lassen Sie uns doch irgendwo hingehen, wo wir uns ein bisschen ungestörter unterhalten können.«

Berggren nickte.

»Dort«, schlug Elsa vor und deutete in Richtung des Vorgartens der Ljungbergs. »Hinter der Hecke. Die ist hoch genug und ziemlich dicht. Da sollten wir etwas Ruhe haben.«

SECHZEHN

»Sie wohnen also nebenan, Herr ...?«, begann Henrik, als sie ihr Versteck hinter der Hecke erreicht hatten.

»Berggren, ja«, sagte der Alte, »und ich war mit Lykke draußen, deshalb habe ich es gesehen.«

»Wie bitte?«

Elsa verkniff sich ein kleines Lächeln.

»Lykke«, sagte der Alte, »das ist meine Dackelhündin. Man muss Gassi gehen mit einem Hund, verstehen Sie? Die Runde machen. Hält einen fit, die Bewegung, und sonst gibt es ja nicht viele Gelegenheiten, dass man mal rauskommt an die frische Luft und ...«

»Äh ja, schon klar«, unterbrach ihn Henrik. »Sie waren also mit dem Hund draußen, mit Lykke. Und dann?«

»Es hat geregnet an dem Tag, deshalb haben wir nur die kurze Runde gemacht. Sonst gehen wir gern durch den Wald, am Spielplatz vorbei, aber da habe ich sie natürlich an der Leine. Obwohl, die Lykke, die tut keinem was, das ist 'ne ganz Brave.«

»Okay«, sagte Henrik. »Aber gestern haben Sie die

große Runde nicht gemacht. Und sie waren *nicht* im Wald hinter dem Haus mit Lykke.«

»Stimmt.«

»Weil es geregnet hat.«

»Ganz genau.«

»Und was *haben* Sie nun gesehen?«

»Na ja, also da war Lilly, die Kleine von den Ljungbergs, wissen Sie?«

»Wo genau war Lilly, als Sie sie gesehen haben?«

»Hat im Garten gespielt, hinter dem Haus. Normalerweise hätte ich ja gar nicht drauf geachtet, aber ...«

Der Alte schaute sich unbehaglich um und senkte dann die Stimme.

»Na ja, sie hatte nichts Richtiges an.«

»Wie bitte?«

»Also, nicht, dass sie nackt gewesen wäre, natürlich nicht. Aber ich sagte ja schon, dass es geregnet hat. Ach was, geschüttet hat es wie aus Eimern. Und sie spielte da im Garten, hat irgendwas im Boden vergraben, glaube ich. Jedenfalls hockte sie da auf der feuchten Erde und hatte nur ein dünnes Kleidchen oder sowas an, sie muss völlig durchnässt gewesen sein und es war ja auch ziemlich kalt.«

Henrik starrte den Alten an.

»Und da haben Sie nichts unternommen?«

Der alte Mann zuckte hilflos mit den Schultern.

»Entschuldigung«, lenkte Henrik ein. »Das war natürlich nicht Ihre Aufgabe, ich dachte bloß, wo es Ihnen schon aufgefallen ist.«

»Nein, es stimmt schon, es kam mir ja auch seltsam vor, deswegen hab ich noch ein zweites Mal hingeschaut. Da fiel mir auf, dass sie Gummistiefel trug, immerhin. Das waren so knallgrüne Dinger, daher fiel mir das auf.«

»Verstehe«, sagte Henrik. »Knallgrüne Gummistiefel.«

Die nicht im Hausflur standen, dachte Elsa.

»War denn niemand sonst bei ihr?«

Berggren überlegte.

»Doch schon. Ich bin ja extra stehen geblieben, um zu schauen. Ihre Mutter war auf der Veranda und, äh ... hat sie ja beaufsichtigt. Da hab ich mir nichts dabei gedacht.«

»Okay«, sagte Henrik. »Was genau hat ihre Mutter auf der Veranda getan, erinnern Sie sich?«

»Ähm ...«

Herr Berggren räusperte sich. Die Sache war ihm sichtlich unangenehm, und er senkte die Stimme noch ein bisschen, als er sagte: »Na ja, sie hat gelesen, glaube ich. Ja. Die Frau Ljungberg saß in einem Liegestuhl, eine Decke über den Beinen und ich dachte noch so, dass sie jetzt bestimmt gleich nach der Kleinen rufen wird, dass sie ins Haus gehen und sich etwas Vernünftiges anziehen soll, und wie ich dann mit Lykke zurückgekommen bin, war die Kleine ja auch nicht mehr da, also ...«

»Also nahmen Sie an, sie sei ins Haus gelaufen, um sich umzuziehen.«

»Ja«, sagte Berggren und nickte. »Ich meine, zu dem Zeitpunkt habe ich mir auch keine Gedanken weiter über das alles gemacht. Ich wusste ja nicht ...«

»Aber jetzt wissen Sie, was passiert ist?«

Berggren nickte.

»Also, da war dann doch etwas komisch, so im Nachhinein. Ihre Mutter, also die Frau Ljungberg, lag immer noch in dem Liegestuhl, als wir zurückkamen, und hatte das Buch auf dem Schoß. Das war so ein dicker Wälzer ... und dann dachte ich so bei mir, dass sie wohl gar nicht darin liest, sondern ...«

Henrik nickte ihm aufmunternd zu.

Der Alte druckste herum.

»Schläft?«, warf Elsa ein.

Berggren nickte zögernd.

»Und wie ich dann heute erfahren hab, dass die kleine Lilly verschwunden ist, da wurde mir ganz heiß und kalt und ich habe gleich den Heinar Sörensson angerufen, denn der weiß immer alles, was im Viertel so vor sich geht. Und der sagte mir dann, ja, die Kleine sei gestern gegen fünf am Nachmittag verschwunden, und das ist ja nun mal die Zeit, mit der ich immer mit Lykke die Runde mache, und daher kam mir das dann alles wieder in den Sinn.«

»Sie glauben also, dass Lilly entführt wurde, während ihre Mutter ein paar Meter weiter in einem Liegestuhl schlief?«, fragte Henrik und machte aus seiner Skepsis wenig Hehl. Berggren nickte wieder.

»Sie werden es ihr doch nicht sagen?«

»Hm?«

»Dass ich Ihnen gesagt habe, dass sie geschlafen hat und dass die kleine Lilly keine Regensachen anhatte. Ich meine, die arme Frau macht ja nun gerade wirklich genug durch. Ich hoffe ja nur, dass sie ganz schnell wieder auftaucht. Die kleine Lilly, meine ich. So was muss doch schrecklich sein für eine Mutter.«

»Das hoffen wir alle«, versicherte Henrik. »Und ja, ich werde diese Informationen vertraulich behandeln. Sie haben mein Wort drauf.«

Elsa konnte ihm ansehen, dass er dieser im Vertrauen weitergetratschten Information allerdings keinen allzu großen Wert beimaß, abgesehen vielleicht von der erstaunlichen Kaltblütigkeit des Täters, der das Kind direkt vor der Nase seiner schlafenden Mutter geschnappt haben musste. Es war noch nicht mal richtig dunkel gewesen um halb Fünf. Was Lillys Mutter betraf, hatten Berggrens unfreiwillige Investigationen wenig Neues zutage gefördert. Vermut-

lich hatte die Frau geschlafen, weil sie sturzbetrunken gewesen war, und hatte sich seitdem alle Mühe gegeben, ihre Schuldgefühle in noch mehr Alkohol zu ertränken. Das mochte fahrlässig sein, aber für den Fall schien es wirklich keine große Relevanz zu haben. Außer vielleicht der Frage, ob der Täter *gewusst* hatte, dass Sofia betrunken sein würde, oder nur einen günstigen Zeitpunkt abgepasst hatte. Momentan gab es keine Möglichkeit, herauszufinden, was davon zutraf.

»Oh, da war ja noch etwas, das ich Ihnen sagen wollte«, sagte Berggren in bester Columbo-Manier und schenkte ihnen ein entschuldigendes Grinsen. »Hätte es beinahe vergessen. Da war jemand im Wald, der hinten an das Grundstück der Ljungbergs grenzt.«

»Im Wald?«, fragte Henrik. »Wer?«

»Das habe ich nicht erkennen können. Aber jemand aus der Gegend, vermute ich. Na ja, zumindest habe ich das gestern noch gedacht.«

»Wieso?«

»Na ja, ich hab ihm gewunken und er hat zurückgewunken.«

»Okay. Das könnte wirklich wichtig sein, Herr Berggren. Haben Sie sein Gesicht erkennen können? Was hat er angehabt? Irgendwelche sonstigen Auffälligkeiten?«

Der Alte überlegte.

»Das Gesicht habe ich nicht erkennen können, dazu war er zu weit weg und außerdem ... er trug so eine Regenjacke mit Kapuze.«

»Was für eine Regenjacke genau? Können Sie die irgendwie beschreiben?«

»Ja«, sagte Berggren und nickte heftig. »Eine von diesen knallgelben Dingern aus Gummi. Ich hatte auch mal so eine. Innendrin sind sie blau. Halten den Regen wirklich

gut ab, aber man schwitzt ziemlich darin, deshalb habe ich meine irgendwann weggegeben.«

»Und der Mann? Oder die Person?«

»Zuerst dachte ich, er wäre ein Pilzsammler oder so was. Aber ehrlich gesagt kann ich gar nicht mit Bestimmtheit sagen, ob es überhaupt ein Mann war. Ich meine, was kann man schon erkennen auf die Entfernung?«

Er deutete in Richtung des Waldrandes.

»Gelbes Gummi ...«, murmelte Henrik und warf Elsa einen vielsagenden Blick zu. Die nickte.

»Okay, danke, Herr Berggren, Sie haben uns sehr geholfen. Gibt es sonst noch etwas, an das Sie sich erinnern?«

Berggren dachte nach, dann schüttelte er den Kopf.

»Als ich zurückkam, waren sie weg, Lilly und auch die Gestalt im gelben Regenmantel. Das war alles. Lykke und ich sind dann zurück ins Haus gegangen.«

»Okay«, sagte Henrik, »vielen Dank, dass Sie sich bei uns gemeldet haben. Ich glaube, Sie haben uns vielleicht schon geholfen.«

Herr Berggren nickte, dann fragte er furchtsam: »Ist sie denn wirklich entführt worden? Ich meine ... von einem der Ausländer?«

Elsa verdrehte die Augen.

»Herr Berggren, dazu kann ich momentan überhaupt nichts sagen. Nur so viel: Es gibt bislang keinerlei Hinweise darauf, welcher Nationalität der Täter angehört. Oder ob es überhaupt einen gibt. Wir haben einen Vermisstenfall, mehr nicht.«

»Verstehe.«

»Ja«, sagte Henrik. »Sie sehen ja selbst, wie schwer es ist, jemanden zu erkennen, der da hinten am Waldrand steht. Geschweige denn, sagen wir mal, die Nationalität einer solchen Person.«

Berggren nickte und wandte sich zum Gehen.

»Äh, Herr Berggren?«, rief Henrik ihm hinterher. Der Alte blieb stehen. »Würden Sie bitte noch einen Augenblick beim Streifenwagen warten? Ich hätte gern, dass Sie jemandem von der Spurensicherung genau die Stelle zeigen, an der sie den Mann im Regenmantel gesehen haben.«

»Also ich weiß nicht, ob ...«

»So gut Sie sich erinnern können, okay?«

Berggren nickte und trottete dann davon, in Richtung Streifenwagen.

»Spuren?«, fragte Elsa. »Im Waldboden, nach über zwanzig Stunden Dauerregen?«

»Ist zumindest einen Versuch wert«, sagte Henrik knapp.

»Dieser gelbe Regenmantel«, sagte Elsa nachdenklich. »Glaubst, das könnte das Zeug sein, das sie unter Marlis' Nägeln gefunden haben?«

Henrik nickte.

»Vielleicht hat sie sich gewehrt, dabei hat sie was von der gummierten Außenhülle abgekratzt.«

»Dann ist es also amtlich. Wir haben es mit einem Serientäter zu tun.«

»Falls es sich tatsächlich um dasselbe gelbe Zeug handelt.«

»Ja, natürlich. Aber ... na ja, ich glaube, darauf wird es hinauslaufen.«

»Scheiße«, sagte Henrik und lehnte sich mit verschränkten Armen an die Mülltonne, dachte nach. Sein brütender Blick war auf das Haus der Ljungbergs gerichtet.

Der Regen hatte wieder eingesetzt.

Nach einer Weile nickte er.

»Hoffen wir, dass kein Serienkiller draus wird.«

SIEBZEHN

Das Versteck

Ihre Hände sind hinter ihrem Rücken gefesselt, er hat das Klebeband fest um ihre Handgelenke gewickelt. Die Stuhllehne schneidet in die Muskeln ihrer Oberarme, drückt die dort befindlichen Blutgefäße ab. Sie spürt das Kribbeln in ihren Fingerspitzen.

Bald wird sie ihre Finger gar nicht mehr spüren können.

Weitere Streifen des silbergrauen Klebebands um ihre Fußknöchel, die er mit den Stuhlbeinen verbunden hat, sorgen dafür, dass sie nicht aufstehen kann.

Dann beginnt er.

Er lächelt sie an und als sie den Mund öffnet, hat er plötzlich einen schmutzigen weißen Lappen in der Hand und stopft ihn ihr in den Mund. Er schmeckt muffig und riecht nach Öl.

Er streichelt über ihren Kopf, verliert sich in dem weichen, blonden Haar und sein Blick wird abwesend, scheint in weite Ferne zu schweifen.

Nach einer Weile kommt er wieder zu sich und scheint sie jetzt auch wieder wahrzunehmen. Er reißt einen weiteren Streifen Klebeband von der Rolle und klebt ihn ihr quer über den Mund, in dem sich immer noch der Öllappen befindet. Schnaufend zieht sie den Rotz hoch, der ihr aus der Nase läuft, doch sie hat nun keine andere Möglichkeit mehr, Luft zu holen. Eine Blase bildet sich an ihrem rechten Nasenloch und zerplatzt mit einem leisen Ploppen. Das scheint ihn zu freuen, er lacht auf, hell und glockenklar wie ein kleines Kind.

Wo doch sie das Kind hier ist, und nicht er.

Er holt einen anderen Lappen aus seiner Hosentasche, auch dieser ist weiß, aber sauber. Er tupft ihr den Rotz weg, ist ganz sanft dabei, beinahe zärtlich.

Ob er wohl *das* mit ihr machen will? Weil er es nicht mit anderen Mädchen machen kann, weil die ihn nicht lassen? Weil die stark genug wären, sich gegen ihn zur Wehr zu setzen? Sie bezweifelt es, er ist ein wahrer Hüne, ein richtiger Bär. Ein bisschen schwerfällig vielleicht, aber auch sehr stark.

Sie sieht zu dem Loch in der Wand, das als Fenster dient. Es dringt nicht besonders viel Licht herein, dazu sind sie zu weit unten und außerdem ist es kaum größer als ein Blatt Papier. Das Licht genügt aber, damit sie die Tiere auf dem improvisierten Tisch am Fenster erkennen kann.

Hauptsächlich Mäuse, oder sind es kleine Ratten? Das Mädchen weiß nicht, woran man den Unterschied erkennen könnte.

Jetzt fällt ihr Blick auf Helgi, oder das, was von dem kleinen Hund noch übrig ist. Der Terrier wird seit über zwei Wochen vermisst, das Mädchen hat sogar bei der Suche geholfen, ist durch die Nachbarschaft gelaufen und

hat den Namen des Tieres gerufen und sogar die Erwachsenen gefragt, ob sie ihn vielleicht gesehen hätten.

Dabei war er die ganze Zeit hier gewesen.

Sie spürt, wie etwas Heißes aus ihrem Magen nach oben schießt, und kämpft es mühsam herunter, als sie bemerkt, dass seine Augen nachdenklich zwischen ihr und dem Leichnam des Hündchens hin und her wandern. Während ihr Blick zu den Vögeln und Mäusen hinüberschweift, die er neben dem improvisierten Tisch auf dem Boden aufgereiht hat, wird ihr klar, was er hier tut mit all den toten Tieren, wenn er allein ist. Er studiert sie wie ein Wissenschaftler. Nimmt sie auseinander, um zu schauen, wie sie innendrin funktionieren. Weiß er denn nicht, dass das bei Lebewesen keinen Sinn hat? Dass die kaputt gehen, wenn man sie aufmacht?

Und jetzt, das begreift sie, wird er ein neues Experiment beginnen.

Und zwar mit ihr.

Seine Augen sind dunkel, beinahe schwarz, die fettigen Haare hängen ihm strähnig in die von Pickeln besetzte Stirn. Er ist aufgeregt, natürlich ist er das, aber da ist noch etwas, sie kann es einfach nicht deuten. Ein neuer, unbekannter Ausdruck von Ruhe. So wie jemand, der verzückt der Stimme eines geliebten Menschen lauscht. Aber wenn es eine Stimme ist, kann sie sie nicht hören. Das kann nur er.

Nachdem er ihr Gesicht sorgfältig saubergetupft hat, steckt er das Taschentuch weg, nickt ihr ein Mal zu und richtet sich dann langsam auf. Sitzend reicht sie ihm noch nicht einmal bis zum Bauchansatz. Sie kommt sich winzig vor auf ihrem Stuhl, während er über ihr aufragt wie ein Turm.

Er nickt noch einmal der Wand zu oder sich selbst, dann geht er aus ihrem Gesichtsfeld.

Später taucht er wieder vor ihr auf und beugt sich zu ihr herunter. Der Wahnsinn in seinen Augen ist jetzt deutlich zu sehen, beinahe greifbar.

Diesmal hat er das Messer dabei.

ACHTZEHN

Psychiatrische Klinik des Sankt-Lars-Krankenhauses, im Süden der Stadt Lund, zwanzig Kilometer nördlich von Malmö

Dr. Sjöberg beeilte sich, sein Büro zu erreichen. Es war das letzte Zimmer am Ende des Ganges, wo kaum Licht hinkam, und besonders geräumig war es darin auch nicht. Ihn störte das nicht, er zog es allemal der unmittelbaren Nähe zum Schwesternzimmer vor, denn die Wände waren nicht besonders dick und ihm fiel deren Geschnatter auch so schon ausreichend auf die Nerven. Ganz besonders allerdings schätzte er die verhältnismäßige Abgeschiedenheit des kleinen Büros.

Besonders, seit *sie* in sein Leben getreten war.

Das zwischen ihnen war das vollkommene Klischee, na und wenn schon. Sjöberg hatte sich seit Ewigkeiten nicht mehr so lebendig gefühlt. Da war einerseits natürlich das Verbotene an ihrem Arrangement, oder konnte man es schon Affäre nennen? Klar, entschied er und seine Lippen unter dem dünnen Schurrbart verzogen sich zu einem Grin-

sen. Nennen wir es ruhig eine Affäre, denn schließlich kam sie öfter her, die Kleine schien gar nicht genug von ihm bekommen zu können.

Dr. Sjöberg stellte also zufrieden fest, dass er eine Affäre hatte. Mit einer Studentin. Einer ausgesprochen attraktiven Studentin, wohlgemerkt, oder war sie inzwischen Doktorandin? Sie hatte es ihm gesagt, das wusste er, aber er war viel zu sehr abgelenkt gewesen, um ihr richtig zuzuhören, und das Merken von Nebensächlichkeiten hatte noch nie zu seinen Spezialitäten gehört.

Im Nachhinein wunderte er sich nur, dass er so lange gebraucht hatte, um sich einzugestehen, dass die Kleine ihn wollte. Da konnte man sehen, was die Ehe aus den Männern machte. Aber sie, dieser süße Wirbelwind, hatte ihm sein Selbstvertrauen wiedergegeben. Und seine Manneskraft dazu, oh ja. Sie hatte ihm von Anfang an *Signale* gesendet, und im Nachhinein betrachtet waren diese sogar ausgesprochen deutlich gewesen.

Woran er sich hingegen auch unter vorgehaltener Waffe vermutlich nicht hätte erinnern können, war, wann er das letzte Mal mit seiner Frau geschlafen hatte. Noch so eine Unwichtigkeit, die zu merken sich nicht lohnte. Vielleicht, überlegte er, hatte ihn aber auch genau das in den Augen der Kleinen attraktiv gemacht: Er war verheiratet, unerreichbar, eine verbotene Frucht – und damit unwiderstehlich. So liefen diese Dinge schließlich. Man musste keinen Doktorgrad der Psychologie besitzen, um solche simplen Zusammenhänge zu begreifen. Aber es half natürlich.

Sjöberg beschleunigte seinen Schritt in froher Erwartung. Heute war Dienstag, und sie würden sich nach seiner Mittagspause sehen.

Er grinste. Ach ja, die Wunder der menschlichen

Psyche, und endlich lohnte sich die Sache mal für ihn. Sollte die Kleine sich doch ihren Vater dabei vorstellen, der sie immer vernachlässigt hatte, oder sonst wen, dessen Akzeptanz ihr verwehrt geblieben war, solange er dabei nur auf seine Kosten kam. Nicht nur besaß das Mädchen einen Körper zum Niederknien, sondern schien sie auch über keinerlei Schamgrenze oder Tabus zu verfügen, zumindest keine, die er auch nur im Ansatz auszuloten gewünscht hätte.

Was sie für ihn, abgesehen von ihrer unbestreitbaren äußerlichen Attraktivität, so anziehend machte, war die Tatsache, dass ihr schlicht egal zu sein schien, was er mit ihr anstellte. Sie nahm es einfach hin, bot sich dar, steckte es weg – und das fand er ausgesprochen sexy.

Selbstverständlich wurde auch sie spitz davon, von ihm auf diese Weise benutzt zu werden, was sie ihn deutlich spüren ließ, bis sie mit beinahe beängstigender Regelmäßigkeit gemeinsam mit ihm kam. Er konnte sich nicht erinnern, seiner Frau überhaupt jemals einen Höhepunkt beschert zu haben, bei ihr klappte es jedes Mal. Sie langte sich sogar zwischen die Beine und machte es sich selbst, während sie ihm einen blies, beispielsweise.

Was für ein herrlich versautes, kleines Luder.

Und natürlich bekam auch er jedes Mal, was er wollte, einmal hatte sie es sogar zwei Mal hintereinander geschafft, ihn zum Höhepunkt zu bringen. Wahnsinn. Warum nur war ihm dieses sexuelle Wunderkind nicht schon früher begegnet?

Ungeduldig fummelte Sjöberg den Schlüssel in das Schlüsselloch seiner Bürotür.

Einmal, am Anfang ihres Stelldicheins, hatte er ihr sogar Blumen mitgebracht, weil er das für angebracht gehalten hatte. Sie hatte die Dinger keines Blickes gewür-

dig – während ihres stürmischen Liebesspiels war die Vase vom Schreibtisch gefallen und zu Bruch gegangen, und keinen hatte es gekümmert. Er hatte später die Scherben und die Blumen zusammengekehrt und zukünftig auf das Mitbringen von Geschenken verzichtet.

Umso besser.

Man musste den Tatsachen ins Auge blicken: Sie wollte ja gar nicht, dass er sich um sie scherte. Ihr ging umso mehr einer ab, je *weniger* Interesse er an ihr zeigte, auch wenn ihm das zunehmend schwerer fiel.

Sjöberg bemerkte, dass die Tür nicht verschlossen war. Sollte er es vergessen haben?

Sein Grinsen wurde breiter. Die Vitalität und der hemmungslose Sex waren die eine Sache, aber er begann allmählich, sich wie ein verliebter junger Bursche zu benehmen, kaum noch fähig, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren. Scheiß drauf, wischte er den Gedanken weg, und wenn schon.

Dann öffnete er die Tür.

»Hallo Doktor.«

Sie war hier.

Saß hinter seinem Schreibtisch, halb verdeckt durch den Computerbildschirm.

Er leckte sich über die Lippen. Spürte, wie das Blut förmlich in seine unteren Regionen schoss und sich dort bereits etwas aufzurichten begann.

Sie stand auf und er bemerkte, dass sie ihren Rock bereits abgestreift hatte. Darunter trug sie nicht etwa rote oder schwarze Spitzenunterwäsche oder ein Seidenhöschen, sondern einen einfachen weißen Baumwollslip, der – zu allem Überfluss – mit kleinen Herzchen bedruckt war. Die Art, wie sie seine Tochter getragen hatte, vor vielleicht zehn Jahren. Bloß, dass sie der nicht halb so gut gestanden

hatten. Er spürte, wie sein Penis bei diesem Anblick förmlich aufschnappte wie die Klinge eines Schnappmessers.

»Oh, Gott!«, stöhnte er und drückte die Tür hinter sich ins Schloss.

Allein die Vorstellung, wie sie da auf seinem Bürostuhl gesessen hatte, mit nackten Schenkeln und nichts als diesem Fetzen Stoff über ihrem blitzblank rasierten Allerheiligsten. Sein Schwanz fühlte sich an, als wollte er bersten.

Sie schenkte ihm einen gespielt unschuldigen Blick und ließ ihre rechte Hand dann langsam an ihrem Körper hinabgleiten, bis sie den Bund ihres Höschens erreichte. Dann schob sie aufreizend langsam zwei Finger hinein.

»Ich habe schon angefangen, während ich auf dich gewartet habe, Doktor«, sagte sie lächelnd. »Bist du jetzt böse mit mir?«

Er schaffte es gerade noch, die Tür hinter sich abzuschließen, dann stürzte er sich auf sie.

Und zeigte dem Mädchen, wie böse der Doktor mit ihr war.

NEUNZEHN

Polizeirevier Malmö-Süd

»Elsa«, sagte Agnes, »hej. Noch mal.«

»Hej Agnes.«

Die beiden Frauen hatten sich auf dem Gang des Reviers wiedergetroffen, nachdem die meisten Polizisten vom Tatort zurückgekehrt waren. Agnes hatte Elsa zugenickt und dann in Richtung der Kaffeeküche gezeigt. Die war selbstverständlich nicht leer gewesen, aber als Agnes eingetreten war, hatten die anwesenden Polizisten sich eilig zurück in die Büros begeben. Es gab derzeit sonst keinen Ort auf dem Revier, um sich ungestört unterhalten zu können.

Leise schloss Agnes die Tür hinter ihnen.

»Tut mir leid«, sagte Agnes, »aber das ist im Moment der einzige Raum, in dem wir so etwas wie Ruhe haben. Zumindest für einen Moment.«

»Verstehe«, sagte Elsa. »Sogar Henrik musste ja das Büro räumen.«

Agnes nickte.

»Kaffee?«

Elsa nickte und Agnes wandte sich der Kaffeemaschine zu.

»Der wird nur nicht besonders gut sein, fürchte ich. Hat sich nicht viel getan, seit du das letzte Mal hier warst, in dieser Hinsicht. Oder in irgendeiner anderen.«

»Das macht mir nichts. Er ist stark, darauf kommt's an, oder?«

»Richtig«, sagte Agnes, als sie sich mit zwei gefüllten Tassen umdrehte und eine davon Elsa hinhielt.

»Ist es dir unangenehm?«, fragte Elsa. Es gab schließlich keinen Grund, sich mit Small Talk aufzuhalten, da konnte sie auch gleich zur Sache kommen.

»Was?«, fragte Agnes und kniff lächelnd die Augen zusammen. Vielleicht war es ja doch ein wenig zu direkt gewesen. »Was soll mir unangenehm sein?«

»Dass mich Henrik in die Sache reingezogen hat. In die Ermittlungen. Deine Ermittlungen, ich meine ...«

»Henrik hat den eigentlichen Hut auf, Elsa, das weißt du. Ich bin im Moment nur ... ich weiß auch nicht. So eine Art repräsentativer Leiter der ganzen Sache. Und aller anderen, die gerade auf meinem Tisch liegen, und das sind nicht wenige. Also mach dir keine Sorgen. Wir alle schätzen deine Hilfe, auch ich.«

»Klar, ist klar«, sagte Elsa und verzog das Gesicht, nachdem sie einen Schluck von dem Gebräu in der Tasse genommen hatte.

»Furchtbar, wie?«, fragte Agnes lächelnd.

»Ziemlich«, sagte Elsa und lächelte auch ein bisschen.

»Henrik hat das Richtige getan, weißt du? Tut er übrigens meistens, wenn du es genau wissen willst. Er wird mal ein guter Revierchef werden.«

Elsa bemerkte das Lächeln, das ihr Agnes schenkte, aber auch das andere, das in ihrem Blick lag. Eine Andeutung, mehr nicht. So etwas wie Schmerz? Wusste sie etwa Bescheid? Nein, entschied Elsa dann, das absolut Vorherrschende unter diesem Lächeln war einfach Müdigkeit. Und dafür hatte Agnes im Moment wahrlich jede Menge Gründe.

»Ich habe von der Sache mit dem Iraker gehört«, sagte Elsa.

»Ach, na toll. Du also auch.«

»Ändert das irgendwas?«

Agnes schnaubte verächtlich. »Außer, dass meine Karriere deswegen auf dem Spiel steht? Außer, dass mir Nyström vorhin unmissverständlich klargemacht hat, dass ich den Buhmann für sie spielen werde, sollte uns die Sache um die Ohren fliegen? Außer dem? Warte, ach ja, meine Ehe liegt in Trümmern und meinen Sohn habe ich das letzte Mal vor ein paar Tagen gesehen. Ich schlafe vielleicht zwei Stunden jede Nacht, und auch das nur mit Schlafmitteln. Reicht das?«

Agnes' Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, aber sie wandte den Blick nicht von Elsa ab.

Elsa stellte ihre Tasse auf dem Tisch ab und ging auf Agnes zu. Für den Bruchteil einer Sekunde wich diese vor ihr zurück, doch dann ließ sie die Umarmung zu.

»Tut mir leid«, sagte Elsa. »Ich wusste das nicht, zumindest nicht alles. Sag mir, was ich tun kann.«

Sie spürte, wie Agnes' Gesicht sich an ihrer Schulter bewegte, als diese den Kopf schüttelte. Aber es stimmte, wie hätte ihr Elsa schon helfen sollen?

Elsa trat einen Schritt zurück und zog dann lächelnd ein großes weißes Taschentuch aus ihrer Hosentasche, das sie Agnes reichte.

»Danke«, sagte diese und tupfte sich tapfer die Tränen weg. »Furchtbar. Wie ein kleines Mädchen, was?«

Elsa schwieg. So gern hätte sie Agnes noch mehr gesagt, irgendwelche weisen Worte oder Ratschläge mit auf den Weg gegeben, doch sie wusste nur zu gut, wie vergebens die jetzt waren. Agnes würde allein da durch müssen. Aber das würde sie.

»Du packst das«, sagte Elsa. »Du bist stark.«

Dann nahm sie sich wieder den Kaffeeepott vom Tisch. Wenigstens taugte das Zeug, sich die Hände dran zu wärmen.

»Na ja«, sagte Agnes und nahm einen Schluck von dem scheußlichen Gebräu in ihrer Tasse, ohne mit der Wimper zu zucken. »Zumindest werden wir bald wissen, wie stark ich wirklich bin.«

Elsa nickte.

»Also dann ziehe ich das Angebot meines Ausstiegs aus den Ermittlungen hiermit zurück.«

»Ist mir recht, Elsa.«

»Sehen wir zu, dass wir diesen Fall so schnell wie möglich lösen, und ich werde dazu beitragen, was ich kann. Für den Moment kann Freja meine Vorlesungen bei den unteren Semestern übernehmen, und für den Rest fällt mir auch etwas ein.«

»Danke«, sagte Agnes und gab Elsa das Taschentuch zurück. »Wie sehe ich aus?«

»Blendend«, grinste Elsa sie an.

»Blödmann«, murmelte Agnes. Dann straffte sie ihren Oberkörper, setzte ein Lächeln auf und trat hinaus in den Gang. Elsa folgte ihr kurz darauf.

TEIL 2
ANA NYMAN

11. November

ZWANZIG

Malmö-Rosengård

Arne Dahlberg versuchte, nicht an das Quietschen zu denken. Es funktionierte nur nicht besonders gut, das Geräusch bohrte sich immer wieder in seinen Kopf.

Die Tatsache, dass er gestern vielleicht ein paar Bier zu viel gekippt hatte und seit den frühen Morgenstunden von mörderischen Kopfschmerzen geplagt wurde, machte die Sache sicherlich nicht besser. Blieb das Geräusch. Metall auf Metall, da gab es keinen Zweifel. Irgendetwas schleifte da, vermutlich hinten an der Verriegelung. Wieder mal.

An Arnes Müllauto war ständig irgendwas kaputt. Es war ja auch klar, dass sie ihm für *diese* Tour nicht gerade die neuesten Fahrzeuge zur Verfügung stellten. Rosengård, wer wollte da schon den Müll abholen? Oder überhaupt hin?

Zumindest besser, als da zu wohnen, das war Arne Dahlbergs lakonische Meinung zu diesem Thema.

Andererseits gab einem diese Tour auch gewisse Freiheiten. So interessierte es beispielsweise niemanden, wenn mal der eine oder andere Container ungeleert blieb. Keiner

kam nach Rosengård, um so etwas zu kontrollieren. Nicht mal die Hausverwaltung, welche die Müllgesellschaft immerhin für das Leeren bezahlte. Vermutlich hatten sie alle Hände voll mit eingeschlagenen Fensterscheiben und vollgeschmierten Fahrstuhlkabinen zu tun. Nein, im Großen und Ganzen konnte man mit dieser Tour zufrieden sein, fand Arne. Die Bezahlung stimmte ja auch, und so schlimm war die Strecke eigentlich gar nicht – zumindest nicht tagsüber, besonders in den frühen Morgenstunden, da war es nämlich wie ausgestorben. Klar, dachte Arne Dahlberg, während sich andere auf den Weg zur Arbeit machten, drehten sich die Arbeitslosen in Rosengård wahrscheinlich noch mal im Bett auf die andere Seite. Vierundsechzig Prozent Arbeitslosenquote, das hatte Arne in der Dagbladet gelesen. Da gab es wahrlich wenig Grund für die Bewohner der Plattenbauten, schon in aller Herrgottsfrühe auf den Beinen zu sein.

Einmal hatten sie ihm eine Topfpflanze, samt Topf und allem, auf das Fahrzeug geworfen. Konnte aber auch sein, dass das Ding von ganz allein von irgendeinem Balkon gefallen war. Außer einem Mordsschrecken und einer weiteren Delle im verbeulten Dach der Fahrerkabine war die Sache aber sehr glimpflich ausgegangen. Selbst in Rosengård wollten sie schließlich nicht an ihrem eigenen Müll ersticken und Müll, oh ja, den gab es genug.

Aus dem metallischen Quietschen war mittlerweile ein regelrechtes Kreischen geworden, das Arne Dahlberg nun ernsthaft an den Nerven zerrte. Verdammt. Bei der nächsten Station würde er anhalten und nachsehen müssen, was da los war, da half alles nichts. Keine Chance, das noch die nächsten fünf Stationen durchzuhalten.

Vielleicht hatten sie ja einen Stuhl oder so was in einen der Container gestopft, und jetzt klemmte das Ding an der

Entladeklappe fest. Es wäre nicht das erste Mal, dass so was passierte. Diesen Typen waren Begriffe wie Mülltrennung oder gar Sperrmüll völlig unbekannt.

Als Arne den von Lingens väg erreichte, steuerte er auf die Müllcontainer zu, die dort am Straßenrand – und teilweise auch mitten auf dem Fußweg – standen und hielt an. Seufzend betrachtete er die wild umherstehenden Container. Früher waren sie immer mindestens zu dritt gewesen und hatten die Container gemeinsam auf die Hebevorrichtung hieven müssen, doch nun, aufgrund der modernen Kippvorrichtungen am Heck des Wagens schaffte das einer allein.

Bevor er sich den Abfalltonnen am Straßenrand widmete, wandte Arne seine Aufmerksamkeit der Ladeklappe am hinteren Ende des Fahrzeugs zu. Die stand eine gute Handbreit auf, na also. Da klemmte tatsächlich was, das geübte Auge sah das gleich.

Arne betätigte den Hebel mit dem roten Knauf, die Notentladung. Normalerweise, das heißt, in anderen Stadtteilen von Malmö, wäre die Folge eine ziemlich aufwendige Aktion gewesen, die darin bestanden hätte, den gesamten Müll, der noch in der Ladeklappe klemmte, im Anschluss an die Notöffnung von der Straße aufzusammeln und zurück in den Containerwagen zu werfen, gefolgt vom Zusammenkehren des Kleinkrams.

So was konnte einen gut und gerne eine halbe Stunde kosten, sprich: Die gesamte Mittagspause, die sie ihm heutzutage noch gönnten. Na ja, bloß gut, dass das nicht nötig war, da lag der Müll ja sowieso an jeder Straßenecke herum und keinen kümmerte das. Ein bisschen mehr Unrat fiel da gar nicht auf.

Die Ladeklappe senkte sich ab und Arne erkannte den Übeltäter sofort. Ein Fahrradrahmen, verbogen und völlig

verrostet, klemmte am oberen Ende der Ladeklappe fest und hatte demnach das Geräusch verursacht.

Klassischer Fall von Sperrmüll, dachte Arne, *so was gehört nicht in die Tonne, aber die lernen das sowieso nicht mehr* – vermutlich konnten die meisten, die hier lebten, die Schilder über den Müllkästen noch nicht einmal lesen.

Arne rüttelte an dem Fahrradrahmen und betätigte gleichzeitig nochmals den Nothebel, bis das Ding schließlich nachgab und sich aus seiner Verklebung löste.

Der Rahmen fiel nach innen, in das weiche Bett aus Müll, das sich in der großen Klappe angesammelt hatte. Er würde warten müssen, bis der Nothebel die Klappe ganz nach unten gefahren hatte, bevor er sie wieder schließen konnte, aber immerhin würde es anschließend kein Quietschen mehr geben – ein annehmbarer Preis für diese Verzögerung.

Ein paar leere Farbeimer fielen aus der Klappe und rollten auf die Straße. Arne bückte sich, hob sie auf und wartete geduldig, bis die Klappe ganz nach unten gefahren war, um sie zurück in den Wagen zu werfen.

Mitten in der Bewegung erstarrte er.

Da lag etwas unter dem herabgefallenen Fahrradrahmen, etwas, das aussah wie menschliche Gliedmaßen.

Arne schnaufte und sah noch mal hin. Für einen Moment hatte er das doch tatsächlich für den Körper eines Menschen gehalten, aber dann fiel ihm auf, wie bleich und käsig die Haut an den Armen und der Schulter des Dings war. Menschliche Haut sah nicht so aus, ausgeschlossen. Arne atmete erleichtert aus. Das war eine Schaufensterpuppe oder so was, klarer Fall.

Wer zur Hölle schmiss bloß so was in einen Müllcontainer? Hatte ihm einen Mordsschrecken eingejagt, das Ding. Die Klappe rastete ein und Arne starrte immer noch auf die

Puppe. Sie hatte den Kopf zur Seite gedreht, außer dem Arm und dem Halsansatz war der gesamte Körper komplett von Müll bedeckt. Ein Stückchen Stanniolpapier steckte in den verfilzten Haaren der Puppe wie ein groteskes Diadem.

Bloß trugen Schaufensterpuppen keine Haare. Die hatten Perücken auf. Und eine Perücke wäre dem Ding auf jeden Fall vom Kopf gerutscht. Vielleicht war sie ja aufgeklebt?

Arne beugte sich vor und besah sich den Haaransatz. Wenn das eine Perücke war, ob nun aufgeklebt oder nicht, dann war es eine verdammt gute.

Arnes Fingerspitzen wurden taub, als er begriff, dass das, was in den Haaren der Puppe klebte, kein Dreck war, oder nicht nur. Das war Blut. Menschliches Blut.

Die Eimer fielen ihm aus der Hand.

Arne Dahlberg wuchtete den verbogenen Fahrradrahmen aus der Ladeklappe des Containers und warf ihn einfach hinter sich auf die Straße. Dann begann er, wie ein Irrer den Müll beiseite zu schaufeln, ohne auch nur zu überlegen, warum er das eigentlich tat.

Sekunden später hatte er den nackten Körper eines toten Mädchens freigelegt.

EINUNDZWANZIG

Polizeirevier Malmö-Süd

»Okay«, sagte Agnes. »Zeigen Sie mir bitte noch mal auf der Karte, wo genau Sie das Mädchen gefunden haben.«

»Ich hab sie nicht gefunden«, sagte Dahlberg. »Also nicht so richtig. Erst ist mir das Quietschen aufgefallen, etwa hier, auf der Amiralsgatan. Da bin ich dann noch bis zum von Lingens väg gefahren, und dann ausgestiegen, weil das Quietschen immer lauter wurde. Hab nachgesehen, was los ist. Und dann ... Na ja, da hab ich sie gefunden. Hinten in der Ladeklappe. Erst hab ich gedacht, dass es nur eine Puppe ist ... also eine Schaufensterpuppe oder so was, aber dann ...«

Dahlberg verzog angewidert das Gesicht.

»Das heißt, Sie können mir nicht mit Bestimmtheit sagen, wo genau Sie das Mädchen eingesammelt haben.«

»Das könnte schwierig werden«, Dahlberg nickte. »Das Zeug hinten im Container wird ganz schön durcheinandergewirbelt. Mit Bestimmtheit kann man da gar nichts sagen, außer, dass ich sie irgendwo auf meiner Tour durch Rosen-

gård aufgesammelt haben muss. Sie könnte vermutlich auch schon im ersten Müllcontainer gelegen haben, den ich geleert habe – es ist wirklich schwer zu sagen. Das arme Mädchen!«

»Und was wäre passiert«, fragte Henrik, »wenn Sie das Quietschen nicht bemerkt hätten?«

»Hm, gute Frage.«

Dahlsen dachte nach. »Vermutlich hätte man sie dann erst auf der Müllkippe gefunden, wenn überhaupt. Ich meine, wenn sie da unter dem ganzen Müll begraben liegt und der Bulldozer alles zusammenschiebt ... ich will mir das gar nicht vorstellen.«

»Gut, dann ...«, Agnes massierte sich mit Zeige- und Mittelfinger beider Hände die Schläfen. »Könnten Sie dann vielleicht die Route einzeichnen, die Sie gefahren sind an diesem Morgen? Also von Beginn an bis zu dem Punkt, wo Sie den Container geöffnet haben?«

»Klar, kann ich tun. Und was bringt das?«

»Weiß ich noch nicht«, sagte Agnes. »Aber ich werde versuchen, jede verfügbare Einheit nach Rosengård zu kriegen, um die Container nach Spuren zu durchsuchen. Alle, die Sie heute Morgen geleert haben.«

»Oh«, sagte Dahlberg, während er mit einem Stift seine Strecke auf der Karte abfuhr. »Da haben Sie sich ja was vorgenommen.«

Henrik stieß geräuschvoll Luft aus. Aber er hielt die Klappe.

»Es sei denn, jemand hat eine bessere Idee«, sagte Agnes.

Die hatte niemand.

»Dachte ich mir. Also los. Henrik, du trommelst alle zusammen, die irgendwie verfügbar sind. Ich werde bei Nyström anrufen und um Verstärkung aus anderen

Revieren bitten, auch wenn ich mir da wenig Hoffnung mache.«

»Ähm«, meldete sich Dahlberg zu Wort, »brauchen Sie mich noch?«

Agnes schüttelte den Kopf.

»Oder doch«, sagte sie dann. »Sie könnten den Jungs vom Labor unten helfen, den Container zu entladen.«

Arne Dahlberg schenkte ihr einen verwirrten Blick.

»Sie wollen den kompletten Container auseinandernehmen?«

»Ja«, sagte Agnes. »Müssen wir, tut mir leid. Man wird Ihnen eine Erklärung ausstellen, da bekommen Sie keinen Ärger auf der Arbeit.«

»Aha«, sagte Dahlberg und dann: »Glauben Sie etwa ... Also, dass da vielleicht noch mehr drin sind?«

Agnes blieb ihm eine Antwort schuldig.

ZWEIUNDZWANZIG

Malmö-Rosengård, in der Nähe des Cronhielmsparken

»Mann, das ist wieder so eine Hauruckaktion«, knurrte Svensson und stieg aus dem Wagen. »Ich frag mich, was das bringen soll. Und ich hatte heute eigentlich frei, glaubt man das?«

»Eigentlich«, brummte Larsson.

Die beiden hatten die Gegend um den Cronhielmsparken abbekommen, eine der übleren Gegenden in Rosengård. Die Mülltonnen, für die er und sein Kollege zuständig waren, lagen halb gefüllt auf der Seite, die Deckel offen, als spien sie ihren Inhalt auf die Straße.

»Das ist kein Job, das ist eine Strafe«, murmelte Svensson, als er das Chaos betrachtete.

»Also danach brauch ich erst mal einen Kaffee«, sagte Larsson und seufzte. »Oder zwei.«

»Ehrlich gesagt könnte ich jetzt schon einen gebrauchen«, sagte Svensson. »Im Ernst, es ist schweinekalt, ich hab keine richtigen Handschuhe, nur diese Gummidinger und wenn ich ehrlich sein soll, erschließt sich mir auch

nicht der Sinn, in einer verdammten Mülltonne nach Fingerabdrücken zu suchen.«

»Hat niemand was von Fingerabdrücken gesagt«, wandte Larsson ein. »Alle Arten von Spuren, das waren ihre Worte.«

Svensson stieß verächtlich die Luft aus.

»Du weißt, was ich meine. Hier werden wir überhaupt nichts finden, sondern uns nur den Arsch abfrieren, weiter nichts.«

»Da könntest du schon recht haben.«

»Weißt du was, Larsson? Wie wäre es, wenn du zum nächsten Kiosk fährst und uns beiden einen schönen Kaffee mitbringst? Ich fang dann schon mal an, im Müll herumzuwühlen, ein paar Fähnchen zu stecken und mich überhaupt ganz mächtig zum Deppen zu machen.«

»Klingt nach einem Plan«, grinste Larsson, drehte sich um und ging auf das Auto zu, während sich Svensson das Spurenbesteck und ein paar Plastiktüten unter den Arm klemmte und auf die Container zumarschierte. Während der Wagen fortfuhr, machte Svensson ein paar Fotos von den Mülltonnen und begann dann damit, die erste auszuleeren.

Als er damit fertig war, verteilte er den Müll mit der Spitze seiner Einsatzstiefel auf dem Boden. Da war natürlich nichts zu finden. Keine Blutspuren (und wenn schon, wie hätte er die hier draußen von Ketchup oder roter Farbe unterscheiden sollen?), keine Haare, soweit sich das erkennen ließ, und – Gottlob – auch keine weiteren Teile von toten kleinen Mädchen. Genau wie er vorausgesagt hatte.

Svensson war so in seine Arbeit vertieft, dass er nicht bemerkte, dass er nicht länger allein auf dem Fußweg vor den Plattenbauten des von Lingens väg stand.

Zwei Jugendliche hatten sich hinter ihm aufgebaut und betrachteten sein Tun mit amüsierten Blicken. Als Svensson sich umdrehte, um seine Aufmerksamkeit dem nächsten Müllcontainer zu widmen, bemerkte er sie. Der Polizist fuhr überrascht zusammen, was den beiden ein simultanes Grinsen entlockte.

»Was gibt's da zu grinsen?«, fuhr Svensson sie an, doch die beiden antworteten ihm nicht. Stattdessen zog einer ein Handy hervor und begann, in aller Ruhe Fotos von Svensson, den Fähnchen und dem Chaos vor dem Müllcontainer zu machen.

»Unterlassen Sie das!«, blaffte Svensson, auch wenn er kaum Hoffnung hatte, dass sie ihn verstehen würden oder dass die Bengel interessierte, was er zu sagen hatte. »Hier finden laufende Ermittlungen statt. Ich muss Sie bitten, das Handy augenblicklich wegzustecken. Na los, weg damit!«

Um zu zeigen, was er meinte, deutete er erst auf das Handy in der Hand des Jugendlichen und dann mit einer raschen Bewegung auf dessen Hosentasche. Das beeindruckte den allerdings wenig, er filmte einfach fröhlich grinsend weiter. Der andere stand mit verschränkten Armen da und erfreute sich an dem Geschehen.

»Das Handy«, rief Svensson, dessen Geduld von den beiden allmählich ernstlich strapaziert wurde. »Weg damit!«

Er versuchte es auf Englisch oder mit dem, was er dafür hielt, doch mit dem gleichen Ergebnis. Oder beinahe: Das Grinsen der beiden wurde noch ein Stück breiter, als sich kurz darauf drei weitere zu ihnen gesellten. Unter ihnen ein bulliger Kerl, der aussah, als verbrächte er täglich mehrere Stunden mit dem Stemmen von Gewichten in irgendeiner Muckibude. Dieser Kerl, im Gegensatz zu den anderen, grinste überhaupt nicht. Er starrte Svensson mit einem

eindeutig feindseligen Blick an. Inzwischen hatten alle außer dem Muskelberg ihre Telefone hervorgezogen und filmten fröhlich drauflos.

»Die Handys!«, fuhr Svensson sie an. »Weg damit, verdammt noch mal!«

Die Dienstkamera, die er zum Fotografieren der Szene benutzt hatte, flog ihm gegen die Brust, als er eine heftige Bewegung in Richtung der Jugendlichen machte. Das fanden die offenbar überaus amüsiert und aus dem Grinsen wurde leises Gelächter. Ungefähr da war sich Svensson sicher, dass sie ihn die ganze Zeit verstanden hatten. Einer der filmenden Jugendlichen trat schließlich vor und kickte eins der aufgestellten Fähnchen auf die Straße. Als Svensson zu ihm herumfahren wollte, stellte sich der Bodybuilder in seinen Weg. Svensson prallte von seiner breiten Brust ab wie ein Gummiball.

»Das ist Behinderung von Ermittlungen!«, rief er, ein viel zu hoher, quäkender Ton. Er spürte, dass er dabei war, vollends die Beherrschung zu verlieren. Nicht gut. Er tat einen hastigen Atemzug und versuchte, sich an das zu erinnern, das er irgendwann mal zum Thema Deeskalation gelernt hatte.

Viel war es nicht mehr, was ihm dazu einfiel.

Das waren alles tolle Methoden gewesen, keine Frage. Bloß hatte Svensson bisher das Glück gehabt, nicht in Situationen zu geraten, in denen er dieses längst verschüttete Wissen hätte anwenden müssen. Der Großteil seiner Arbeit fand mittlerweile gottlob hinter einem Schreibtisch statt und nie hatte er sich so sehr ins Büro zurückgeseht wie jetzt. Diese verdammten Kids brachten ihn ernsthaft auf die Palme.

»Okay Leute«, sagte er. »Wir hatten alle unseren Spaß, der Polizist wühlt in der Mülltonne herum und wir filmen

ihn ein bisschen dabei, wie lustig. Aber das reicht jetzt. Ich würde sagen, ihr macht euch mal ganz schnell vom Acker, sonst bin ich gezwungen, euch festzunehmen, und das wird dann ganz bestimmt nicht angenehm, klar?»

Während er das sagte, war Svensson einen Schritt zurückgetreten. In den Augen des Muskelbergs war ein seltsames Funkeln aufgetaucht. Auf Drogen, der Kerl, vermutlich. Das waren die hier doch alle.

Die Reaktion auf seine Worte war nicht die, welche Svensson sich erhofft hatte.

Einer der Jugendlichen begann, ein greinendes Baby zu imitieren, die anderen stimmten sofort ein. Sogar die Mundwinkel des Muskelbergs verzogen sich eine Winzigkeit nach oben. Scheinbar fanden die das furchtbar lustig und wollten einfach nicht begreifen, dass sie gerade dabei waren, ernsthaft mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten.

Na bitte, dachte Svensson, dann eben die harte Tour.

Der Polizist tastete nach der Waffe an seinem Gürtel und versuchte, den Verschluss zu öffnen. Das hatte er ebenfalls mal geübt und auch das war schon eine ganze Weile her.

Als der Muskelberg bemerkte, was er vorhatte, fackelte er nicht lange. Einer seiner gewaltigen Arme schoss vor und stieß Svensson vor die Brust, der daraufhin zwei Schritte zurücktaumelte und gegen die Seitenwand des auf der Seite liegenden Müllcontainers prallte. Der Stoß war so heftig, dass der Schwung der Bewegung ihn weitertrug. Svensson stolperte, kam ins Taumeln und schließlich fiel er mit rudelnden Armen rückwärts in den Müll, seine Hand immer noch an das Pistolenhalfter an seiner Seite gepresst.

Nun gab es kein Halten mehr. Die Jugendlichen lachten grölend über sein Missgeschick, für einen Moment fühlte sich Svensson in seine Schulzeit zurückversetzt, als

so was auf dem Pausenhof Gang und Gäbe gewesen war. Aber es gab einen entscheidenden Unterschied: Damals hatte er keine Waffe besessen.

Als der Muskelberg einen weiteren Schritt auf ihn zu machte, sah Svensson rot. Er riss die P226 aus dem Halfter, während er mit strampelnden Beinen auf seinem Gesäß rückwärts durch den Müll robbte. Der Anblick der gezückten Waffe ließ auch den Riesen zurückschrecken, der ihn mit fragenden Blicken musterte, die abwechselnd zwischen Svenssons wutverzerrtem Gesicht und dem Lauf der Waffe hin und her glitten. Besonders ängstlich sah er dabei allerdings nicht aus, nur ein bisschen verwundert.

Schließlich machte der Muskelberg den Mund auf und sagte in nahezu akzentfreiem Schwedisch: »Das war dumm von dir, Bulle. Ganz furchtbar dumm.«

Dann trat er auf ihn zu.

Svensson riss den Abzug durch. Einmal, zweimal.

Außer einem Klicken war nichts zu hören.

»Svensson!«, schallte eine Stimme. »Svensson, verdammt! Was ist hier los?«

Langsam fand Svenssons Verstand zurück ins Hier und Jetzt. Er lag im Müll, mit gezogener Waffe, mit der er auf einen Jugendlichen zielte, dessen Freunde mit ihren Handys die ganze Szene filmten.

Und allmählich dämmerte ihm auch, dass er kurz davor gestanden hatte, einen unbewaffneten Jugendlichen zu erschießen, weil der ihn ein bisschen geschubst hatte, oder zumindest lief die ganze Sache bei nüchterner Betrachtung letztlich darauf hinaus. Er hatte auf den Kerl gefeuert, unter Zeugen.

Nur war die Waffe noch gesichert gewesen.

Er hatte *vergessen*, den verdammtten Sicherungshebel

umzulegen. Es war ein Amateurfehler. Aber einer, der ihn vermutlich gerade vor dem Gefängnis bewahrt hatte.

»Scheiße«, murmelte Svensson, »ich ... oh, Scheiße.«

Dann war Larsson heran und packte ihn bei den Schultern, zog ihn rückwärts durch den Müll, und er, Svensson, völlig willenlos, die Waffe noch in der Hand wie ein kaputtes Spielzeug, ließ es einfach geschehen.

Und dann erwachten alle aus ihrer Erstarrung.

Mit einem Brüllen stürzte sich der Muskelberg auf den Polizisten, doch Larsson war eine Winzigkeit schneller. Er ließ Svensson fallen, packte den Muskulösen am Kragen seiner Jacke und lenkte seine Bewegung einfach um. Der Jugendliche stolperte vorwärts, verlor das Gleichgewicht und krachte neben Svensson in den Müll.

Der hatte sich inzwischen in eine sitzende Position hochgerappelt. Larsson packte ihn wieder unter den Schultern und half ihm in einer raschen Bewegung auf, dann schob er ihn hastig in Richtung Dienstfahrzeug.

Einer der anderen Jugendlichen hatte sein Handy weggesteckt und hielt nun ein Klappmesser in der Hand, als hätte er es aus der Luft herbeigezaubert. Larsson, der im Umgang mit seiner Waffe deutlich geübter als Svensson war, und sie intelligenterweise auch entscherte, hob die Pistole senkrecht in die Luft und feuerte.

Der Schuss krachte wie ein Donnerschlag durch die Straßenschlucht, und dann hörte Svensson gar nichts mehr außer einem hässlichen Pfeifen in seinen Ohren.

Larsson nahm die Pistole herunter und richtete sie auf die Beine des Jugendlichen. Dieser trat einen Schritt zurück und hob die Arme, ließ aber das Messer nicht fallen. Wie auf ein vereinbartes Zeichen hin begannen seine Freunde einen Halbkreis um die beiden Polizisten zu bilden, während sie weiter mit ihren Handys filmten. Die

Botschaft war klar: Du kannst einen von uns erschießen und vielleicht noch ein paar verletzen, aber das schaffst du sicher nicht mit allen. Nicht rechtzeitig jedenfalls – es sind nur ein paar Schritte und was machst du dann? Du und dein schwachsinniger Fettsack von einem Kollegen?

Ihre Gesichter ließen keinen Zweifel daran, dass sie es nicht bei einer bloßen Drohung belassen würden. Man war in ihr Revier eingedrungen und sie hatten nicht vor, so etwas hinzunehmen. Nicht von einer anderen Gang und nicht von der schwedischen Polizei. Vermutlich machte das für sie überhaupt keinen Unterschied.

Inzwischen hatte sich auch der Muskulöse aus dem Müll gekämpft und stand langsam auf. Es war höchste Zeit, zu verschwinden. Larsson zerrte seinen verdutzten Kollegen auf das Auto am Bordstein zu, dessen Fahrertür sperrangelweit offen stand. Der Schlüssel steckte ebenfalls noch im Schloss und das war in diesem Moment ein großes Glück für die beiden Polizisten. Larsson schubste Svensson um das Auto herum, öffnete die Tür auf der Beifahrerseite, während er die Jugendlichen nicht aus den Augen ließ. Er verpasste Svensson einen weiteren Schubs, der diesen unsanft auf den Sitz beförderte.

Dann umrundete Larsson das Auto und warf sich auf den Fahrersitz, die Pistole immer noch auf die näher kommende Gruppe der Jugendlichen gerichtet. Kaum saß er, trat er das Gaspedal durch. Mit quietschenden Reifen und offener Beifahrertür beschleunigte er den Wagen rücksichtslos, bis die tobenden und brüllenden Gestalten im Rückspiegel hinter einer Häuserecke verschwanden. Svensson riss die Tür ins Schloss und dann rasten sie weiter.

. . .

Der Inhalt der beiden Kaffeebecher, die Larsson besorgt hatte, ergoss sich vor den Füßen der Jugendlichen auf die Straße wie besonders dunkles Blut. Als die beiden Polizisten verschwunden waren, zückte der junge Mann mit dem Messer sein Handy und wählte eine Nummer aus seiner Kontaktliste.

Dann sagte er auf Arabisch: »Jamal? Ja, hier ist Hassan, Mann. Du glaubst nicht, was hier gerade los war.«

Und so endete die Spurensuche in den Mülltonnen von Rosengård, bevor sie noch so recht begonnen hatte.

12. November

DREIUNDZWANZIG

Skåne Universitetsklinik, Malmö - Gerichtsmedizin

»Gott«, flüsterte Henrik. »Sie wirkt so ... so zerbrechlich. Beinahe wie eine Puppe.«

Elsa legte ihre Hand auf die seine und drückte sie. Dann bemerkte sie, dass Agnes' Augen der Bewegung gefolgt waren, und zog sie wieder zurück.

Der Körper des Mädchens, das vor ihnen aufgebahrt lag, war gereinigt worden. Dennoch waren die unzähligen Schnittwunden nicht zu übersehen. Genau wie bei Marlis, allerdings war dieses Mädchen etwas älter, elf oder zwölf Jahre vielleicht. Beinahe schon eine junge Frau. Aber nicht, wenn sie so dalag. Da war sie ein Kind, ein kleines, hilfloses Geschöpf. Dem irgendjemand alles genommen hatte – das Leben und schlussendlich auch das letzte bisschen Würde.

»Er hat sie einfach in den Müllcontainer gestopft«, flüsterte Henrik. »Benutzt und dann entsorgt, wie etwas, das man nicht mehr gebrauchen kann. Scheiße, was für ein Mensch tut so etwas?«

»Oder wie etwas, das seinen Zweck erfüllt hat und

dabei kaputt gegangen ist«, sagte Elsa und deutete auf die Schnitte, ohne auf Henriks ohnehin rhetorische Frage einzugehen.

»Sind wir sicher, dass es derselbe Täter ist?«, fragte Elsa.

»Derselbe wie bei Marlis, ja. Die gleiche chaotische Verteilung der Schnittwunden auf ihrem Körper. Höchstwahrscheinlich stammen sie von derselben Klinge, aber das prüfen wir noch.«

»Der Stich ins Herz?«, fragte Agnes.

»Ja, sie hat er auch so getötet, auf dieselbe Weise. Nachdem er ... nachdem ihr das andere angetan wurde.«

»Auch hier keine Zeichen sexuellen Missbrauchs? Also ...?«

»Kein Sperma, nein, auch diesmal nicht. Und ihr wurden auch keine Gegenstände eingeführt«, sagte Dr. Åkerfeld.

»Okay«, sagte Henrik erschöpft, »aber wir haben dennoch keine Ahnung, ob es auch der gleiche Kerl ist, der Lilly entführt hat, oder? Ich meine, bis auf die Aussage des Nachbarn und sein Phantom im gelben Regenmantel.«

»Das ist Malmö, Henrik«, sagte Agnes. »Und nicht New York. Ich finde, ein Verrückter, der Kindern so etwas antut, ist wirklich mehr als genug.«

»Schon klar«, sagte Henrik. »Trotzdem müssen wir absolut sicher sein, schon mal in Lillys Interesse. Was sagt Åkerfelds Bericht denn sonst noch?«

Agnes blätterte in den spärlichen Unterlagen, die man in der Kürze der Zeit zusammengestellt hatte.

»Nicht viel, leider. Oder warte, er hat die Wunden gezählt. Bei Marlis sind es etwa ein Dutzend mehr.«

»Oh, verdammt«, flüsterte Elsa.

»Glaubst du, das hat etwas zu bedeuten?«, fragte Agnes.

»Kann ich noch nicht sagen«, sagte Elsa und zuckte mit den Schultern. »Aber wenn mich der Eindruck nicht täuscht, dann sind diese Wunden auch deutlich unregelmäßiger als bei Marlis. Teilweise gehen sie bis auf den Knochen.«

»Er steigert sich rein«, sagte Henrik leise und Elsa nickte.

»Ja, das glaube ich auch. Was wiederum heißt, dass ihm zunehmend die Kontrolle entgleitet. Und dass er nicht aufhören wird, jedenfalls nicht von allein.«

»Scheiße«, zischte Agnes durch ihre Zähne. Ihnen allen war klar, was das für die Zukunft von Lilly zu bedeuten hatte.

»Wir müssen sie finden«, murmelte Henrik. »Und zwar schnell.«

»Vermutlich würde es helfen«, sagte Agnes, »wenn wir wüssten, wer das Mädchen eigentlich ist und wie sie in diese Mülltonne in Rosengård kommt, ausgerechnet. Sind wir da schon weiter?«

»Leider nein«, sagte Henrik und schüttelte den Kopf. »Wir sind schon die Vermisstenakten der letzten Zeit durchgegangen, aber da gibt es keine Ähnlichkeit. Auch ihre Fingerabdrücke haben wir mal durch die Datenbank laufen lassen, nur, um sicherzugehen. Nichts. Bleibt nur die Presse, aber zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist es vielleicht nicht das Klügste, ihr Bild dort ...«

Plötzlich erklangen die ersten Takte von Survivors *Eye of the Tiger*, ein beinahe grotesk anmutender Klang, der von den nackten gefliesten Wänden der Leichenhalle gespenstisch zurückgeworfen wurde. Rockmusik passte überhaupt nicht hier her.

»Entschuldigung!«, sagte Agnes in den Raum hinein und kramte hastig ihr Handy aus der Tasche.

»Oh verdammt!«, keuchte sie, als sie den Anrufer auf dem Display erkannte.

Sie drehte sich von dem Tisch mit der Leiche des Mädchens weg, presste das Telefon ans Ohr und sagte: »Ja, hier ist Agnes Helstrom. Ja, ich höre.«

Sie redete nicht lange. Eigentlich sagte sie kaum etwas, sondern hörte nur zu. Als sie sich wieder zu Henrik und Elsa umdrehte, war ihr Gesicht kalkweiß.

»Das war Nyström«, sagte sie. »Es gab einen Angriff auf zwei Polizisten.«

»Wie bitte?« Henrik starrte sie aus ungläubig aufgerissenen Augen an.

»In Rosengård. Eines der Teams, welche die Container auf Spuren untersuchen sollten. Die gerieten wohl an eine Straßengang und mussten fliehen. Nyström erzählte etwas von Waffen. Andere Teams haben sie daraufhin gar nicht mehr bis zu den Containern gelassen und die Dinger einfach angezündet.«

»Aber das bedeutet ...«

»Ja, die Spuren können wir vergessen, natürlich. Aber das ist momentan wohl unser kleinstes Problem.«

»Was? Wie meinst du das?«

»Nyström hat mir gerade mitgeteilt, dass er vorhat, auf diese offene Aggression angemessen zu reagieren.«

»Reagieren? Was soll das heißen?«

»Ganz einfach: Er bläst zum Gegenangriff. Und ich soll das Ganze vor Ort koordinieren.«

»Er tut was?«, fragte Henrik.

»Er hat die Piketen mobilisiert und telefoniert gerade mit dem Justizminister. Der soll prüfen, ob ein Einsatz der Nationella Insatsstyrkan gerechtfertigt ist.«

»Was?«, fragte Henrik noch einmal. »Und wie genau stellt der sich das vor in Rosengård? Ich meine, hat der etwa

schon vergessen, was da vor zehn Jahren los war? Das *kann* nicht sein Ernst sein.«

»Ich fürchte doch, Henrik. Es soll Hausdurchsuchungen geben, massive Festnahmen von Verdächtigen, er hat extra ein paar zusätzliche Transportfahrzeuge angefordert. Außerdem hat er was von Wasserwerfern erzählt. Die besorgt er gerade. Es ging ihm darum, zurückzuschlagen. Zu demonstrieren, dass wir es nicht einfach hinnehmen. Seine Worte, nicht meine.«

»Ist der denn komplett verrückt geworden?«, ereiferte sich Henrik. »Wenn er das durchzieht, wird dort das Chaos ausbrechen. Dann wird Rosengård brennen, Mensch!«

»Ach, Henrik«, sagte Agnes leise und schenkte ihm ein trauriges Lächeln. »Das tut es doch schon längst.«

Darauf erwiderte Henrik nichts mehr.

VIERUNDZWANZIG

Von Lingens väg, Rosengård - Nachmittag

Irgendwo auf dem Gang krachte eine Tür, dann näherten sich ausgreifende Schritte. Hastig ließ Bara das Buch unter seinem Kopfkissen verschwinden.

Er hatte in einem Kinderbuch gelesen, in dem es um ein Mädchen mit roten Haaren ging, das auf einer Farm mit einem Affen und einem Pferd zusammenwohnte und sich einen Dreck darum zu scheren schien, was andere Leute sich daraus machten.

Das hatte Bara ziemlich beeindruckt.

Ein seltsames Buch war das, fand Bara, insbesondere für Kinder, weil in dem Buch bisher noch nicht einmal die Eltern des Mädchens erwähnt worden waren und es auch sonst keinerlei Erziehung zu genießen schien, weder durch den abwesenden Vater oder ältere Familienmitglieder, noch wurde es von der Mutter, die überhaupt nicht zu existieren schien, in den Koran eingewiesen oder so etwas. Das Mädchen war daher im Großen und Ganzen ausgesprochen respektlos, was ja kein Wunder war.

Aber, das musste Bara zugeben, die Dinge, die sie anstellte, waren auch irgendwie lustig. Und sie war klug, selbst wenn sie sich manchmal bewusst dumm stellte. Das war ein bisschen wie in den Geschichten von Nasreddin, die er als Kind so geliebt hatte.

Auch wenn Bara das Gefühl hatte, einen Gutteil der Anspielungen nicht zu verstehen, so war es doch ein recht unterhaltsames Buch, mit vielen Bildern und in einer leichten Sprache geschrieben. Das war von Vorteil, wenn man Schwedisch lernen wollte, und das tat Bara nämlich gerade – das war nur einer der Gründe, warum er das Buch hastig zugeklappt und versteckt hatte, als sich die Schritte seiner Tür genähert hatten.

Von den anderen, die hier lebten, interessierte sich niemand für schwedische Kultur oder gar die Sprache der Menschen außerhalb von Rosengård. Insbesondere sein Bruder Yasur war auf dieses Thema eher schlecht zu sprechen und bekam dann häufig eine seiner wirklich üblen Launen. Für ihn waren die Schweden einfach nur ein Haufen ungläubiger Dummköpfe, und damit hatte es sich.

Was natürlich nicht bedeutete, dass Yasurs Kenntnisse des Korans besonders erschöpfend gewesen wären. Er wusste, was man eben zu wissen hatte, hielt sich im Großen und Ganzen an die Vorschriften, die man einzuhalten hatte und verschwendete keine Zeit darauf, nach dem Warum und Wieso zu fragen.

Die Tür flog auf und es war Yasur, der nun mit langen Schritten in sein Zimmer stürmte, den Kopf ganz rot vor Erregung und er trug ein breites Grinsen im Gesicht.

»Es geht los, Bara!«, verkündete er. »Wir schlagen zurück. Jetzt zeigen wir diesen Scheißbullen mal, was es heißt, sich mit der Viper anzulegen. Komm schon, wir müssen Barrikaden bauen.«

Und schon hatte es sich was mit dem bisschen Frieden, den Bara eben noch genossen hatte. Dem bisschen Ablenkung, die seine Gedanken zumindest für einige Momente losgelöst hatte von dem, das damals in Baquba passiert war. Was die Soldaten ihren Eltern angetan hatten und ihrer kleinen Schwester. Und wie trist es hier war und wie einsam.

Und wie brutal.

Es hatte ihn abgelenkt von dem, das sie hatten erdulden müssen, seit sie angekommen waren, in dem Land, in dem angeblich jeder Mann und jede Frau ein freies Leben führen konnte, so wie es ihnen passte. In dem Land, in dem Kinder zur Schule gehen konnten, ohne befürchten zu müssen, dass ihr Schulbus in die Luft gesprengt wurde. Das hatte gut geklungen, natürlich. Aber es hatte sich als ein Haufen Lügen entpuppt.

Aber das war vielleicht das Schlimmste: Bara hatte gar nichts anderes erwartet. Nach der Schlacht von Baquba hatte er sich Illusionen und Tagträume von einem besseren Leben gründlich abgewöhnt.

Aber dennoch hatte er gehofft, denn die Hoffnung bewahrte man sich ganz tief im Herzen, und ansonsten blieb man Realist. So überlebte man. Man überlebte, weil einem das Sterben dann nicht mehr so schwerfiel und man notfalls noch immer einen Grund zum Leben hatte.

»Was glotzt du so blöd Löcher in die Luft, Bruder?«, herrschte ihn Yasur an. »Jetzt ist die Zeit für die Rache gekommen. Und diese Idioten kommen auch noch hierher, zu uns, direkt in das Maul der Viper! Oh, wie wir denen einheizen werden. Kamal und seine Jungs riegeeln gerade die Zufahrten von der Amiralsgatan ab. Die haben ein paar alte Matratzen aufgetrieben und Benzin. Das wird lustig.«

Bara stand auf, während die Worte seines Bruders auf ihn einprasselten. Er bewegte sich wie eine Maschine.

»Die ganze verdammte Chinesische Mauer wird brennen, Bara. Ist das nicht herrlich?«

Nein, schrie irgendetwas tief in Bara. Wieso soll das herrlich sein? Hast du etwa schon vergessen, wie das ist, wenn die Häuser brennen? Wie es klingt, wenn die, welche noch drin sind, nach Hilfe schreien, und du weißt, dass das für sie schon gar keinen Sinn mehr hat?

Aber er ging weiter. Zog sich seine Jacke über und trat durch die Tür, hörte schon gar nicht mehr, was Yasur alles erzählte. Es spielte ohnehin keine Rolle – Bara tat, was sein Bruder von ihm verlangte, das war schon immer so gewesen, Yasur war schließlich der Ältere und einen Vater hatten sie ja nicht mehr.

Der war in Baquba geblieben.

Es stand dem jüngeren Bruder nicht zu, seinen älteren Bruder zu hinterfragen, doch manchmal wünschte sich Bara, das wäre anders. Manchmal wünschte er sich vielleicht sogar, überhaupt keinen älteren Bruder zu haben.

Draußen vor der Wohnungstür war schon jede Menge Tumult. Er erkannte ein paar der Jungs aus Kamals Gang und ein paar ältere Viper-Mitglieder, die sich sonst ein paar Blocks weiter die Straße hinunter herumtrieben. Ernste Gesichter, aber auch welche, in denen der Eifer brannte und vielleicht sogar so etwas wie Vorfreude. Man nickte sich entschlossen zu. Offenbar war tatsächlich eine größere Sache im Gang, wenn die vorläufig sogar vergaßen, dass sie sich eigentlich gegenseitig gar nicht ausstehen konnten.

Dann stürmten sie alle ins Treppenhaus und polterten die Stufen hinab. Im Vorbeigehen hörte Bara, dass ein paar der Türen verriegelt wurden. Das war nichts Neues für die

Bewohner des Plattenbaus, die wussten, was man in solchen Fällen besser tat: sich verstecken, absperren, den Kopf einziehen. Und hoffen. Hoffen, dass der Sturm diesmal vorüberzieht und man anschließend noch ein bisschen leben kann. Genau wie es in Baquba gewesen war, am Anfang. Bevor die Häuser gebrannt hatten und die Hoffnung mit den Bewohnern gestorben war.

Als sie die Straße vor dem Haus betraten, bot sich Bara ein Bild der organisierten Zerstörung. Er sah zwei Autos, die in Flammen standen, ohne dass das jemanden zu kümmern schien. Am Ende der Straße, die in Richtung der Amiralsgatan führte, war gerade ein Dutzend Jugendliche dabei, Parkbänke, Bretter und Müllcontainer und andere sperrige Gegenstände aufeinanderzuschichten, um eine Barriere zu errichten. Yasur hatte nicht gelogen, sie bereiteten sich tatsächlich auf einen ernsthaften Angriff vor.

»Jetzt werden wir die Bullen mal ein bisschen bluten lassen, lieber Bruder!«, brüllte Yasur. »Jetzt kriegen sie ihren Anteil, ich schwör's dir.«

Bara nickte ihm zu und versuchte dabei, einigermaßen entschlossen auszusehen. Versuchte, sich einzureden, dass das, was sie taten, so etwas wie einen Sinn hatte.

Dass er gute Gründe hatte, bei so etwas mitzumachen.

Sicher, die Polizistin hatte ihn geohrfeigt, er war vom Stuhl gerutscht und unglücklich auf dem Boden gelandet. Das war erniedrigend gewesen und schmerzvoll. Aber andererseits hatte er sie vorher auf das Übelste beleidigt. Weil er sich groß vorgekommen war. Unbesiegt. Immerhin war sein großer Bruder mit dem Chef der Vipers befreundet, was konnte einem da schon passieren?

Und ja, die Polizisten hatten ihn ohne jeden Grund mitgenommen, obwohl er mit der Sache gar nichts zu tun

gehabt hatte. Schließlich war er als Einziger nicht davongearannt, als die Blaulichter aufgetaucht waren, und das musste sogar denen aufgefallen sein. Er sah nach einem Ausländer aus, und er sprach auch wie einer, und das genügte. Die Hälfte von dem, was sie ihn während des Verhörs gefragt hatten, hatte er nicht einmal richtig verstanden, und wenn er antwortete, schienen sie sich drüber lustig zu machen, wie er es aussprach. Und dann noch eine Ohrfeige. Von einer *Frau*. Natürlich war er da ausgerastet.

Und jetzt tat ihm das alles unsagbar leid.

Denn die schlichte Wahrheit war: Er hatte einfach Angst gehabt. Angst, dass sie ihm was anhängen und ihn dann abschieben würden. Dass sie ihn vielleicht zwingen würden, ein Geständnis zu unterschreiben, dessen Wortlaut er nicht einmal richtig lesen konnte, geschweige denn, verstand.

Da war er einfach ausgetickt, hatte die Polizistin als Hure beschimpft und noch ein paar andere Sachen, die er auf Schwedisch sagen konnte, auch wenn er teilweise nicht genau wusste, was sie bedeuteten. Schlimmer noch, er war in Rage geraten: Über die Situation, seine eigene Unfähigkeit und all das, mit dem er täglich kämpfen musste in diesem Getto, in das sie ihn gesteckt hatten. Er hatte sich reingesteigert.

Und sie hatte sich gewehrt.

Natürlich, sie war nur eine Frau – dass sie gegen einen Mann die Hand erhob, wäre in Baras Heimat undenkbar gewesen, Aber andererseits: War das wirklich so schwer nachzuvollziehen?

Sein Vater, fiel Bara ein, hätte es sicher nicht bei einer Ohrfeige bewenden lassen, wenn ihm zu Ohren gekommen wäre, dass Bara von der Polizei verhaftet worden war, und wie er sich anschließend auf dem Revier benommen hatte.

Sein Vater hätte ohne ein weiteres Wort den Stock geholt und ihn damit halb tot geprügelt. Und dann das, was danach noch übrig war, höchstpersönlich zur Polizei gefahren, damit die den Rest erledigten. Sein Vater war immer ein prinzipientreuer Mann gewesen. Allerdings war sein Vater jetzt nicht hier.

Bara zog sich die Kapuze seines Hoodies über den Kopf und seinen Schal so vors Gesicht, sodass man ihn nicht erkennen konnte. Die meisten anderen Gangmitglieder hatten das schon längst getan. Yasur warf ihm ein finsternes Lächeln zu, offenbar zufrieden damit, dass sein Bruder endlich im Hier und Jetzt angekommen war. Dann zog auch er sich eine Sturmmaske vors Gesicht. Auf dem unteren Teil seiner Maske waren die Kiefer eines Totenschädels aufgedruckt.

»Gleich geht's los«, krächzte er und stimmte ein Geheul an, das wohl nach einem Wolf klingen sollte, der den Mond anheult. Bara fand, es hatte mehr Ähnlichkeit mit einer Hyäne.

Vom anderen Ende der Straße näherte sich ein Trupp komplett in Schwarz gekleideter Gestalten und für einen Moment glaubte Bara, dies seien vielleicht Einsatzkräfte der Polizei oder gar das Militär. Die disziplinierte Art und Weise, auf die sie sich bewegten, legte das nahe.

Dann aber löste sich einer aus der Gruppe und ging direkt auf Yasur zu.

»Na sieh an, die kommen also auch zur Party. Wie schön«, murmelte Yasur und ging dem Anführer des schwarzen Blocks entgegen. Um sich mit ihm in geraderechtem Englisch zu unterhalten, vermutete Bara – einer Verständigungsmethode, die mehr aus Händen und Füßen bestand als aus allem anderen. Doch prinzipiell gab es ja auch nicht allzu viel zu bereden.

Nachdem sie sich eine Weile auf diese Weise unterhalten hatten, kam Yasur zu seinem Bruder zurück, wo sich sofort ein paar weitere Gangmitglieder zu den beiden gesellten.

»Und?«, fragte Ahmad, ein baumlanger Riese von einem Kerl, der behauptete, gestern höchstpersönlich einen Polizisten verprügelt und ihn anschließend in eine Mülltonne gestopft zu haben.

»Oh, das wird gut«, sagte Yasur und deutete auf die schwarz gekleideten Vermummten. »Die haben schon alles ausgecheckt. Die Bullen kommen von Süden, und sie haben sogar Wasserwerfer dabei, das wird ein Spaß.«

»Wasserwerfer?«, fragte Ahmad mit gerunzelter Stirn. Offenbar fand er die Vorstellung, von 20 bar Wasserdruck von den Füßen gepustet zu werden, nicht halb so amüsant wie Yasur.

»Ach, die werden nicht mal in unsere Nähe kommen mit den Dingern. Die Jungs da basteln gerade ein paar Panzersperren, du weißt schon. Bretter mit Nägeln drin. Tschechenigel.«

Das brachte einige der Umstehenden zum Lachen.

»Und wir werden alles schön filmen mit unseren Handys. Damit die Welt endlich mal sieht, wie sie mit uns umgehen in Rosengård. Also seht zu, dass ihr immer fein lächelt, in Ordnung?«

Jetzt lachten noch mehr der vermummten Gestalten.

»Das Fernsehen ist übrigens auch schon im Anmarsch, das volle Programm, mit Hubschraubern und allem. Sieht aus, als würden sie das Ganze live übertragen wollen, jetzt, wo sie davon erfahren haben. Die Bullen wollten ihnen das nämlich vorenthalten, kann man sich das vorstellen? Aber die Jungs da haben ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht und es auf Twitter

verbreitet. Jedenfalls wird das abgehen wie ein Fußballspiel.«

»Wenn das so ist, sollten wir ihnen eine gute Show liefern, oder?«, fragte Ahmad in die Runde. Da lachten sie alle und riefen ihre Zustimmung in den grauen Himmel.

Keine zwanzig Minuten später hatte sich der von Lings väg in ein Schlachtfeld verwandelt.

Die improvisierten Panzersperren, so zeigte sich, hatten die Wasserwerfer nicht aufhalten können, und als die Situation nach ein paar Minuten endgültig eskalierte, setzte die Polizei auch Tränengas ein.

Dann rückten sie vor, Schild an Schild, und dahinter kamen die Knüppel.

Bara und seine Freunde rissen nach Kräften Steine aus dem Pflaster und ließen einen wahren Steinhagel auf den Schildwall der Uniformierten niedergehen, während deren Flanke von der schwarzen Brigade gleichermaßen unter Beschuss genommen wurde. Der Rest war eine Sache von Minuten, aber zumindest in einer Hinsicht hatte Yasur recht behalten: Die Presse war mit allem angerückt, das irgendwie beweglich war.

Die Situation endete für alle Beteiligten im Debakel, es gab auf allen Seiten reichlich Sachschaden, Verletzte und nur wie durch ein Wunder keine Toten.

Für Bara war der ganze Krieg im Getto Rosengård bereits nach fünf Minuten vorbei. Als der Nebel einsetzte und die Menschen um ihn herum schreiend und tränenüberströmt zu Boden gingen, klinkte er aus.

Plötzlich war er wieder in Baquba, kroch durch die Trümmer, heulte und schrie nach seinen Eltern, immer und immer wieder, bis ihn Yasur schließlich am Kragen seiner

Jacke hochriss und ihn mit sich in irgendeine Nebenstraße zog.

Auf der Straße hinter ihnen und in Baras Kopf tobte das Scharmützel derweil munter weiter, und wie sich zeigte, sollte das erst der Anfang sein.

FÜNFUNDZWANZIG

Polizeirevier Malmö-Süd

Im Labor der kriminaltechnischen Abteilung der Polizei waren einige wenige verbliebene Beamte in der Zwischenzeit hauptsächlich damit beschäftigt, Müll zu sortieren.

Ein halbes Dutzend Kriminaltechniker hatte alle Hände voll damit zu tun, den Inhalt von Dahlbergs Müllwagen zu sichten, den sie vorher aus den Tiefen der Schüttung gegraben hatten. Besagter Inhalt nahm inzwischen eine Grundfläche eines kleinen Hallenfußballfeldes ein, die man, der besseren Übersicht wegen, in Quadrate von einem mal einem Meter aufgeteilt hatte. Zwischen diesen Quadraten markierte Absperrband einen schmalen Gang, auf dem der betreffende Techniker zum nächsten Müllquadrat gehen konnte, wenn er mit einem fertig war. Die meisten Polizisten trugen Tücher vor Nase und Mund, denn in der Halle stank es bestialisch.

Analog zur städtischen Müllentsorgung trennte und sortierte man auch hier den Müll, ging dabei aber ein wenig anders vor: An der Südwand der Halle waren lange Tische

aufgereiht, auf welchen die Kriminaltechniker alles ablegten, das sich ihrer Meinung nach als bedeutsam für den Fall im Zusammenhang mit dem Fund einer bislang unbekanntes Kinderleiche erweisen mochte.

Wenn sie etwas fanden, das ihre Aufmerksamkeit erregte, legten sie es in einem der Bereiche ab, in die man die zusammengeschobenen Tische unterteilt hatte: *vielleicht wichtig, unbedingt weiter untersuchen* und *verdächtig, ins Labor*. Den restlichen Müll ließ man einfach im entsprechenden Quadrat liegen, bevor man zum nächsten weiterschritt, nachdem man jede Menge aussagekräftiger Fotos vom Hausmüll der Einwohner von Rosengård geschossen hatte. Wer konnte schon sagen, was sich später noch als Beweismittel herausstellen würde. Alles konnte wichtig sein.

Elsa und Henrik konnten die allgemeine Begeisterung der Kriminaltechniker förmlich spüren, als sie die Halle betraten. Ein Blick auf die Ablagen offenbarte ihnen, dass es wenig Neues gab. Auf dem Tisch unter dem Schild mit der Aufschrift *Vielleicht wichtig* lag ein Schuh, der zu dem Mädchen hätte passen können, wenn es bevorzugt drei Nummern zu großes Schuhwerk getragen hätte, das stilistisch besser zum Fuß eines männlichen Rentners passte, außerdem ein T-Shirt, das sich vielleicht wirklich näher zu untersuchen lohnen würde sowie (bislang) fünf benutzte Kondome unterschiedlicher Größen.

Soeben legte Claesson, seines Zeichens Leiter der Kriminaltechnik, ein weiteres Kondom auf dem Tisch ab, dieses in einem quietschigen Neongelb, und bedachte Henrik mit einem Blick, der klarmachte, was er und seine Leute von derlei Zeitvertreib zu abendlicher Stunde hielten.

»Dir ist schon klar, dass wir eigentlich noch ein paar andere Sachen zu tun hätten, oder?«, fragte er Henrik.

Henrik zuckte nur mit den Schultern.

»Da draußen ist ein entführtes Mädchen, Felix, ein weiteres liegt in der Gerichtsmedizin und gestern haben wir eins in einer Mülltonne gefunden. Hast du Kinder?«

Das brachte den Techniker zum Schweigen, aber das Stirnrunzeln blieb. Er legte noch etwas anderes auf dem Tisch ab und wollte sich gerade umdrehen, um sich wieder durch den Müll zu wühlen, als ihn Elsa zurückhielt.

»Das lag da drin?«, fragte sie den Inspektor und deutete auf den Tisch. Felix nickte.

Da lag ein toter und ziemlich ramponierter kleiner Vogel.

»Ein Spatz«, sagte Henrik.

Elsa und der Techniker nickten synchron.

»Lebewesen kommen grundsätzlich auf den ›vielleicht wichtig‹-Stapel«, erklärte Felix. »Da kann man ja schließlich nie wissen.«

»Aber ein Spatz?«, fragte Henrik. »Was glaubst du, was das zu bedeuten hat?«

»Ganz ehrlich?«, fragte Felix und seufzte. »Dieser ganze Müll kommt doch aus Rosengård, richtig?«

Henrik nickte.

»Soweit ich weiß, gibt's in ein paar von diesen Hochhäusern noch diese Uralt-Variante von Müllschluckern. Das ist im Grunde nur ein langer Schacht, der sich durch das ganze Haus zieht, und unten im Keller steht ein Müllcontainer drunter. Ich denke mir, der wird irgendwie da reingeraten sein, und dann ist er nicht wieder rausgekommen, oder irgendwer hat ihm eine Ladung Müll auf den Kopf gekippt. Armer kleiner Kerl.«

»Ja, aber haben Sie ihn schon untersucht, um herauszufinden, woran er gestorben ist?«, fragte Elsa leise.

Der Techniker schaute sie an, offenbar unschlüssig, ob sie ihn auf den Arm nehmen wollte oder ihre Frage tatsächlich ernst meinte.

»Nehmen Sie ihn doch mit zur Gerichtsmedizin und lassen Sie eine Obduktion machen«, schlug er vor. »Ich bin sicher, die langweilen sich dort genauso sehr wie wir hier.«

Dann wandte er sich um und ging zurück in die Halle.

SECHSUNDZWANZIG

Fjällviksgatan, Malmö-Gullvik

»Aber Papa«, quengelte Petar, »warum kann ich denn nicht noch ein bisschen spielen? Nur noch eine halbe Stunde, dann ...«

»Ab ins Bett, hab ich gesagt«, blaffte Anders und bereute seinen Ton sofort. Warum fiel ihm selbst immer erst auf, wie herrisch das über seine Lippen kam, wenn es schon zu spät war? Petar konnte schließlich nichts dafür, was gerade im Hause Helstrom los war. Er am allerwenigsten.

»Tut mir leid, Petar«, lenkte Anders ein. »Aber es ist schon spät und du musst morgen wieder in die Schule.«

»Aber ich will nicht in die Schule. Es ist doof da.«

»Petar, bitte, benimm dich nicht wie ein Kindergartenkind. Ich habe wirklich nicht die Nerven für so was, okay?«

Nicht allzu lange her, da war Petar noch ein Kindergartenkind *gewesen*. Und die Welt insgesamt noch ein bisschen besser. Oder war das etwa auch nur Einbildung? Wie viel hatte er sich damals schon schöngeredet, um des lieben Friedens willen?

»Liest du mir eine Geschichte vor?«, probierte Petar eine neue Strategie.

»Petar, bitte. Du siehst doch, ich habe zu tun. Das muss Papa bis morgen fertig haben. Ich habe auch Hausaufgaben, siehst du?«

»Wenn Mama hier wäre ...«, begann Petar und warf sich trotzig auf die Couch.

Anders seufzte. Warum konnte der kleine Kerl nicht einfach mal ins Bett gehen, wenn es an der Zeit war? Warum musste da jedes Mal so eine Riesendiskussion draus gemacht werden? Wenn Mama hier wäre! Na klar.

War sie aber nicht.

»Mama ist aber nun mal nicht hier, Petar, du wirst mit mir vorliebnehmen müssen. Und ich habe allmählich keine Lust mehr auf dieses Gespräch. Ich habe gesagt, du sollst ins Bett gehen und ich will mich nicht wiederholen müssen.«

In diesem Moment hörte er das Schließen an der Tür.

Na bitte, dachte Anders, *prima Timing. Wie immer.*

Petar hörte es ebenfalls. Er sprang von der Couch und rannte freudestrahlend in den Flur.

»Petar!«, rief ihm Anders hinterher, dann ließ er es einfach bleiben. Sein Sohn hörte ja sowieso nicht auf ihn.

»Mama ist da!«, verkündete Petar und zerzte Agnes hinter sich her ins Wohnzimmer. Er umarmte sie, dann drückte er sich an ihre Beine, als wäre sie wochenlang fort gewesen.

»Hey, kleiner Mann«, sagte Agnes sanft und verwuschelte ihm das Haar.

Was das sollte, überlegte Anders. Tat der Kleine das nur, um ihm unter die Nase zu reiben, wen von seinen Eltern er mehr liebte? Konnten Kinder schon derartig durchtrieben sein?

»Hallo, mein Schatz«, sagte Agnes. Zu Petar, natürlich, nicht zu ihm. »Mama muss sich erst mal die Schuhe ausziehen, dann knuddeln wir weiter, okay?«

»Ich hab dich lieb«, erklärte Petar, ohne dass es einen speziellen Grund dafür zu geben schien, dann drehte er sich zu Anders um. »Mama hat gesagt, dass sie dann noch mal hochkommt und mir eine Geschichte vorliest.«

Natürlich hatte sie das.

»Vielleicht, habe ich gesagt«, korrigierte Agnes aus dem Flur.

»Vielleicht«, wiederholte Petar freudestrahlend.

»Dann hat Mama wohl offenbar mehr Zeit als Papa, Petar. Gut für dich. Und jetzt Abmarsch nach oben ins Badezimmer, Zähneputzen.«

»Ja!«, rief Petar fröhlich und stapfte die Treppe nach oben in sein Zimmer. Nicht ohne vorher noch mal in den Flur gerufen zu haben, dass Mama sich doch bitte beeilen möge.

Gott, der kleine Kerl konnte manchmal ein richtiger Tyrann sein.

»Warst du einkaufen?«, waren die Worte, mit denen Agnes ihn begrüßte. Kein *Schatz* und selbstverständlich keine körperliche Nähe für ihn. Das blieb allein Petar vorbehalten.

»Ach, verdammt«, sagte Anders.

Er hatte das mit dem Einkaufen total vergessen. Weil ihn Petar während der Fahrt abgelenkt hatte mit irgendwelchen Geschichten über Katzen, die in irgendeinem Wald Banden gegründet haben und sich ständig gegenseitig bekriegen. Offenbar war das gerade der neueste Schrei auf dem Kinderbuchmarkt.

»Schade«, sagte Agnes und setzte sich neben ihn auf die Couch. Sie nahm die Decke, die Petar dort verwüstet und

zerknittert zurückgelassen hatte, und faltete sie zu einem ordentlichen Quadrat zusammen. »Ich hatte mir ein bisschen eingebildet, heute Abend vielleicht noch was zu essen oder so. Na ja, egal.«

»Soll ich eine Pizza bestellen?«, bot Anders an.

Agnes sah ihm eine Weile forschend ins Gesicht. Sie sah schlecht aus, richtig übel, bemerkte Anders. Und er war kurz davor, so etwas wie Mitleid zu fühlen. Zuzulassen, dass er es fühlte. Doch dann rief er sich wieder ins Gedächtnis, dass sie schließlich auch keins mit ihm gehabt hatte. Nicht damals, nicht jetzt oder irgendwann. Ganz zu schweigen von Anstand. Oder Treue. Das ganz besonders nicht.

»Okay, dann nicht«, sagte Anders. »Tut mir leid, dass ich's vergessen habe. Ich geh morgen.«

Sie nickte.

»Haben wir Wein da?«

Anders deutete auf die Durchreiche zur Küche. Da stand eine Flasche, deren erste Hälfte er heute bereits im Laufe des Abends getrunken hatte. Er machte sich nicht die Mühe, aufzustehen und Agnes ein Glas zu holen.

Agnes krabbelte auf allen vieren über die Couch und streckte sich, bis sie die Flasche in der Durchreiche erreichen konnte. Als Anders sich dabei ertappte, dass er ihren Hintern betrachtete, drehte er sich hastig weg. Ihr Hintern hatte ihm immer besonders gut gefallen, und daran hatte sich in all den Jahren nichts geändert.

Agnes ließ sich wieder auf die Couch fallen, setzte die Flasche an und trank in gierigen Schlucken. Diese Art des hemmungslosen Saufens war für sie derart untypisch, dass es Anders ein kleines Grinsen entlockte.

Agnes setzte die Flasche ab.

»Was?«, fragte sie.

»Nichts«, sagte Anders und wischte sich das Grinsen aus dem Gesicht. »Harter Tag heute, hm?«

»Ach, ich weiß nicht«, sagte sie. »Hast du heute Abend schon Nachrichten geschaut?«

»Äh, nee. Wieso?«

»Schade. Dann hättest du dir anschauen können, wie man uns die Fresse poliert hat, und zwar gründlich. Es war auf allen Kanälen.«

»Wie bitte?«

Sie so reden zu hören, war ebenfalls ein Novum. Aber eines, das Anders deutlich weniger entzückend fand als das mit der Weinflasche.

»Na ja, heute haben wir in Rosengård ein bisschen Krieg gespielt. Der Nyström hielt das für eine gute Idee, weil es da wohl gestern ein kleines Problem mit ein paar brennenden Mülltonnen und Jugendlichen mit Migrationshintergrund gab.«

»Scheiße. Und?«

»Und? Jetzt haben wir es geschafft, dass das halbe Viertel brennt. Aber das war nicht weiter schlimm, wir hatten ja genügend Wasser dabei. Allerdings war auch der schwarze Block da und die hatten Steine. Also, klares Unentschieden würde ich sagen. Bleibt die Frage, was die Presse morgen über diese kleine Razzia schreiben wird, aber da mache ich mir auch keine großen Illusionen.«

»Oh«, sagte Anders.

Irgendwie fehlten ihm die Worte. Was da aus dem Mund seiner Ehefrau (Noch-Ehefrau?) kam, war irgendwas zwischen schwer verdaulich und surreal. Als ob sie ein Kriegsheimkehrer aus einer Schlacht mit Außerirdischen oder Fabelwesen wäre, der jetzt, nach getaner Arbeit, daheim ein bisschen die Beine am Kamin langmachen

wollte, bevor er am nächsten Tag wieder in die Schlacht gegen Elfen und Trolle zog.

»Ich, äh ... ich dachte, du bist an dieser Sache mit dem entführten Mädchen dran«, sagte Anders stirnrunzelnd.

»Ach, die, ja. Die suchen wir auch noch, na klar. Deshalb waren wir ja überhaupt erst in Rosengård. Haben uns durch ein paar Mülltonnen gewühlt. Da hat man nämlich schon die Nächste gefunden, wusstest du das? In einer Mülltonne. Wo sie jemand reingeworfen hat wie eine ... wie eine benutzte Puppe, mit der man nicht mehr spielen mag. Aber hey – so, wie die Dinge jetzt liegen, können wir die Ermittlungen in dieser Richtung wohl sowieso vergessen.«

Sie stieß ein humorloses Lachen aus und nahm noch einen tiefen Zug aus der Flasche. Ungefähr da wurde Anders klar, dass sie schon früher am Abend mit dem Trinken angefangen haben musste. *Was ist nur mit Agnes passiert*, dachte er, und gleich darauf, gemeinerweise: *Und wie viel davon ist meine Schuld?*

Gar nichts davon, berichtigte ihn eine Stimme, die immer noch verletzt in den hinteren Regionen seines Kopfes lag und sich an ihrem eigenen Leid ergötzte. Nichts davon ist *deine* Schuld. Wenn, dann ist es *ihre*. Schließlich bist nicht du derjenige gewesen, der mit anderen Frauen herumgevögelt hat.

»Das tut mir leid zu hören, Agnes.«

Sie nickte, setzte die Flasche erneut an und trank sie in einem Zug aus. Dann sah sie ihn lange an. Mit diesem seltsamen Blick, den er bei ihr vorher nie bemerkt hatte. Nicht, bevor sie ...

Dann sagte sie: »Mir auch, Anders, mir tut es auch leid. Ich geh hoch, lese Petar seine Geschichte vor, und dann geh ich ins Bett.«

»Okay«, sagte Anders und spürte, wie seine Hilflosigkeit ihrem bestimmenden Wesen gegenüber sich wieder in Wut wandelte. Hatte er das nicht mal anziehend gefunden? Eine starke Frau, die wusste, was sie wollte? Das musste in einem anderen Jahrhundert gewesen sein.

»Ich hatte gehofft, wir könnten uns mal unterhalten«, sagte er.

»Anders ...«, sagte sie. »Das ist gerade echt ein schlechter Zeitpunkt.«

Gott, sah sie fertig aus. Am liebsten hätte er sie einfach wortlos in seine Arme gezogen, so wie sie es vorhin mit Petar gemacht hatte. Aber selbstverständlich ging das nicht. Trotzdem mussten sie reden, und zwar bald, das musste sie doch begreifen!

Anders senkte die Stimme. »Ich kann so nicht weitermachen«, sagte er. »Ich kann nicht vor Petar so tun, als wäre alles in Ordnung. Ich muss endlich wissen, woran wir sind, Agnes, ich ...«

»Anders, bitte«, sagte sie und alle Spannung wich aus ihrem Körper wie Luft aus einem Ballon.

Sie atmete vernehmlich aus und wieder ein, dann schlug sie die Augen nieder, starrte auf ihre Füße oder sonst wo hin. Anders bemerkte, dass eine einzelne Träne ihre Wange hinabrollte, und bereute sofort, das Thema angesprochen zu haben.

»Bitte«, wiederholte sie leise. »Nicht jetzt, okay?«

Gott, er wollte bei ihr sein, sie in die Arme schließen, jetzt gleich. Ihr sagen, dass alles vergeben und vergessen war. Ein Ausrutscher, na und? Schwamm drüber. Doch er wusste, dass das nicht stimmte. Er hätte damit leben können, wenn es so gewesen wäre. Aber so ... so war es wohl nur der Wein, der aus ihm sprach. Der Wein, der König aller Was-wäre-wenns.

»Bitte kannst du unten schlafen heute?«

Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

»Das ist nicht dein Ernst, Agnes.«

»Doch.«

Sie schniefte.

Die Träne tropfte von ihrem Kinn und fiel zu Boden. Da saß sie also, die toughie Frau Kommissarin, die sich mit Anfang vierzig unbedingt selbst entdecken musste und dabei fröhlich grinsend jede Brücke in Brand steckte, die sie mit seiner Welt – oder der Welt anderer Menschen überhaupt – verband. Hauptsache, Agnes hatte ein erfülltes Leben. Scheiß doch was auf Ehe oder Familie. Scheiß doch was auf ihn.

»Von mir aus«, sagte Anders und schnappte sich demonstrativ den Laptop vom Couchtisch, um ihn wieder auf seine Knie zu stellen.

Das geflüsterte »Danke«, das Agnes in den Raum hineinsprach, hörte er schon gar nicht mehr. Als sie aufstand und nach oben zu Petar ging, war Anders vollauf damit beschäftigt, so zu tun, als hätte er sich wieder in die Zahlen auf dem Computerbildschirm vertieft.

13. November

SIEBENUNDZWANZIG

Polizeirevier Malmö-Süd, provisorisches Hauptquartier
der Soko Marlis

Henrik starrte auf den Bildschirm. Ein weiteres Mal ging er die spärlichen Hinweise durch, die sie bisher zusammengetragen hatten. Er hatte das Gefühl, eben so gut hätte er ein paar Runden Solitär auf dem Computer spielen können, vermutlich wäre das sogar produktiver gewesen.

Egal, von welcher Seite man die Sache betrachtete, nach ein paar Minuten kam man immer zu einem losen Ende, wie bei einem kaputten Radio, aus dessen Inneren Drähte und Bauteile herausquollen und anklagend in die Luft ragten. Nichts wollte zueinander passen.

Der Täter hinterließ einerseits eindeutige Spuren, die ihn mit beiden Morden in Verbindung brachten und darauf hindeuteten, dass er auch der Entführer der kleinen Lilly war.

Junge Mädchen, das war eine Gemeinsamkeit, aber damit fingen gleichzeitig auch schon die Unterschiede an, denn die Mädchen waren unterschiedlich alt gewesen, als

er sie entführt hatte, wenn sie auch alle eindeutig Kinder waren. Um einzuschätzen, ob der Killer aus seinem Muster fiel (oder ob er überhaupt nach einem solchen mordete), hätte man mehr über die Beziehung zu seinen Opfern wissen müssen. Oder überhaupt irgendetwas. Kannte er sie? Wusste er überhaupt, wie alt sie waren, oder wählte er sie nur nach einem groben Beuteschema aus?

Womit man auch schon auf die nächsten Ungereimtheiten stieß: Marlis hatte man sofort identifiziert, weil ihre Mutter sie bereits vermisst gemeldet hatte, bevor ihre Leiche im Beijers Park aufgetaucht war. Bei Lilly war es bisher dasselbe, auch ihre Eltern hatten sie vermisst gemeldet – jedoch war bislang keine Leiche aufgetaucht, einer der wenigen positiven Aspekte an dieser Sache überhaupt.

Und dann, im krassen Kontrast dazu, das dritte, bislang nicht identifizierte Mädchen, von dem keiner wusste, wer sie war, noch, wie man ohne eine Vermisstenmeldung an diese Information gelangen sollte. Auch der Abgleich ihres Gebisses mit der landesweiten Datenbank der Zahnarztpraxen hatte nichts gebracht – ihr makellooses Gebiss ließ noch nicht einmal Schlüsse zu, ob sie überhaupt jemals einen Zahnarzt besucht hatte.

Und, als ob das Ganze nicht ohnehin schon verwirrend genug gewesen wäre, hätten die Orte, an denen man die Opfer entführt beziehungsweise gefunden hatte, kaum unterschiedlicher sein können. Eine Mülltonne in Rosengård passte nun wieder überhaupt nicht zu den noblen Vororten, aus denen die beiden anderen Mädchen stammten, jedoch konnte man mit Bestimmtheit davon ausgehen, dass zumindest die beiden Morde vom selben Täter begangen worden waren. Das Labor hatte erklärt, dass die Schnittwunden auf den Körpern von Marlis und dem unbe-

kannten Mädchen von ein und demselben Messer stammten. Die Wahrscheinlichkeit, dass es auch vom selben Täter benutzt worden war, hatten sie mit über neunzig Prozent angegeben.

War der Kerl also einfach ein Monster, das wahllos durch Malmö zog und seinen Trieben folgte, wann immer sich eine Gelegenheit dazu ergab? Möglich, allerdings sprach die planvolle Herangehensweise an die Entführungen deutlich dagegen. Vielmehr schien der Mann sich seine Opfer gezielt auszusuchen und nicht nur über sie, sondern auch ihr Umfeld bestens informiert zu sein. Noch dazu war der Kerl ausgesprochen kaltblütig. Er hatte Lilly praktisch vor den Augen ihrer Mutter entführt und vorher noch einem Nachbarn zugewinkt. Diese Konstellation allein hätte wohl den Großteil aller Gelegenheitstäter in die Flucht getrieben. Dieser war von einem gänzlich anderen Kaliber.

Dafür sprach auch die Tatsache, dass er bisher keinerlei verwertbare Spuren hinterlassen hatte, nicht einmal an seinen Opfern, sah man von den Resten des gelben Gummimaterials unter Marlis' Fingernägeln ab.

Blieb die Frage, ob sie überhaupt eine Chance hatten, ihm jemals auf die Spur zu kommen, wenn er sich nicht einen Patzer leistete oder ihnen ein glücklicher Zufall in die Hände spielte – wenn der Kerl sich zum Beispiel von einer Überwachungskamera filmen ließ oder etwas in der Art.

Und bis dahin? Wie viele Kinder würden noch leiden und sterben müssen, bis sie den Kerl endlich aus dem Rennen nehmen konnten?

Und auch einer anderen Frage mussten sie sich angesichts des Wenigen stellen, das sie bisher herausgefunden hatten: Stammte der Täter überhaupt aus Malmö? War es nicht auch möglich, dass er woanders Erfahrung gesammelt

hatte und dann, bestens vorbereitet, nach Malmö gekommen war? War er vielleicht nur ein Tourist und verschwand nach jedem Mord dahin zurück, wo er hergekommen war? Das Umland? Eine Kleinstadt vielleicht? Aus Lund oder Vellinge? Kam er vielleicht sogar aus Dänemark, über die Brücke, wie das täglich unzählige Drogenkuriere und sonstige Verbrecher taten? Herrgott, wenn die Gangs in Rosengård das zustandebrachten, warum nicht auch ein irrer Serienkiller?

Was Henrik gleich zur nächsten Knobelfrage brachte: Hatte der Killer das Mädchen gezielt in einem Müllcontainer in Rosengård geworfen, weil er angenommen hatte, dass man sie dann nicht finden würde (dass diese Möglichkeit durchaus realistisch war, hatte ihnen der Müllfahrer Arne Dahlberg versichert)? Oder war es ihm schlicht egal, ob und wann seine Opfer gefunden wurden? Hatte er vielleicht sogar damit gerechnet, dass die Ermittlungen in Rosengård einen Aufstand provozieren und das Viertel in ein Kriegsgebiet verwandeln würden, in dem sich überhaupt nichts mehr ermitteln ließ? War das seine Art, sich über die Polizei lustig zu machen oder steckte mehr dahinter? Eine Botschaft? Und wenn, was war dann eigentlich die konkrete Aussage? Hatte er diese Tat bewusst den Straßengangs in die Schuhe schieben wollen? Den Ausländern im Allgemeinen? Wieso hatte er dann nur den Körper *eines* der Mädchen nach Rosengård gebracht?

Nichts davon ergab einen Sinn. Es gelang Henrik beim besten Willen nicht, sich einen Reim auf das Verhalten des Täters zu machen, es wollte sich einfach kein Bild von ihm vor Henriks geistigem Auge einstellen, weder was Alter, Gewohnheiten noch was das soziale Umfeld betraf. Der Kerl war wirklich und wahrhaftig der große Unbekannte. Henrik würde Elsa noch einmal um ihre Meinung bitten

müssen. Ein Strohalm, vielleicht, aber auch die einzige Hoffnung, die Henrik im Moment noch geblieben war.

Es klopfte.

Henrik blickte am Bildschirm vorbei zur Tür, die sich in diesem Moment auch gleich öffnete. Ein uniformierter Beamter erschien im Türrahmen. Larsson, wenn Henrik sich richtig an seinen Namen erinnerte, einer von den beiden, die gestern Nachmittag in die ersten Schwierigkeiten mit den Jugendlichen in Rosengård geraten waren. Und er war nicht allein.

»Ich habe hier das Ehepaar Nyman«, sagte Larsson.

»Aha. Und?«

»Sie möchten eine Vermisstenmeldung aufgeben.«

»Äh, ja?«, sagte Henrik, nun zunehmend ungeduldig. Das mit den Vermisstenanzeigen war vorn am Schalter zu erledigen, wie Larsson sehr wohl wusste.

Es sei denn ...

Dann wurde ihm heiß und kalt gleichzeitig.

Oh nein, nicht noch ein Mädchen, bitte.

»Es geht um unsere Tochter«, ließ sich ein dünnes Stimmchen von jenseits der Tür hören. Eine erstaunlich kleine und dabei ungewöhnlich korpulente Frau versuchte, sich an Larsson vorbei ins Zimmer zu drängeln.

»Unsere Tochter, Ana«, brummte jetzt ein Bass, der klang, als käme die Stimme aus einer Regentonne. Das mussten demnach Herr und Frau Nyman sein.

»Okay, ich mach das«, sagte Henrik zu Larsson, »danke!«

Er stand auf, ging um den Schreibtisch herum und bat die beiden Eheleute herein. Er deutete auf zwei Stühle in der Nähe des Platzes an dem U-förmigen Tisch, den er für sich und seinen Laptop auserkoren hatte.

»Entschuldigen Sie«, sagte er mit einer Geste, die das

gesamte Zimmer einschloss. »Hier geht es gerade ziemlich drunter und drüber.«

Die beiden sagten nichts, setzten sich einfach nur und starrten ihn an. Die Augen der Frau waren blutunterlaufen, die des Mannes hatten einen glasigen Schimmer. Seine Alkoholfahne konnte man vermutlich problemlos bis ans andere Ende des Zimmers riechen.

»Möchten Sie ein Glas Wasser oder so was? Kaffee?«

Beide schüttelten synchron die Köpfe, eine knappe Geste, die wirkte, als hätten sie die einstudiert.

»Okay«, sagte Henrik. »Erzählen Sie mir bitte, wer vermisst wird und seit wann. Ich werde das alles mitschreiben. Dann werden wir versuchen, ein Personenprofil zu erstellen. Haben Sie ein Foto dabei oder so was?«

Die Frau sah ihn aus großen Augen an, dann begann sie, in ihrer Handtasche zu wühlen. Nach einer Weile hatte sie ihr Portemonnaie gefunden, nach dem sie offenbar gesucht hatte, und öffnete es. Dann hielt sie mitten in der Bewegung inne und sah erst ihren Mann, dann wieder Henrik an.

»Aber Sie haben sie doch schon«, sagte sie dann nachdenklich.

»Wie bitte?«, fragte Henrik verwirrt. »Wen haben wir?«

»Sie haben unsere Ana doch schon gefunden.«

»Äh ...«

»In einem Müllcontainer hat sie gelegen, haben sie uns gesagt.«

Henrik schnappte nach Luft. Wer zur Hölle hatte den Eltern dieses Detail an den Kopf geworfen? Etwa Larsson, während er sie hereingeführt hatte? Dieses Arschloch, so etwas war unverzeihlich, ganz davon abgesehen, dass es gegen jede Menge Vorschriften verstieß. Allerdings schien

es die Eltern nicht wall zu sehr mitzunehmen, scheinbar steckten sie das gut weg.

»Sie ... Sie sind die Eltern des Mädchens aus Rosengård?«

»Ana heißt sie«, sagte der Mann. »Es stimmt also, sie ist wirklich tot?«

»Kann ich das Foto dann vielleicht doch sehen?«, fragte Henrik.

Die Frau fummelte es aus dem Portemonnaie, wo es hinter einer Klarsichthülle gesteckt hatte, und reichte es Henrik rüber.

Ein Blick genügte.

Sie war es.

Keine Frage.

Henrik nickte und zwang sich dann, den Blick zu heben.

»Das ist sie, ja. Ich fürchte, es ist wahr. Sie ist tot. Ana wurde ermordet.«

»Und das mit der Mülltonne?«

Henrik nickte langsam. »Zum derzeitigen Stand der Ermittlungen sieht es so aus, als hätte sie jemand in einem Müllcontainer zurückgelassen, nachdem ...«

»Verstehe«, sagte die Frau leise.

Was?, dachte Henrik. *Das ist alles? Verstehe? Dann haben Sie mir aber so einiges voraus.*

»Aber sie ist nicht reingefallen, beim Spielen oder so?«, fragte Herr Nyman.

»Das können wir ausschließen, denke ich.«

»Verstehe.«

Na dann ist ja alles gut, dachte Henrik. *Sie verstehen es also beide. Schön. Gehen wir nach Hause und machen Feierabend.*

»Wann haben Sie Ana denn das letzte Mal gesehen?«,

fragte er, wohl auch, um sich selbst auf andere Gedanken zu bringen. Er kam einfach nicht darüber hinweg, dass der Verlust ihrer Tochter die Nymans scheinbar überhaupt nicht zu berühren schien. Beinahe so, als hätten sie schon länger damit gerechnet.

»Das war wohl ...«, überlegte der Mann. »Ja, es muss Mittwoch gewesen sein.«

»Mittwoch?«, fragte Henrik.

»Ja, Mittwoch letzte Woche.«

Henrik rechnete im Kopf nach. Das war der Neunzehnte gewesen. Fünf Tage war das her. Am Tag vorher war Marlis' Leiche gefunden worden. Was nahelegte, dass der Täter einfach losgegangen war, um das nächste Mädchen zu finden, nachdem er gerade mal eine Nacht über den Tod seines letzten Opfers geschlafen hatte.

Was, und das war das wirklich Schockierende daran, aber ebenso nahelegte, dass der Killer vielleicht seitdem jeden Tag ein weiteres Mädchen entführt hatte, und vielleicht in diesem Rhythmus weitermachte. Wie viele grausame Funde würden sie noch machen müssen, bevor sie diesem Irren endlich das Handwerk legten?

»Das muss ein schwerer Schlag für Sie sein«, sagte Henrik. *Das muss es doch, oder?*

Herr Nyman schnaubte leise und wandte den Blick von Henrik ab, um zum Fenster rauszustarren. Frau Nyman nahm Henrik das Bild wieder aus den Fingern und senkte den Kopf über ihre Tasche. Ihre Finger mit dem Bild schwebten eine Weile über der Klarsichthülle des Portemonnaies, dann entschied sie sich offenbar dagegen, das Bild an seinen angestammten Platz zurückzustecken, und schob es stattdessen in die Innentasche ihres Mantels. Dann klappte sie das Portemonnaie zu und verstaute es in ihrer

Handtasche, deren Henkel sie anschließend umklammerte, als hinge ihr Leben davon ab.

Henrik wandte sich an Herrn Nyman.

»Also nehmen Sie es mir bitte nicht übel, Herr Nyman, aber ich frage mich, wieso sie erst jetzt auf die Idee kommen, mal bei der Polizei vorbeizuschauen. Nachdem Ihre Tochter seit immerhin fünf Tagen verschwunden ist. Ich meine ...«

Nyman brummte: »Das war nicht weiter ungewöhnlich, also dass sie nicht heimkam. Manchmal verschwindet ... verschwand sie auch für länger. Aber irgendwann tauchte sie dann halt immer wieder auf.«

»Ich verstehe. Und darin sahen Sie keinen Grund zur Besorgnis?«

Nyman zuckte nur mit den Schultern.

»Und in der Schule? Haben Sie da mal angerufen?«

Nyman stieß ein verächtliches Schnauben aus.

Ungefähr da wurde Henrik klar, dass er es nicht mit einem Einzelfall bedauerlicher Verwahrlosung zu tun hatte. Was er hier mitbekam, war einfach der Alltag der meisten Kinder in Seved und Rosengård. Und was blieb den Eltern schon übrig, als sich damit irgendwann abzufinden?

Als Henrik die Adresse der Eltern aufnahm, spulte Nyman die Informationen runter, als hätte er sie auswendig gelernt. Die beiden versprachen, erreichbar zu sein, sollten neue Fragen auftauchen. *Ja*, dachte Henrik. *Wohin sollten sie auch gehen?*

Nachdem Henrik die Nymans zur Tür begleitet hatte, kehrte er zu seinem Schreibtisch zurück, wo sein Blick auf die notierte Adresse fiel.

Er schnappte sich einen Bleistift und kreiste sie ein.

Dann ging er zur Wand, an der eine große Übersichts-

karte von Malmö hing, und setzte ein weiteres der schwarzen Fähnchen hinzu.

Er glaubte nun, zu wissen, in welchem Container entlang von Dahlbergs Strecke Ana Nyman gefunden worden war.

ACHTUNDZWANZIG

»Okay«, sagte Agnes. »Also was haben wir bis jetzt?«

Außer einer Agnes, die aussieht, als hätte sie in der gesamten letzten Woche gut und gerne zwei Stunden geschlafen?, fragte sich Henrik mit einem besorgten Blick auf seine Chefin.

Elsa schien seine Sorge zu teilen, wie ihm ein rascher Seitenblick verriet. Er selbst hatte auch nicht wirklich viel Schlaf bekommen, aber es gab wohl niemanden im provisorischen Hauptquartier der Soko Marlis, der sich in diesem Moment wünschte, in Agnes' Haut zu stecken.

Nachdem die Aktion in Rosengård so außerordentlich gründlich in die Hose gegangen war, dass selbst der Polizeichef nun um seinen Posten bangen musste, waren die internen Ermittlungen gegen sie nun offiziell eingeleitet worden. Auch wenn man diese zwar noch mit dem Begriff *Beobachtung* tarnte, hatten sie mit einem wahren Paukenschlag von Debakel begonnen. Keiner machte sich mehr Illusionen, was Agnes' Zukunft im aktiven Polizeidienst betraf, am allerwenigsten sie selbst.

Umso mehr, fand Henrik, musste er ihr Respekt zollen,

trotz oder vielleicht gerade wegen der Differenzen, die sie vielleicht hin und wieder miteinander hatten. Das Problem bestand nun vor allem darin, dass er, Henrik, der aussichtsreichste Kandidat für ihre Nachfolge war, und das wusste Agnes natürlich auch.

Also, was sagte man in so einer Situation? Gut gemacht, danke schön, und jetzt mach dich vom Acker?

Also hielt Henrik die Klappe. Und fragte sich ständig, ob das in seiner Lage wirklich das Klügste war.

Nachdem die anderen ihre eher kläglichen Ergebnisse heruntergespult hatten, wandte sich Agnes' Blick ihm zu und er trug zusammen, was sie bisher wussten.

»Der Täter bevorzugt blonde Mädchen im Alter von acht bis zwölf Jahren«, begann Henrik. »Das ist eine ziemlich ungewöhnliche Spanne, soweit wir in solchen Sachen Erfahrung haben, aber das Wesentliche scheint zu sein, dass alle Mädchen weit unter dem Erwachsenenalter liegen. Obwohl ...«

Das war nicht weiter ungewöhnlich, dass sie nicht heimkam. Manchmal verschwand sie auch für länger, erinnerte sich Henrik an Nymans Aussage.

Wann hatte Ana eigentlich aufgehört, ein Kind zu sein? Waren das die Kinder von Seved wirklich jemals?

Henrik schüttelte den Gedanken ab.

Nicht zielführend im Moment.

»Okay«, sagte Agnes. »Schon klar. Weiter.«

»Er hat alle Mädchen zunächst entführt und für mindestens vierundzwanzig Stunden gefangen gehalten, was bedeutet, dass es ein Versteck geben muss, in das er sie verschleppt. Höchstwahrscheinlich ist dieses präpariert.«

»Präpariert?«, fragte Löfgren, einer der anderen Ermittler.

»Wir haben an den Opfern bisher keinerlei Spuren des

Täters gefunden, keine Haarfusseln oder sonstige Mikrospuren, dazu kommt die Tatsache, dass er sie stets auf eine Weise entsorgt hat, die uns die Spurensuche ohnehin schwer machen würden – in einem Schlammloch und in einem Müllcontainer. Auch die Obduktion brachte in dieser Hinsicht nichts.«

»Glaubst du, dass er vielleicht wollte, dass sie da gefunden werden, Elsa?«, fragte Agnes und wandte sich der Psychologin zu.

»Du meinst, ob er sie bewusst da zurückgelassen hat oder nur, weil es die nächste Gelegenheit war, sie loszuwerden, nachdem er sie ermordet hat?«

»Ja, genau.«

Elsa zuckte mit den Schultern.

»Da würde ich mich nicht zu einer Schlussfolgerung hinreißen lassen. Ich meine, beide Orte sind nicht unbedingt exponiert gewesen, es hätte gut sein können, dass man die Leichen erst sehr viel später gefunden hätte, oder gar nicht.«

»Das stimmt«, sagte Henrik. »Herr Dahlberg, das ist der Müllfahrer, der Ana gefunden hat, sagte aus, dass man den Körper vielleicht einfach in die Müllverbrennungsanlage gekippt hätte, wenn nicht zufällig irgendwas an der Ladeklappe seines Wagens geklemmt und er nachgesehen hätte. Für Marlis gilt das Gleiche. Wenn es nicht tagelang geregnet hätte, würde sie vielleicht noch immer unter dem Erdhügel im Beijers Park liegen. Schwer zu sagen, wirklich.«

»Was bedeutet, dass wir in dieser Hinsicht nichts Konkretes haben«, fasste Agnes zusammen.

»Na ja«, sagte Elsa. »Vielleicht ist das dem Täter auch schlicht egal. Ich meine, vielleicht weiß er genug von Forensik, um sicherstellen zu können, dass man an ihnen keinen

Spuren finden wird. Falls es so ist, wäre das sicher bedeutsam. Und dann schafft er sie sich einfach aus den Augen. Und wendet sich dem nächsten Opfer zu.«

»Also Lilly«, murmelte Henrik nachdenklich. »Aber das würde noch etwas bedeuten.«

»Ja?«, fragte Agnes.

»Er hat vielleicht nicht allzu viel Platz, wo immer er sie versteckt. Und vielleicht will er nicht, dass sein aktuelles Opfer die Körper der vorigen sieht.«

»Aber das wäre gut, nicht?«, fragte Agnes. »Das würde nahelegen, dass Lilly noch lebt, nicht wahr?«

Wieder war ihr Blick zu Elsa geschweift und nun lag so viel flehendes Bitten darin, dass Henrik unwillkürlich wieder an die Kommission der internen Ermittler denken musste. Seltsamerweise waren es Momente wie dieser, die in seinen Augen eine hervorragende Polizistin ausmachten, und den internen Ermittlern jedoch stets zu entgehen schienen.

»Schon«, sagte Elsa, »klar. Er ist jedenfalls nicht nekrophil, das heißt, er vergeht sich nicht an den Leichen der Kinder. Tote stimulieren ihn nicht sexuell, also wird er sie schnell wieder los. Blicke die Frage, warum er sie vorher foltert und ...«

»Ja?«

»Na ja, wie lange das in der Regel dauert.«

»Henrik?«, wandte sich Agnes an den Inspektor, der bereits in den Berichten wühlte.

»Laut Gerichtsmedizin ist die Aussage ziemlich vage, was das betrifft, da man die Leichen ja immer erst ein paar Tage später gefunden hat. Die meinen, zwischen den ersten Schnitten und dem Tod könnten ein paar Stunden bis zwei Tage vergangen sein. Na toll.«

»Bleibt uns nur, zu hoffen«, sagte Agnes düster.

»Wo wir schon bei der Gerichtsmedizin sind«, sagte Henrik. »Die haben uns bestätigt, dass der Tod tatsächlich bei beiden Opfern durch einen gezielten Stich ins Herz herbeigeführt wurde, dem die zahlreichen Schnittverletzungen überall am Körper vorausgingen. Tatwaffe ist vermutlich ein haushaltübliches Steakmesser oder etwas in der Art. Nichts Spezielles, nach dem man gezielt suchen könnte, und schon gar kein Chirurgenbesteck oder so was.«

»Also ist es nicht Jack the Ripper«, warf Löfgren ein und erntete keinen einzigen Lacher dafür, aber einen Blick von Agnes, der sein Grinsen auf der Stelle gefrieren ließ.

»Mit diesem Messer fügt er ihnen Schnitte zu, die einigermaßen wahllos erscheinen«, fuhr Henrik fort, »oder zumindest haben wir bisher noch kein Muster entdecken können. Deshalb gehen wir davon aus, dass der Täter seine Befriedigung vor allem aus den Schmerzen zieht, die er seinen Opfern zufügt. Er schneidet sie, wartet, bis sie sich beruhigt haben, und dann schneidet er sie wieder. Und so weiter, bis er irgendwann die Lust daran verliert und sie mit einem gezielten Stich in die Brust tötet. Letzterer lässt zumindest grundlegende Kenntnisse der Anatomie vermuten, denn der Stich trifft das Herz präzise, er braucht immer nur einen Anlauf dazu.«

Die Runde nickte. Alle gaben sich Mühe, ernste Professionalität an den Tag zu legen. Ein ziemlich dünner Versuch, den Schock zu überspielen, aber notwendig, das wusste Henrik aus eigener Erfahrung. Denn sonst drehte man irgendwann einfach durch. So wie Agnes.

»Dazu kommt noch die zugegeben etwas vage Aussage eines Zeugen, dem Herrn Berggren, das ist ein Nachbar der Ljungbergs. Der sagte aus, eine Gestalt in einem gelben Regenmantel gesehen zu haben – hier ist ein Bild von solch einem Mantel –, im Wald direkt hinter dem weit-

läufigen Grundstück, aus dem die kleine Lilly entführt worden ist. Wenn das stimmt, muss er sie direkt über den Zaun gehoben haben, während die Mutter auf der Veranda des Hauses saß. Was ein ziemlich dreistes Vorgehen darstellt, aber andererseits auch ziemlich clever war – wo die Kleine doch wusste, dass ihre Mutter ganz in der Nähe war, fiel es ihm wahrscheinlich leichter, ihr Vertrauen zu gewinnen.«

»Moment«, hakte Löfgren ein, »ihre eigene Mutter hat dabei zugesehen?«

»Nein«, Henrik schüttelte den Kopf. »Die hat es verschlafen. Sie stand vermutlich unter Alkoholeinfluss.«

Aus den Augenwinkeln bekam Henrik mit, wie Elsa nickte und sich etwas notierte. Auch ihm spukte da schon länger eine Idee im Kopf herum, über die er dringend mit ihr reden wollte.

»Und der Nachbar?«, wollte Löfgren wissen. »Oft sind es doch die Verwandten, Familienmitglieder und Freunde aus der näheren Umgebung ...«

»Haben wir natürlich überprüft«, unterbrach ihn Henrik. »Bislang ergebnislos. Und viel Sinn würde das ohnehin nicht ergeben. Alle Mädchen stammten aus völlig unterschiedlichen Ortsteilen und bisher scheint es keinerlei Verbindung zwischen ihnen zu geben, sie besuchten weder die gleiche Schule noch hatten ihre Eltern etwas miteinander zu tun.«

»Oh«, machte Löfgren.

»Oder ihre Nachbarn.«

»Hm.«

»Allerdings wurde dieses gelbe Gummimaterial, das man für solche Regenmäntel verwendet, auch unter Marlis' Fingernägeln gefunden. Deshalb ist das momentan unser einziger faktischer Hinweis auf einen möglichen Zusam-

menhang. Bergman«, wandte sich Henrik an einen der anderen Ermittler, »was haben wir von der Presse bisher?«

»Okay, wo fangen wir da an?«, fragte Bergman und raschelte mit den Papieren, die vor ihm auf dem Tisch lagen. »Die Suchmeldungen nach Lilly sind raus, da haben wir breite Unterstützung von den Zeitungen und dem Fernsehen. Und wie üblich sind auch schon jede Menge mehr oder weniger sachdienliche Hinweise eingegangen. Im Moment leider eher weniger, die man verwerten könnte. Plus der üblichen Anzahl von Spinnern, die behaupten, sie würden damit aufhören, wenn man endlich die Schule dichtmachen oder die Schnapspreise im Supermarkt senken würde. Na ja, eben jede Menge Blödsinn dieser Art. Einige haben sogar den gelben Regenmantel erwähnt, wir haben den halben Tag gebraucht, bis wir rausgefunden haben, dass diese Info an irgend so ein Käseblatt durchgesickert ist. Danach haben wir die Sache offiziell bekannt gemacht und im Fernsehen ein Foto von so einem Regenmantel gezeigt. Bisher ohne Erfolg. Um diese Jahreszeit rennt jeder Zweite mit so einem Ding herum.«

»Leider wahr«, unterbrach Agnes seine Ausführungen. »Aber es gäbe da ja noch eine Möglichkeit, über die ich nachgedacht habe.«

Bergman kaute an seiner Unterlippe und sah sie fragend an.

»Wir könnten einen Aufruf an den Täter starten und ihn im Namen der Eltern darum bitten, die kleine Lilly laufen zu lassen. Ihm vielleicht einen Handel vorschlagen, wenn er sie gehen lässt.«

»So wie in ›Das Schweigen der Lämmer‹, wie?«, meldete sich Löfgren zu Wort. Agnes warf ihm einen weiteren Blick zu und er senkte den Blick.

»Ich weiß nicht«, sagte Elsa nachdenklich. »Damit so

etwas funktioniert, müsste man den Täter erst einmal besser kennenlernen. Wie man es übrigens im ›Schweigen der Lämmer‹ zu sehen bekommt, das ist ja der wesentliche Punkt. Man müsste wissen, was die tatsächlichen Motive des Täters sind, ob man mit dieser Art der Argumentation überhaupt zu ihm durchdringen kann und, na ja, ob er überhaupt Zugang zu solchen Medien hat beziehungsweise ihn sucht.«

»Wie meinst du das?«, wollte Henrik wissen.

»Manche Täter«, erklärte Elsa, »sind regelrecht geil auf den Ruhm, den ihre Grausamkeiten mit sich bringen. Die kaufen sich dann jede Tageszeitung, die darüber berichtet, und geilen sich dran auf. Andere hingegen, also denen ist so was völlig egal. Die leben praktisch in einer eigenen Welt, sind überzeugt davon, dass sie eine wichtige Aufgabe zu erledigen haben, und das tun sie dann auch, unabhängig davon, ob die Öffentlichkeit sich dafür interessiert oder nicht.«

»Und?«

»Bestenfalls wäre es in einem solchen Fall vergebliche Liebesmühe. Schlimmstenfalls jedoch ...«

»Schlimmstenfalls fühlt sich der Täter missverstanden«, sagte Agnes. »Oder gar bedroht.«

Elsa nickte. »Das könnte die Sache letztlich verschlimmern, und zwar drastisch«, sagte sie. »Es könnte für mehr Opfer in kürzerer Zeit sorgen.«

»Okay«, sagte Agnes. »Elsa, kannst du ein Profil des Täters erstellen?«

»Was denn, hier so auf die Schnelle?«

»Bitte, ja.«

»Also viel haben wir nun wirklich nicht, das wäre dann jetzt eher so ins Blaue hinein.«

»Das ist mir klar, Elsa. Ein Strohalm, an den wir uns

klammern. Nur *haben* wir im Moment nicht mehr als einen Strohhalm, oder?»

Elsa nickte düster.

»Bitte«, sagte Agnes. »Was immer du hast.«

»Also gut«, sagte Elsa.

NEUNUNDZWANZIG

»Wir haben ihn schon die ganze Zeit über einen Er genannt«, sagte sie. »Das heißt, wir gehen intuitiv davon aus, dass der Täter männlichen Geschlechts ist. Meiner Meinung nach liegen wir damit richtig. Auch wenn wir bislang keine Spuren gefunden haben, die Geschlechtsverkehr nahelegen – die jüngere der beiden Mädchen war zum Zeitpunkt ihres Todes noch Jungfrau –, so erkennt man doch in der Herangehensweise eindeutig sexuelle Motive. Da sind zum einen die Erniedrigung und der Schmerz, den er ihnen zugefügt. Da wir keine Kampfspuren gefunden haben, gehe ich davon aus, dass er sie fesselt oder vielleicht betäubt. Aus seiner Sicht ist es vermutlich egal, was davon – ihm geht es vor allem um die Hilflosigkeit seiner Opfer. Und seine Überlegenheit.«

Elsa macht eine Pause, in der sie nachdenklich an ihrer Unterlippe nagte.

»Hilflosigkeit scheint mir ein zentrales Thema zu sein. Ich vermute, dass er impotent ist oder unter erektiler Dysfunktion leidet. Ich glaube, dass er sich gern an ihnen vergehen würde, es aber aus irgendeinem Grund nicht

kann. Mag dieser psychologisch sein oder anderweitig, da möchte ich mich nicht zu sehr aufs Rätselraten verlassen.«

Agnes nickte.

»Dann ist da noch der Fakt, dass die Wunden an dem zweiten Mordopfer, Ana, deutlich zahlreicher sind als bei Marlis. Außerdem hat er sie stellenweise viel tiefer geschnitten, was darauf hindeutet, dass er sich in seine Taten zunehmend hineinsteigert. Ich hoffe natürlich nicht, dass es dazu kommt, aber ich glaube, wenn wir das nächste Opfer finden, dann werden die Verletzungen noch schlimmer sein. Bisher hat er zum Beispiel das Gesicht komplett ausgespart, aber ...«

Henrik warf Elsa einen Blick zu.

Lass es gut sein, sagte dieser Blick. Wir alle sind an Details gewöhnt, aber niemandem ist geholfen, wenn wir über das spekulieren, was uns möglicherweise noch erwarten wird.

Elsa nickte zurück, offenbar hatte sie ihn verstanden.

»Was ich damit vor allen Dingen sagen möchte, ist, dass die Zeit drängt. Je früher wir ihn schnappen, desto besser.«

»Entschuldige, Elsa«, unterbrach Henrik. »Da ist etwas, das mir schon seit einer ganzen Weile im Kopf herumspukt. Vielleicht kannst du dir einen Reim drauf machen?«

»Die Fundorte, oder?«, vermutete Elsa.

»Genau«, sagte Henrik. »Ich meine, er bringt sie immer in die unmittelbare Nähe des Ortes zurück, von wo er sie entführt hat, wie wir wissen, seit sich Anas Eltern gemeldet haben. Das Haus in Rosengård, in dem sie wohnen, lag auf Dahlbergs Route. Wenn das stimmt, geht der Täter damit ein erhebliches Risiko ein. Ich nehme an, das macht er nicht nur, um den Kitzel für sich zu erhöhen, oder?«

Elsa schüttelte den Kopf.

»Das hat mich ebenfalls beschäftigt. Dass ein Täter zum

Ort seiner Verbrechen zurückkehrt, ist an sich nichts Ungewöhnliches. Dass er allerdings das erhebliche Risiko eingeht, dabei geschnappt zu werden, indem er die Leichen der Mädchen dorthin zurückbringt, von wo er sie entführt hat, kann nur bedeuten, dass das ein wichtiger Teil seines Spiels ist.«

»Aber haben wir nicht vorhin festgestellt«, meldete sich Löfgren zu Wort, »dass der Kerl sich gar nicht sicher sein konnte, dass seine Opfer überhaupt gefunden werden? Er hat sie doch praktisch versteckt.«

»Ja«, sagte Elsa. »Deshalb sagte ich ja: Es ist ein Spiel. Ich glaube, das tut er weniger um uns oder den Eltern eine Botschaft zu senden, sondern vielmehr sich selbst. Er will sich etwas beweisen damit und ich glaube, das hat vor allem mit seinen eigenen Eltern zu tun.«

»Gewagte These«, murmelte Löfgren.

Elsa ließ es unkommentiert.

»Nehmen wir mal spaßeshalber an, er ginge davon aus, dass die Leichen gefunden werden. Warum bringt er sie zurück in die Nähe ihrer Eltern? Welche Botschaft könnte dahinterstecken?«

»Passt besser auf!«, sagte Henrik.

Elsa nickte. »Das glaube ich auch. Es geht um die Eltern, oder zumindest teilweise. Er findet vielleicht, dass sie ihre Kinder auf irgendeine Art vernachlässigen. Marlis' Mutter war in Rostorp für einen lockeren Lebenswandel bekannt, Lillys Mutter war so betrunken, dass sie ihre Tochter in nichts als einem Sommerkleidchen im Regen spielen ließ, und die Nymans, nun ja ...«

Agnes nickte nachdenklich.

»Die sind arbeitslos, alle beide. Ich habe das Verhörprotokoll gelesen. Sie sagten aus, dass ihre Tochter öfter mal für ein paar Tage von zu Hause weggelaufen ist. Mit noch

nicht mal zwölf Jahren. Und das schien sie nicht mal sonderlich zu stören.«

»Na, dann hat er in Rosengård aber eine Menge zu tun«, sagte Löfgren.

»Ja, vielleicht«, sagte Elsa. »Sicher gibt es da eine Menge vernachlässigter Kinder. Aber daran werden wir wohl auf die Schnelle nicht viel ändern können.«

»Vermutlich nicht«, sagte Löfgren. »Also?«

»Also sollten wir uns fragen, *warum* dem Täter die Beziehung der Eltern zu ihren Kindern so wichtig ist. *Warum* er ihnen eine Lektion erteilen will.«

»Glaubst du«, fragte Henrik, »dass er in der Vergangenheit vielleicht selbst vernachlässigt wurde oder gar missbraucht?«

»In diese Richtung habe ich gedacht, ja«, sagte Elsa. »In seiner Kindheit muss etwas Furchtbares passiert sein, das ein tiefes Trauma bei ihm hinterlassen hat. Diese traumatische Erfahrung, was immer das gewesen sein mag, durchlebt er nun mit jedem seiner Opfer aufs Neue. Er sendet nicht den Eltern der Mädchen eine Botschaft, sondern seinen eigenen.«

»Aber warum, wenn wir mal bei dieser seltsamen Theorie bleiben wollen, sendet er sie ihnen dann nicht direkt? Also seinen eigenen Eltern? Warum pickt er sich fremde Mädchen von fremden Eltern heraus?«

»Da gibt es einige mögliche Erklärungen. Vielleicht sind seine Eltern tot oder aus anderen Gründen nicht mehr erreichbar für ihn. Vielleicht liege ich auch komplett daneben.«

»Okay«, sagte Agnes. »Das habe ich soweit verstanden, glaube ich. Er muss sie also entführen und töten, weil er glaubt, damit eine Schuld zu tilgen. Seine eigene oder die seiner Eltern oder die von sonst wem. Aber warum foltert er

die Mädchen? Hat das auch etwas mit seiner Vergangenheit zu tun? Sollten wir nach früheren Fällen Ausschau halten, bei denen ein Kind entführt und gefoltert wurde, weil die Eltern nicht aufgepasst haben? Irgendetwas in diese Richtung?»

»Das könnte hilfreich sein, ja«, sagte Elsa. »Aber ich habe noch eine Theorie, und die betrifft die Herangehensweise selbst. Warum er sie über einen so langen Zeitraum foltert, bevor er sie schließlich durch einen gezielten Stich erlöst.«

»Und die wäre?»

»Ich habe mir die Forensikberichte noch einmal aufmerksam durchgelesen. Doktor Åkerfeld hat festgestellt, dass die Schnitte über einen Zeitraum von mehreren Stunden verursacht wurden. Wenn es nur darum geht, sie zu verletzen und dann umzubringen, könnte er das auch sehr viel schneller und mit deutlich weniger Risiko bewerkstelligen.«

»Verstehe. Und warum macht er es dann, deiner Meinung nach?«, fragte Agnes.

»Ich glaube, er will sehen, wie viel sie aushalten. Wie viel Leid sie ertragen können. Erst, wenn er das weiß, wenn sie also eine bestimmte Schwelle des Leidens erreicht haben, bringt er sie um. Ich könnte mir vorstellen, dass er das als eine Art wissenschaftliches Experiment begreift. Ich denke, ihm ist durchaus klar, dass er ihnen etwas Furchtbares antut. Also braucht er eine Rechtfertigung dafür. Sie müssen leiden, ja, doch es geschieht alles im Namen der Wissenschaft. Oder dem, was er dafür hält.«

Erst jetzt bemerkte Elsa, dass alle Blicke auf sie gerichtet waren. Es waren entsetzte Blicke, von Menschen, die sicherlich schon jede Menge Entsetzliches gesehen

hatten. Aber diese Art von zielgerichteter Grausamkeit sprengte offenbar auch ihren Horizont.

Manchmal war es nicht die Tat, die ein Verbrechen besonders brutal erscheinen ließ, sondern das Motiv dafür.

Als Erster fand Löfgren seine Sprache wieder. »Mann«, stöhnte er. »Das ist verdammt geisteskrank, selbst für einen Irren.«

Dafür erntete er zustimmendes Nicken.

DREISSIG

Hochschule Malmö, psychologische Fakultät, Elsa
Mattssons Büro

Freja Karlsson presste Daumen und Zeigefinger ihrer rechten Hand auf die geschlossenen Augenlider, bis eine Vielzahl bunter Sterne vor ihren Augen explodierte. Ein Beweis, dachte sie mit einem matten Lächeln, dass die Enden der Sehnerven noch funktionieren, das hatte sie mal irgendwo gehört, vermutlich am Anfang ihres Studiums. Vor Urzeiten, also. Ein Beweis aber auch für das Niveau mancher Arbeiten aus den unteren Semestern, die sie gerade kontrollierte.

Seit Elsa mal wieder praktisch fulltime für die schwedische Polizei arbeitete, um denen dabei zu helfen, diesen Irren zu fangen, der kleine Mädchen entführte und tötete, hatte sie ihre Arbeit einfach so mir nichts dir nichts auf Frejas Schreibtisch abgeladen. Auch das: wieder mal.

Nicht genug damit, dass sie ohnehin schon so viel für Elsa zu erledigen hatte, dass sie kaum noch dazu kam, sich um ihre eigene Doktorarbeit zu kümmern. Das war okay,

und sie tat es ja gern, und so war das eben an der Uni. Wie hieß es so schön? Ich wäre schon längst Doktor, wenn ich nicht andauernd für den Prof Kaffee kochen müsste. Haha.

Freja machte das nichts aus.

Für eine Professorin vom Kaliber einer Elsa Mattsson zu arbeiten, war etwas, für das sich das Hintanstellen eigener Wünsche allemal lohnte, und letztlich würde sich die Arbeit auch für die eigene Karriere mehr als auszahlen. Elsa war *die* Kapazität auf dem Gebiet der forensischen Psychologie, was Kinder betraf. Sie war ganz einfach ein Genie, und das würde quasi zwangsläufig auch irgendwann Freja ins Rampenlicht der Akademikerwelt bringen.

Außerdem mochte sie Elsa, sehr sogar.

Aber Elsa fehlten ganz offensichtlich ein paar Nervenenden, wenn es darum ging, sich in andere Leute hineinzuversetzen, sie und ihre Forschungen, oder jetzt eben die Arbeit für die Malmöer Polizei, kamen immer an erster Stelle, so war das eben.

Und wenn schon, es gab Schlimmeres.

Freja seufzte und stand auf, um sich einen Kaffee aus dem Automaten im Gang zu holen. Sie hatte ihr Büro noch nicht einmal halb durchquert, als es von draußen an der Tür klopfte. *Und da geht er dahin, der leckere Automatenkaffee*, dachte sie seufzend.

»Hallo-ho!«, rief eine fröhliche, ältere Stimme durch die Tür. Mathilde, die schon Sekretärin gewesen war, als Freja sich für das Erstsemester Psychologie eingeschrieben hatte.

»Ich habe ein Paket für dich, Elsa!«

Freja öffnete die Tür und blickte in Mathildes überraschtes Gesicht. Mathilde hielt ein Paket in den Händen, das ungefähr die Abmaße eines Schuhkartons hatte.

»Oh«, sagte sie und ihr Lächeln gefror für einen Augenblick, bevor sie tapfer ihre Mundwinkel wieder hochzog.

Freja lächelte zurück.

»Elsa ist nicht da«, sagte sie. »Sie hilft doch bei diesen Ermittlungen. Scheint so, als zöge sich das noch ein bisschen hin. Solange übernehme ich hier.«

»Ach so.«

»Na ja, so gut ich eben kann, heißt das.«

»Ah, verstehe.«

Mathilde klemmte sich das Paket unter den Arm und wandte sich zum Gehen.

»Ist es denn für Elsa privat?«, fragte Freja. »Das Paket, meine ich? Ich meine ja nur, weil ich nicht weiß, wann sie wieder reinschauen wird in nächster Zeit.«

Mathilde zog das Paket wieder hervor, setzte umständlich eine Brille auf, die sie an einer Schnur um den Hals trug. Dann las sie die Adresse, die auf dem Paketaufkleber stand.

»Hm. Ich glaube nicht, also nicht direkt jedenfalls. Hier steht jedenfalls psychologische Fakultät über ihrem Namen. Dann ist es wohl dienstlich. Elsa lässt sich sowieso nie private Pakete hierher zustellen, wissen Sie?«

Sie musterte Freja mit einem skeptischen Blick. *Für die werde ich wohl ewig eine Studentin bleiben*, dachte Freja, *selbst, wenn ich selbst mal Professorin bin.*

Aber vielleicht war der Inhalt des Pakets ja wichtig, und dann würde Elsa es sicher schätzen, darüber informiert zu werden.

»Ich kann es entgegennehmen und ihr auf den Tisch legen«, schlug Freja vor. »Sie muss sowieso noch mal reinkommen, um über die Korrektur der Arbeiten zu schauen. Vielleicht heute Abend, aber das könnte sehr spät werden.«

»Na, wenn das so ist«, sagte Mathilde, der es offenbar dennoch ein wenig unangenehm war, das Paket so einfach Freja zu überlassen. Allerdings wollte sie auch sicher

keinen Ärger mit Elsa deswegen. *Eine echte Zwickmühle, wie?*, dachte Freja und verkniff sich ein Lächeln.

»Das geht schon in Ordnung, Mathilde. Elsa hat mir schließlich auch ihre anderen Pflichten überlassen. Für den Moment.«

»Dann ist es wohl in Ordnung«, gab sich Mathilde endlich geschlagen und überreichte Elsa das Paket. Dann drehte sie sich seufzend um und ging zurück an ihren Schreibtisch.

Freja schloss die Tür und legte das Paket auf den Schreibtisch. Es war erstaunlich leicht. Und es sah, offen gestanden, nicht besonders akademisch aus. Eine einfache Pappschachtel mit einem schief verklebten Paketaufkleber drauf und verschlossen mit einfachem braunem Klebeband.

»Ach, was soll's«, murmelte Freja, dann öffnete sie die Schreibtischschublade und nahm eine Schere heraus, mit der sie vorsichtig das Klebeband durchtrennte.

Nur für den Fall, dass es wichtig war, sagte sie sich.

Als sie das Paket öffnete, quollen ihr jede Menge Papierfetzen entgegen, die sich auf die Arbeiten verteilten, die sie gerade korrigiert hatte. *Na toll.*

Sie räumte die Arbeiten beiseite, drehte das Paket um und kippte dessen Inhalt auf den Schreibtisch. Außer weiteren Papierschnipseln, die offenbar von irgendwelchen Tageszeitungen stammten, fiel ein weiteres Paket auf den Tisch, dieses etwa so groß, dass ein Tennisball bequem hineingepasst hätte.

Kein Anschreiben. Nicht einmal das Paket war beschriftet. *Ein Scherz?*, dachte Freja. *Was, wenn es ein privater Scherz war? Vielleicht sogar etwas Anzügliches?*

Blödsinn, dachte sie dann. *Keiner würde Elsa so etwas an die Uni schicken.*

Keiner? Wirklich?

Jacob Söderlund. Natürlich. Der eingebildete Schnösel, der sie während der letzten Vorlesung nicht aus den Augen gelassen hatte und auch sonst nichts unterließ, um ihr und Elsa klarzumachen, dass sie offenbar eine wichtige Rolle bei seinen spätpubertären Masturbationsfantasien spielten.

Aber ein Paket? An die Uni?

Nein, das war vermutlich auch eine Spur zu heftig für Jacob Söderlund. Und falls doch, war es vielleicht endlich ein ausreichender Grund, ihn für immer loszuwerden.

Um das zweite, kleinere Paket war ein einfaches Gummiband geschlungen. Eines von diesen breiten, die man benutzte, um damit Einweckgläser luftdicht zu verschließen.

Freja zog es ab und öffnete den Deckel.

Als sie in die Schachtel hineinsah, wünschte sie, sie hätte es nicht getan.

Der kleine Pappkarton fiel ihr aus den Fingern und landete inmitten der verstreuten Schnipsel.

Freja sackte auf den Bürostuhl und starrte auf den Bildschirm von Elsas Computer, auf dem das Unilogo prangte. Das Bild begann, vor ihren Augen zu verschwimmen. Ihre Hände zitterten.

So saß sie minutenlang.

Als es erneut an der Bürotür klopfte, fuhr Freja zusammen und verspürte einen beinahe körperlichen Ruck, mit dem sie zurück in die Realität geschleudert wurde.

»Reiß dich zusammen, verdammt noch mal«, flüsterte sie sich selbst zu, aber diese Art der Motivation schien eher einen gegenteiligen Effekt auf ihre Verfassung zu haben. Sie zwang sich, den Blick auf das zu senken, das vor ihr auf dem Schreibtisch lag, dann fasste sie mit spitzen Fingern die kleine Schachtel und ließ sie zurück in das Paket fallen.

Anschließend wischte sie hastig die meisten Papierfetzen zurück in das Paket.

»Moment!«, rief sie in Richtung der Bürotür.

Sie würde Mathilde fragen müssen, von wem sie dieses Paket entgegengenommen hatte und ... aber das war Blödsinn. Auf dem Paket war ein abgestempelter Aufkleber gewesen. Jemand hatte es mit der normalen Post geschickt und irgendetwas sagte ihr, dass der Absender, der draufstand, nicht wirklich mit dem momentanen Aufenthaltsort des Menschen identisch war, von dem *dieses* Paket stammte.

Es klopfte noch einmal.

»Herein«, sagte Freja mit bebender Stimme.

EINUNDDREISSIG

Es war Jacob Söderlund, ausgerechnet.

Lächelnd, nein geradezu strahlend und berstend vor Selbstsicherheit trat er in das Büro. Freja zog die Brauen hoch.

»Herr Söderlund«, sagte sie dann in der Hoffnung, er würde den genervten Unterton in ihrer Stimme deutlicher wahrnehmen als das kaum verhohlene Zittern darin und am besten gleich wieder verschwinden.

Sein Grinsen wurde noch ein wenig breiter.

»Hej Freja«, sagte Jacob und schlenderte ein paar Schritte in das Zimmer hinein.

»Wie wäre es mit Frau Karlsson, *Herr Söderlund?*«, fragte Freja und gab sich alle Mühe, kurz angebunden zu klingen. »Elsa ist heute nicht da. Frau Mattsson, meine ich.«

Obwohl sie natürlich niemand so nannte. Am allerwenigsten ihre Studenten.

»Macht nichts«, sagte Jacob, »dich finde ich ohnehin hübscher. Willst du mal mit mir ausgehen?«

»Nein«, sagte Freja und atmete hörbar aus. »Was wollen Sie?«

Er grinste.

»Das macht dich ziemlich attraktiv, weißt du das?«, sagte er. »Diese professionelle Art.«

Der Kerl ließ einfach nicht locker. Für einen Moment kam Freja der Gedanke, dass der Inhalt des Pakets vielleicht doch von ihm stammte und bewusst während Elsas Abwesenheit abgegeben worden war. Vielleicht hatte sie ihn sogar finden *sollen*? Jacob Söderlund hatte natürlich gewusst, dass Elsa nicht da sein würde heute Morgen, wie alle anderen ihrer Studenten, die jetzt mit Freja vorliebnehmen mussten. Aber trotzdem – der junge Mann war eine Nervensäge, aber *so* etwas? Ausgeschlossen.

Oder?

»Passen Sie auf, Herr Söderlund«, sagte Freja. »Noch so ein Spruch und Sie können versuchen, den Dekan zum Essen einzuladen. Und zwar zu Ihrem Abschiedessen, klar? Vielleicht haben Sie Lust, ihm bei dieser Gelegenheit zu erklären, wieso Sie glauben, Mitarbeiterinnen der Uni sexuell belästigen zu müssen. Ich bin sicher, er wird ganz Ohr sein.«

»Hey, sorry. Das ... also ...«, stotterte Jacob. Und wurde tatsächlich rot. Immerhin. »So war das doch nicht gemeint. Sollte nur ein kleiner Scherz sein.«

»Ich weiß. Es war aber nicht lustig. Also, was wollen Sie?«

»Elsa sagte, dass wir uns die Kopien für die Vorlesung morgen abholen sollen. Also heute.«

Sein Grinsen war verschwunden, dachte Elsa befriedigt. Auch wenn dieser Triumph vermutlich nicht länger als fünf Sekunden andauern würde.

»Ich stell sie nachher ins Internet. Dann können Sie sie noch rechtzeitig vor Beginn der Vorlesung ausdrucken. Vielleicht wären Sie zur Abwechslung mal ein netter Kerl

und übernehmen das für Ihre Kommilitonen gleich mit? Ich glaube, das würde Ihnen jede Menge Pluspunkte bei den Mädchen in *Ihrem* Alter einbringen.«

»Ach, die«, sagte er, und schon begann er wieder zu grinsen. Es wäre ja auch zu schön gewesen. »Okay, ist gut, ich übernehme das. Ich dachte nur ... hey, hat Elsa ein Paket bekommen?«

Frejas Herz krampfte sich schmerzhaft in ihrer Brust zusammen. »Was?«

»Ein Paket. Das ist doch eins?«

Er deutete auf den Schreibtisch. »Hat sie heute Geburtstag oder so was?«

Freja folgte seinem Blick. Dort stand das Paket, ja. Und oben quollen bunte Papierschnipsel heraus. Gott! Für einen Moment hatte sie allen Ernstes geglaubt, er würde ...

»Ich glaube nicht, dass Sie das irgendwas angeht.«

»Na ja, vermutlich nicht. Okay, Freja, also dann ...«

»Frau Karlsson.«

»Frau Karlsson«, wiederholte er gehorsam und drehte sich lächelnd zur Tür um. Als er sie erreicht hatte, drehte er sich noch mal zu ihr um.

»Aber wenn Ihnen mal langweilig sein sollte, Frau Karlsson, ich kenne da einen wirklich guten Klub in der City ...«

»Raus!«

ZWEIUNDDREISSIG

Rosengård, eine Woche vor den Unruhen

»Hör mal, Bara. Brüderchen.«

Yasur warf sich neben ihm auf die durchgelegene Matratze.

»Uns geht es doch gut hier, nicht wahr?«, sagte er grinsend.

»Wenn du meinst«, antwortete Bara.

»Na klar. Kamal sorgt für uns. Ich kann in diesem Viertel hingehen, wo ich will, man bringt mir überall Respekt entgegen. Keiner macht Stress, weil alle wissen, dass ich einer von Kamals Leuten bin. Und dir macht keiner Stress, weil du der kleine Bruder von Yasur bist.«

»Kann sein.«

»Ist so, Brüderchen, ist so. Und Kamal ...«

»Vater hätte es nicht gut gefunden.«

»Hä?«

»Dass du mit Kamals Leuten draußen herumziehst. Drogen verkaufst. Auf dem Schulhof, Yasur. Du verkaufst

Drogen an die kleinen Kinder auf dem Schulhof. Der Prophet sagt ...«

»Der Prophet!«, schnappte Yasur. »So ein Unfug. Ich verkauf keine Drogen an Kinder. Du weißt, dass die Kunden zu mir kommen, auf den Sportplatz, denn das ist mein Teil vom Revier. Und soweit ich weiß, sind da keine Schulkinder dabei. Es ist ... wie ein Marktplatz, Brüderchen. Angebot und Nachfrage. Das machen schließlich alle so.«

»Da habe ich was anderes gehört«, sagte Bara leise. »Und welche Rolle spielt das überhaupt noch? Wo ziehst du die Grenze, Yasur? Wenn sie sechzehn sind? Vierzehn? Zwölf? Sag mir, wo ziehst du da die Grenze? Wenn sie eine Waffe halten und eine Zigarette rauchen können, oder wie? Du weißt genau, es ist nicht recht.«

Yasur sprang auf und starrte seinen Bruder wütend an.

»Was erlaubst du dir, Mann? Ich sollte dir ...«

»Was?«, fragte Bara und blickte seinem Bruder fest in die Augen. »Was willst du tun mit mir? Willst du den Gürtel holen? Willst du so tun, als seist du Vater? Ausgerechnet du.«

Yasur starrte für eine Weile wütend zurück, dann verflog sein Zorn so urplötzlich, wie er gekommen war.

»Ach, lass uns doch nicht streiten, Brüderchen«, lenkte er ein und nahm wieder auf dem Polster Platz. »Das kommt schon alles ins Lot, du wirst sehen.«

»Ich werde nicht mitmachen«, sagte Bara leise. »In Kamals Gang, meine ich. Ich werde keine Drogen verkaufen, nicht an Kinder und nicht an sonst wen.«

»Ach nein? Und wovon bezahlst du dann deine Miete hier? Und die Bücher, die du heimlich liest?«

Bara fuhr zusammen.

»Du weißt ...«

»Ich bin dein großer Bruder, Bara, und kein Idiot. Natürlich weiß ich, dass du den ganzen Tag rumsitzt und die Nase in irgendwelche Bücher steckst. Kinderbücher, zu allem Übel. Manchmal erinnerst du mich wirklich an Mutter. Du bist genauso ... weich wie sie.«

Wag es nicht, ihren Namen auch noch zu beschmutzen, oder den von Aysha, dachte Bara, aber er spürte, das war wenig mehr als ein schwacher Protest. Er traute sich nicht mal, ihn laut vorzubringen.

»Aber ich weiß, warum du das tust«, sagte Yasur. »Du versuchst, die Sprache der Ungläubigen zu lernen. Deshalb die Kinderbücher. So lernt man es am einfachsten.«

Bara starrte auf den Boden. Er kam sich ertappt vor. So als wäre er es nun plötzlich, der etwas Unrechtes getan hatte. Man konnte vieles über seinen Bruder sagen, und manches davon klang nicht besonders ehrenvoll. Aber ein Dummkopf war er ganz sicher nicht. *Wer weiß*, dachte Bara traurig, *wenn die Dinge anders gelaufen wären ...*

»Und ich finde das gut, Brüderchen«, fuhr Yasur fort. »Es ist nützlich. Wo wir schon mal hier leben. Ich meine, hier im Viertel braucht das natürlich niemand, aber du, Bara ...«

Er streckte die Hand nach der Schulter seines Bruders aus und drückte sie kräftig.

»Wenn einer eine Chance hat, von hier wegzukommen, von dieser ganzen Scheiße, dann bist das du, Brüderchen.«

Bara war so überrascht von dieser offenen Bekundung seiner Zuneigung, dass er seinen Bruder einfach nur fassungslos anblicken konnte.

»Meinst du das im Ernst?«

»Das tu ich, Brüderchen. Und deshalb habe ich beschlossen, dich zu unterstützen. Du sollst sie lesen, deine Bücher und die Sprache der Westler lernen. Und wenn die

Zeit kommt, werden wir noch mal über das mit Kamal reden.«

»Ich werde nicht ...«, begann Bara.

»Wenn die Zeit kommt, Brüderchen. Wenn die Zeit kommt.«

Bara wandte den Blick wieder seinen Schuhspitzen zu.

»Da ist noch etwas«, fuhr Yasur fort, zog seine Hand von Baras Schulter zurück und kratzte sich am Kinn, wo ein dichter, kurz geschorener Bart spross.

»Was denn?«, fragte Bara.

»Na ja, Kamal sagt, die Truppe von Hassan hat dich gesehen, als sie das Ding an der Tankstelle durchgezogen haben.«

Also doch, dachte Bara. Vermutlich war das ohnehin nur eine Frage der Zeit gewesen.

»Die haben auch gesehen, dass dich die Bullen anschließend einkassiert haben, sagt er.«

»Ich hab nichts getan, Yasur. Ich bin nur dran vorbeigelaufen. Und das habe ich den Polizisten auch gesagt.«

»Ja«, sagte Yasur und starrte nachdenklich zum Fenster raus. »Kann sein. Aber sie haben dich mitgenommen. Weil ... na ja, wie du aussiehst, haben sie wohl gedacht, du musst dazugehören. Du weißt ja, wie die sind.«

»Was soll das heißen, wie ich aussehe?«, fragte Bara.

»Na ja, so halt«, sagte Yasur und deutete auf Baras reichlich sprießenden Bart. »Wie einer von uns. Wie ein Gottgläubiger.«

Gottgläubige wollt ihr plötzlich sein?, dachte Bara, *dass ich nicht lache! Soweit ich weiß, steht nirgends geschrieben, dass der Prophet Drogenhandel und Erpressung gutheißt. Und was ihr sonst noch alles treiben mögt.*

»Ich habe denen überhaupt nichts gesagt«, sagte Bara. »Kamal kann ganz unbesorgt sein. Sie haben mir Fotos von

ein paar seiner Leute gezeigt und ich habe gesagt, dass ich keine Ahnung habe, wer das sein solle. Das war's.«

Yasur nickte.

»Das hast du gut gemacht, Brüderchen. Kamal hat mich nur gebeten, sicherzustellen, dass ...«

»Dass ich auch wirklich niemanden verpiffen habe? Ist es das? Hältst du mich für so dumm, Yasur?«

Bara schüttelte den Kopf. Es war viel zu kalt in diesem kleinen Zimmer, und die Luft war stickig. So als hätte man seit Ewigkeiten nicht gelüftet.

»Und was«, fragte er, »wenn ich was gesagt hätte? Würdest du mich dann höchstpersönlich kaltmachen? Oder würden das die Jungs von Kamal erledigen?«

»Bara, es ist nicht so ...«, sagte Yasur, aber die Art, auf die er es sagte, ließ Bara frösteln.

»Ach nein?«, fragte er, immer noch unfähig, den Blick von seinen Schuhspitzen zu heben. »Wie ist es denn dann? Darum ging es doch die ganze Zeit, oder? Rauszubekommen, ob ich euch nicht in die Quere komme. Mit meiner weichen Art.«

»Bara, beruhige dich!«

»Hier, schau es dir an!« Bara riss sein Hemd aus der Hose und hielt es in die Höhe, damit Yasur den blauen Fleck auf seinen Rippen sehen konnte.

»Was ...«, stammelte Yasur, »was ist das?«

»Das haben mir die von der Polizei verpasst. Weil ich Kamal und seine Bande *nicht* verpiffen habe. Glaubst du mir jetzt?«

Yasur stand auf, kam näher, streckte die Hand aus, um den Bluterguss vorsichtig zu betasten. Er war schon ganz dunkel, beinahe abgeheilt. Kaum der Rede wert.

»Das ... das haben die Bullen gemacht?«

Bara nickte.

»Die schwedische Polizei?«

Bara nickte wieder. Aber er verschwieg Yasur, dass es genau genommen eine Polizistin gewesen war und dass er diesen blauen Fleck mehr als verdient hatte mit dem, was er ihr in seiner Wut und Verzweiflung an den Kopf geworfen hatte. Blöderweise auch noch auf Schwedisch. Wäre die Situation nicht gerade so dabei, aus dem Ruder zu laufen, er hätte seinem Bruder das nie gezeigt.

»Okay, Bara«, sagte Yasur ernst. »Ich glaube dir.«

Dann schwiegen sie beide für eine Weile, während Yasur angestrengt zum Fenster hinausstarrte.

»Hör zu, Bara«, sagte er schließlich. »So wird diese Sache laufen.«

Offenbar hatte er bereits einen Plan gefasst. Und Bara wusste nur zu gut, dass er den sogleich in die Tat umsetzen würde.

»Yasur, ich bitte dich!«, sagte Bara, der nun zutiefst bereute, seinem Bruder von der Sache auf dem Revier erzählt zu haben. »Es ist schon in Ordnung, wirklich. Sag Kamal einfach, dass ich nichts verraten habe, und lass die Sache damit ruhen.«

Langsam schüttelte Yasur den Kopf.

»Nein«, sagte er dann, »das geht nicht. Mein eigener kleiner Bruder. Das geht nicht, das können die nicht machen.«

»Yasur, es war meine Schuld, ich habe ...«

»Hör zu, Bara. Ich muss noch ein Päckchen wegbringen, eine eilige Sache von Kamal. Und danach kümmere ich mich gleich um die Sache, und zwar höchstpersönlich. Wird Zeit, dass jemand einen Denktzettel bekommt. Einen, der längst fällig war. Und ich weiß auch schon die richtigen Leute, die mir dabei helfen können.«

»Yasur, bitte. Ich will das nicht, wirklich. Es war keine

große Sache. Ich habe sie beleidigt, ich habe das verdient, wirklich – sie hat nur ...«

Yasur fuhr herum und in dem Moment, da Bara ihm ins Gesicht blickte, wurde ihm die Schwere des Fehlers klar, den er soeben begangen hatte.

»Sie?«, Yasurs Stimme war kaum mehr als ein keuchendes Flüstern. »Eine *Frau* hat dich verprügelt?«

DREIUNDDREISSIG

Hochschule Malmö, Cafeteria

Sie saßen allein an einem Tisch in der ansonsten völlig menschenleeren Cafeteria. *Komisch*, dachte Elsa, *schon zum zweiten Mal innerhalb von ein paar Tagen*. Und diese letzten Tage hatten ihr Leben gehörig auf den Kopf gestellt. Ihrer aller Leben, vermutlich.

»Elsa«, sagte Freja mit einem schiefen Lächeln, »schön, dass du dich auch mal wieder an der Uni blicken lässt.«

»Freja, ich ...«

»Hey, das war doch nur Spaß.«

Aber ihre Augen sahen nicht besonders nach Spaß aus. Eher nach Sorgen. Und nicht den üblichen Die-Studenten-tanzen-mir-auf-der-Nase-herum-und-hach-ich-weiß-nicht-was-ich-machen-soll-Sorgen. Sondern nach richtigen. Irgendetwas beschäftigte Freja.

»Ich mach's wieder gut«, sagte Elsa.

Wie so oft. Zu oft. *Viel* zu oft.

Freja nickte.

»Ist kein Problem. Mit den Hosenscheißern werde ich schon fertig.«

Das brachte sie beide ein bisschen zum Kichern.

»Hosenscheißer?«, fragte Elsa. »Echt jetzt?«

»Na du weißt schon. Jacob war da, er ...« Freja senkte den Blick. »Na, du kennst Jacob ja. Dieser Spinner.«

»Hat er dich zum Essen einladen wollen oder wollte er dich gleich an Ort und Stelle im Büro vernaschen?«

»Was?« Frejas Kopf ruckte hoch, die Augen weit aufgerissen. »Warum sagst du das?«

»Oh, habe ich den Nagel etwa auf den Kopf getroffen?«, kicherte Elsa. Wenn Freja so guckte, das war aber auch einfach zu gut, einfach süß. »Keine Angst, mir hat er das auch schon angeboten.«

»Er hat was?«

»Mich gefragt, ob ich Lust auf Sex hätte. In meinem Büro. Auf dem Schreibtisch, um genau zu sein.«

»Was?« Jetzt war Freja völlig außer Tritt geraten. »Mensch, Elsa! Der Kerl ist ein Student, Herrgott! Der sollte sich dringend mal auf die Reihe bekommen. Du könntest ihn anzeigen für so was.«

»Vermutlich, ja. Aber das war mir dann doch ein bisschen zu lächerlich. Am Ende kommt der noch auf die Idee, dass ich ihn ernst nehmen würde. Ich hab ihm eine schöne Abfuhr erteilt und es dann trotzdem einfach unter Komplimente verbucht. Ich werde ja schließlich auch nicht jünger.«

»Was?«

»Ist doch wahr. Im Grunde ist er doch ein ziemlich leckeres Kerlchen, und das weiß er auch. Wenn er ein paar Jahre älter wäre ...«

»Das kann nicht dein Ernst sein. Elsa!«

Elsa grinste.

»Ach, Freja. Ich nehm dich nur auf den Arm. Der Typ ist ein Arschloch. Daran werden auch ein paar Jahre mehr auf seinem durchtrainierten Buckel nichts ändern.«

»Aber ...«

»Und nein, du musst dir keine Sorgen machen. Nicht wegen Jacob, nicht in tausend Jahren. Ich fange nichts mit Studenten an.«

Freja senkte den Kopf.

»Also in der Regel«, sagte Elsa. »Entschuldige, das war blöd. Aber was Jacob betrifft, den kannst du getrost vergessen.«

»Okay«, sagte Freja und dann: »Ich mach mir Sorgen um dich, Elsa. Ich meine ... wie stehst du das alles denn nur durch?«

Als Freja ihre Fingerspitzen sanft auf Elsas Handrücken legen wollte, zog diese die Hand weg und nestelte an einem Knopf ihrer Bluse.

»Es geht schon, ich meine ... ist ja nicht das erste Mal, dass ich bei so einem Fall mitmache.«

»Stimmt wohl«, sagte Freja und zog nun ihre Hand ebenfalls zurück und senkte den Kopf auf die Papiere, die vor ihr lagen. Als ob es da irgendwas zu sehen gäbe.

Toll gemacht, dachte Elsa.

»Aber ich weiß zu schätzen, dass du dir Sorgen um mich machst«, sagte sie. »Du passt auf mich auf, ja?«

Freja hob den Kopf und lächelte Elsa an. Offensichtlich war der liebe Frieden zwischen ihnen damit wieder hergestellt.

Gute Freja.

»Gibt's sonst noch etwas, das ich wissen sollte?«, fragte Elsa mit einer hochgezogenen Augenbraue. »Außer, dass unser Hobby-Romeo mal wieder hormonell bedingt über die Stränge schlägt?«

»Nur der übliche Unikram«, sagte Freja. »Ich glaube, damit gehe ich dir lieber erst wieder auf die Nerven, wenn diese Sache ausgestanden ist. Bis dahin packe ich das schon irgendwie hier.«

»Danke, Freja. Das bedeutet mir wirklich sehr viel.«

Freja nickte, dann senkte sie den Blick wieder auf die Tischplatte. Dorthin, wo Elsas Hand gerade noch gelegen hatte.

»Du kannst das nicht immer alles alleine machen, Elsa«, sagte Freja leise. »Du musst die Menschen auch manchmal an dich ranlassen. Ich meine ...«

»Ich denke, ich habe mein Sozialleben ganz gut im Griff, Freja, danke der Nachfrage.«

Scheiße, dachte Elsa, *wieso kommt das immer so abweisend rüber?* Doch Freja nickte bloß, noch einmal. Beinahe so, als hätte sie mit dieser Antwort gerechnet. Vermutlich, weil sie sie schon ein paar Mal zu oft gehört hatte.

»Okay, klar. Geht mich ja auch nichts an, schon verstanden.«

Elsa biss sich auf die Lippen. Es hätte gutgetan, jetzt etwas Tröstendes zu sagen, aber verdammt noch mal, es war die Wahrheit und wenn jemand Trost gebrauchen konnte, war das ja wohl sie.

»Freja?«

»Ja?«

»Ich würde mich gern ein bisschen frisch machen, bin noch nicht dazu gekommen heute. Hast du was dabei? Ein Deo oder so?«

Freja nickte und reichte ihr ihre Handtasche rüber.

»Nimm gleich die Tasche«, sagte sie. »Du findest dich schon zurecht. Die Haarbürste müsste im großen Fach sein, Schminkzeug in einer kleinen Schachtel in der Innentasche.«

»Danke«, sagte Elsa, nahm die Tasche und stand auf.

»Weißt du, ich glaube, wenn es einen Preis für die aufgeräumteste Damenhandtasche der Welt gäbe, du würdest den bekommen.«

Freja lächelte zu ihr hoch.

»Gibt's aber nicht«, sagte sie.

Elas nickte, dann beugte sie sich vor, hauchte Freja einen Kuss auf den Scheitel ihrer kupferfarbenen Haarpracht und ging mit der Tasche in Richtung der Waschräume.

VIERUNDDREISSIG

Das Versteck

Der große Mann hat ihr das Klebeband abgemacht. Dafür hat er lange gebraucht und es hat an ihrer Haut und ihren Lippen gezogen, aber sie hat nicht geschrien. Er ist nicht sehr geschickt mit seinen Händen, beinahe so, als wären sie zu groß für ihn geraten und er wüsste nicht so recht, was er damit anfangen soll.

Sie hat versucht, nicht zu weinen, aber dann hat sie gemerkt, dass ihr doch die Tränen über die Wangen laufen – es gibt einfach nichts, das sie dagegen hätte tun können.

Als er das Klebeband von ihrem Hinterkopf reißt, brüllt sie in ihren Knebel. Er hat es einfach über ihr Haar geklebt und es beim Abmachen büschelweise herausgerissen.

Da kann sie die Tränen nicht länger aufhalten.

Als das Blut zurück in ihre Hände schießt, ist es, als würde sie von unzähligen feinen Nadeln gleichzeitig gestochen. Nach einer Weile schwillt der Schmerz ab, verklingt zu einem Kribbeln, das allmählich schwächer wird, bis sie Minuten später ihre Hände wieder spürt. So muss es ihm

auch mit seinen Händen gehen, vielleicht ist er deshalb so ungeschickt und grob.

Vielleicht will er ihr aber auch einfach nur wehtun.

Dann hockt er neben ihr, blickt stumm auf einen Punkt in der Leere des Kellers irgendwo seitlich von ihr. Sie kann nicht erkennen, was genau er betrachtet, und ob es da überhaupt etwas zu betrachten gibt, und sie glaubt auch nicht, dass das noch wichtig ist. Auf eine beinahe instinktive Weise versteht sie, dass sie und er in unterschiedlichen Welten leben.

Die ganze Zeit hält er das Messer in seiner großen, ungeschickten Hand. Sie schaut ihm nicht ins Gesicht, das ist zu schrecklich, schlimmer noch, als das Messer anzuschauen. Es ist schlimm, in diese dunklen, leeren Augen zu blicken, welche die meiste Zeit nur durch sie hindurchsehen, und wenn sie sie betrachten, dann so, als wäre sie gar kein richtiger Mensch. Eher so etwas wie eine Puppe oder irgendein anderer, lebloser Gegenstand.

Sie begreift, dass sie das für ihn sein muss, damit er tun kann, was er tun muss: eine Puppe, ein Gegenstand. Wenn er sie als einen Menschen sehen würde, könnte er es nämlich vielleicht nicht tun. Das hat er selbst gesagt. Nicht zu ihr, sondern zu sich selbst. Oder zu wem auch immer er manchmal in dem leeren Keller spricht.

Teilnahmslos sitzt er vor ihr im Schneidersitz und starrt an ihrer linken Schulter vorbei in die Dunkelheit, dann nickt er, als stimmte er jemandem zu, der hinter ihr steht. Als nähme er einen Befehl entgegen, den nur er hören kann. Dann greift er nach einer Einkaufstüte aus Plastik, die etwas abseits auf dem Kellerboden liegt und hält sie ihr hin.

Sie wirft einen Blick hinein.

Es sind Süßigkeiten drin, hauptsächlich billige Schoko-

lade und Kekse. Die, welche sie in den übergroßen Tüten verkaufen, und überall sind diese neongrünen Schildchen drauf, weil sie aus dem Sonderangebot stammen. Daheim würde man ihr solche Süßigkeiten nicht geben, halb vergammelt, wie die sein müssen. Er hält ihr die Tüte auffordernd hin, dann greift er mit der rechten Hand hinein. Das Rascheln zerreißt die gespenstische Stille des kleinen Raumes. Ein in seiner Alltäglichkeit beinahe grotesk anmutendes Geräusch, und viel zu laut, viel zu laut.

Er zieht eine der bunt verpackten Tafeln heraus, reißt die Verpackung auf und hält ihr dann die Schokolade hin. Offenbar soll sie davon essen. Sie hat Hunger, na klar, schließlich hat sie seit Ewigkeiten nichts mehr gegessen – aber das bemerkt sie erst jetzt, und eigentlich hat sie gar keine Lust auf Schokolade, schon gar nicht auf die in seinen schmutzigen, großen Händen. Wer weiß, wie lange die schon in dem Beutel gelegen hat? Jetzt sieht sie auch, dass die Süßigkeit an den Rändern schon weiß angelaufen ist.

Er gibt einen auffordernden Grunzlaut von sich und sie beugt sich vor und beißt vorsichtig ein Stück ab.

Es ist widerlich. Die Schokolade ist weich und ekelhaft süß und ihre Kehle schmerzt, als sie einen Bissen davon herunterwrgt, weil sie seit Stunden nichts getrunken hat. Und vom Weinen natürlich.

Der Geschmack der Schokolade bringt ihr die anderen Geruche im Keller wieder ins Bewusstsein, an die sie glaubte, sich schon gewöhnt zu haben.

»Noch mal essen«, sagt der Mann mit einer seltsam tonlosen Stimme. Das ist das Erste, das er überhaupt zu ihr sagt. Dann hält er ihr die Tafel wieder vors Gesicht.

Das Mädchen schließt die Augen und er stopft ihr die Schokolade in den Mund, und dabei bemerkt sie, dass neue

Tränen ihre Wangen herunterlaufen. Sie wagt nicht, sie fortzuwischen, obwohl er ihr die Hände losgebunden hat.

Sie kaut auf dem Schokoladenball herum, der sich in ihrem Mund gebildet hat und ihr das letzte bisschen Speichel raubt. Sie hätte ein kleineres Stück abbeißen sollen, aber das hätte ihn vielleicht nur wieder wütend gemacht.

Es ist seltsam, denkt sie, als sie die Augen wieder öffnet und einen Blick in sein teilnahmsloses, schwammiges Gesicht wirft. Er sieht beinahe friedlich aus, wie er da so sitzt. Fast wie ein Kind, wie sie selbst noch ein Kind ist.

»Wasser?«, fragt sie leise, nur einmal.

Sie will ihn wirklich nicht wütend machen.

Dann lieber das Brennen im Hals.

Er scheint sie nicht einmal zu hören, aber wenigstens lässt er sie mit der Schokolade in Ruhe. Die wirft er einfach zurück in den Beutel, dann schiebt er ihn in eine Ecke, wobei er sie nicht aus den Augen lässt.

Er wird sie wieder an den Stuhl fesseln, nimmt sie an, mit dem Klebeband, aber offenbar hat er zunächst etwas anderes vor. Er steht auf, behäbig wie ein Steinkoloss, irgendwie gar nicht wie ein richtiger Mensch, und verschwindet im hinteren Teil des Kellers, wo er zwischen den Gerätschaften herumpoltert, die dort stehen.

Dann kommt er zurück mit einem Plastikeimer.

Sie glaubt, dass er ihn vielleicht mit Wasser füllen wird und dann ihren Kopf hineintauchen, bis sie ertrunken ist. Sie hat in der Schule gehört, dass man das früher mit Katzenbabys so gemacht hat, wenn die Mutter zu viele Junge hatte, und beinahe sehnt sie es herbei. Vielleicht wäre das besser als ...

»Da rein«, sagt er und deutet auf den Eimer.

Erst versteht sie es nicht, aber als er wiederholt auf ihren Schritt deutet, begreift sie, was er von ihr will.

Sie schüttelt den Kopf, ein Reflex.

Das ist zu beschämend, sie kann nicht vor ihm Pipi in diesen Eimer machen, und schon gar nicht das andere.

Sie würde sich zu Tode schämen.

Der Schlag seiner gewaltigen Pranke kommt aus dem Nichts, reißt ihren Kopf herum, dass ihre Haare fliegen.

»Da rein«, brummt er noch mal, eine identische Wiederholung seines vorherigen Befehls – wie die Aufnahme auf einem Tonband, so als wäre gar nichts geschehen.

Sie weint heftig, der Keller und der Unrat und der Schmutz und ihr Peiniger, alles im Licht einer einsamen Glühbirne ohne Schirm, verschwimmen vor ihren Augen. Ihr kleiner Körper wird geschüttelt, während sie ein Schluchzen unterdrückt.

Schließlich macht sie ein paar mühsame Tappschritte, bis sie vor dem Eimer steht. Sie zieht ihre schmutzige Strumpfhose herunter und auch ihr Höschen und dann setzt sie sich vorsichtig auf den Plastikrand des Eimers.

Ihre Tränen fließen in einem steten Strom über ihre Wangen, wo sie kleine Spuren im Schmutz hinterlassen wie die Bahnen von winzigen Schnecken.

Sie schließt die Augen und wünscht sich weit weg, an einen anderen Ort, auf einen anderen Planeten. Irgendwo hin. Überall hin, nur nicht hier.

Deshalb bekommt sie nicht mit, dass der Mann seinen Hosenschlitz öffnet, als sie beginnt, es in den Eimer laufen zu lassen.

TEIL 3
LILLY LJUNGBERG

FÜNFUNDREISSIG

Skalden Hotelbar, Malmö

»Hallo«, sagte eine Stimme, die zu jemandem gehörte, der an ihren Tisch herangetreten war. Eine weibliche Stimme.

Agnes hob den Kopf und ließ ihren Blick dabei über schlanke, bestrumpfte Beine gleiten, die unter einem Bleistiftrock verschwanden, an den sich eine Bluse und ein zum Rock passender Blazer anschlossen. Die Bluse hatte einen hochgeschlossenen Rundkragen, was ihr den Anschein verlieh, zu einer Uniform aus einem Mädcheninternat für angehende Nonnen zu gehören. Eine sexy kleine Eigenheit. Keine Frage, die Frau, die sie angesprochen hatte, verstand es, sich in Szene zu setzen, und zwar auf eine ausgesprochen dezente Weise.

Ihr Gesicht war hübsch, beinahe klassisch schön, und umrahmt von glatten rabenschwarzen Haaren, die lang über die Schultern auf den Rücken der Frau fielen und in ihrer Stirn zu einem rasiermesserscharfen Pony geschnitten waren. Hohe Wangen unter großen, aufmerksamen dunklen Augen mit langen geschwungenen Wimpern,

wiesen diese Züge eine fast verblüffende Symmetrie auf. Volle Lippen, die in einem blassen, beinahe züchtigen Rot geschminkt waren. Lippen, die nicht lächelten, als die Frau fragte: »Ist hier noch frei?«

Ohne eine Spur von Ungeduld oder Aufregung.

»Äh ... ja«, sagte Agnes, »klar.«

Für den Bruchteil eines Augenblicks hatte sie ihr eigenes Gesicht vor Augen. Lang war es und passte damit zu ihrer hoch aufgeschossenen Gestalt, die Augen eine Winzigkeit zu nah beieinander, zumindest empfand das Agnes so. »Schafsgesicht« hatten sie sie früher in der Schule genannt.

Seitdem war viel passiert, und zum Glück zum Besseren.

Zum einen nannte sie natürlich niemand mehr so, auch nicht hinter ihrem Rücken, und zum anderen hatte sie inzwischen gelernt, sich so zu schminken, dass ihre Vorzüge deutlicher zur Geltung kamen. Ihre eisblauen, leicht schräg stehenden Augen zum Beispiel, die ihr etwas Katzenhaftes verliehen. Ihre vollen Lippen und die sanft geschwungene Partie ihrer geraden, wenn auch eine Winzigkeit zu langen Nase.

Sie mochte durchaus als attraktiv durchgehen, doch die Männer, die sich für sie interessierten, taten das zumeist wegen ihres Wesens. Wenn sie sich traute, hieß das.

Agnes' Körper war hingegen bestens in Form, besser sogar, als er es mit Anfang zwanzig gewesen war. Heute war sie regelrecht durchtrainiert und ihre größte Sorge galt der Befürchtung, dass man ihren Körper als zu sehnig empfinden mochte. Dreimal die Woche Fitnessstudio und jeden Morgen eine halbe Stunde Laufen, bei jedem Wetter, sorgten für dieses Ergebnis. Dennoch war sie, verglichen mit der jungen Frau ihr gegenüber von einer eher herben

Schönheit. Die andere hätte gut und gerne als Model durchgehen können.

»Das gefällt mir«, sagte Agnes leise. »Was du mit deinen Haaren gemacht hast. Und dieser Kragen.«

Spätestens jetzt hätte die andere lächeln müssen, schon mal aus Höflichkeit. Oder ihr als Zeichen des Dankes zunicken. Aber sie tat nichts dergleichen.

Sie schaute Agnes nur schweigend an mit einem undeutbaren Ausdruck in ihren schönen Augen.

»Möchtest du was?«, fragte Agnes. »Einen Kaffee oder so?«

Die andere schüttelte den Kopf.

»Willst du ...«, Agnes spürte, wie ihr die Hitze in die Wangen schoss, und senkte den Kopf. Verdammt, sie benahm sich schlimmer als ein Schulmädchen. »Möchtest du«, sagte sie jetzt flüsternd, »möchtest du das Zimmer sehen?«

Sie hob den Blick wieder und die andere nickte.

Langsam, überlegt, als hätte sie jede dieser Bewegungen sorgfältig einstudiert. Dann stand sie auf, drehte sich um und ging auf den Ausgang der kleinen Hotelbar zu. Dort hin, wo das Foyer lag und die Fahrstühle nach oben. Auf diese Weise würde der Portier keine dummen Mutmaßungen anstellen. Nur zwei weibliche Gäste, die zufällig gleichzeitig im Fahrstuhl nach oben in ihre jeweiligen Zimmer fahren. Agnes legte zwanzig Kronen auf den Tisch und ging dann ebenfalls hinüber zu den Fahrstühlen.

Die beiden Frauen erreichten das Zimmer im zweiten Stock schweigend. Der hochflorige Läufer, der den Flur bedeckte, schluckte ihre Trittgeräusche ihrer Absatzschuhe.

Agnes hatte das Zimmer schon letzte Woche gebucht und seitdem unzählige Male mit dem Entschluss gerungen, die Sache einfach abzublasen. Aber das war das Problem:

Sie *konnte* es einfach nicht, das war ihr durchaus klar, hatte es nie gekonnt.

»Mach die Tür zu«, sagte die andere, als sie den Raum betreten hatten, und Agnes tat es. Dann drehte sie sich um, blieb stehen. Die andere ließ sich in einen der beiden Ledersessel nieder, die beim Fenster standen. Den Tisch hatte Agnes weggeräumt, als sie das Zimmer eine halbe Stunde zuvor besichtigt hatte. Sie hatte alles so arrangiert, wie es ihr aufgetragen worden war.

»Schließ ab!«

Agnes drehte sich um und kam auch diesem Befehl nach.

»Was bist du?«, fragte die andere und Agnes senkte den Kopf.

»Nichts.«

Die andere schnappte aus dem Sessel hoch und durchquerte das Zimmer in drei langen Sätzen. Als sie Agnes erreicht hatte, packte sie in deren volles Haar und riss es zurück in den Nacken. Ein kleiner Schrei entrang sich Agnes und ihre Augen füllten sich sofort mit Tränen. Sie blickte in die Augen der anderen, die sie aufmerksam, aber ohne die geringste Spur von Mitgefühl betrachteten. *Wie einen Gegenstand*, dachte sie, *wie eine Puppe*.

Ein Nichts.

Etwas in ihrem Unterleib zog sich schmerzhaft zusammen, und sie merkte, dass sie feucht wurde, als die andere den Griff in ihr langes Haar verstärkte. Agnes' Kopf wurde weit in ihren Nacken gebogen, und sie bekam weiche Knie.

»Was bist du?«, hauchte ihr die andere ins Gesicht. Ihr Atem roch süßlich, angenehm frisch und sauber. Angenehm neutral.

»Ich bin ein Nichts, Herrin.«

Die andere nickte bedächtig.

»Gut«, sagte sie dann. »Gut.«

Sie ließ Agnes' Hinterkopf los, der daraufhin ein Stück nach vorn schnappte.

»Mach den Mund auf, Nichts!«, befahl die andere.

Agnes öffnete den Mund.

»Weiter, Nichts! Mach ihn weiter auf, reiß ihn auf, so weit du kannst.«

Agnes tat es.

Die andere sammelte Speichel und dann spuckte sie ihn Agnes in den offenen Mund. Ein Anflug von Ekel stieg in der Polizistin auf, der gleich darauf vom Kitzel köstlicher Erregung abgelöst wurde, als das Blut in ihre Wangen schoss.

»Schluck es runter!«

Agnes tat widerstandslos, wie ihr geheiß.

»Gut«, sagte die andere befriedigt. »Und jetzt zieh dich aus. Dann knie dich vor mich hin, sodass ich dich in Ruhe betrachten kann, mit gespreizten Beinen, wie du es beim letzten Mal gelernt hast. Ich möchte dir heute eine neue Lektion erteilen.«

»Eine neue Lektion, Herrin?«

»Ich möchte dir zeigen, wie man die Leere füllt.«

»Ich ... verstehe nicht, Herrin.«

Die andere packte in Agnes' Haarschopf und riss ihr den Kopf wieder in den Nacken, die köstliche Pein schoss erneut durch ihren Hinterkopf, als die andere erbarungslos an ihrer Kopfhaut riss. Tränen liefen ihr über die Wangen.

»Du wirst es verstehen, schon bald. Im Schmerz, musst du wissen, liegt der Weg zur Erkenntnis. Bist du bereit?«

»Ja, Herrin«, schluchzte Agnes.

Die andere ließ ihr Haar los und der Schmerz versiegte allmählich. Dann ging sie zurück zu dem Sessel beim Fens-

ter, setzte sich hinein, schlug die langen Beine übereinander und sah Agnes dabei zu, wie die sich langsam entkleidete.

Der Schmerz, wusste Agnes, würde wiederkommen, die andere hatte noch jede Menge davon parat.

Köstlich würde er alle anderen Gedanken hinwegspülen wie eine Flut reinigenden Feuers und ihren Körper mit der Lust ausfüllen, die man nur durch vollkommene Hingabe erreichen konnte.

Und dann würde sie ihr Versprechen wahr machen, und die Leere in ihr füllen.

So wie nur sie es konnte.

SECHSUNDDREISSIG

Malmö, Stadtbibliothek

Bara hatte den Großteil des Nachmittags damit verbracht, in den Regalen nach neuen Büchern Ausschau zu halten. Es gab ein weiteres von dem Mädchen mit den roten Haaren, aber schließlich ließ er es doch liegen, nachdem er es ein paar Mal durchgeblättert hatte.

Was sich stattdessen in seinem kleinen Plastikkorb befand, waren »Die Brüder Löwenherz« und eine schwedische Übersetzung von »Tom Sawyers Abenteuer«. Letzteres kannte er bereits, zumindest so einigermaßen und er war begierig darauf, zu erfahren, ob ihm seine Erinnerung an die Abenteuer des Lausbuben aus Missouri dabei helfen würde, mit der schwedischen Variante besser zurechtzukommen.

Er hatte das Buch eine Zeit lang in der Hand gewogen, wohl wissend, dass es ziemlich gefährlich war, das mit nach Hause zu nehmen. Speziell, wenn es in die falschen Hände geriet. Mark Twain, der Autor von Tom Sawyer, war Amerikaner gewesen und für so einige im Viertel verkör-

perten Amerikaner den Teufel schlechthin, und zwar ohne jegliche Ausnahme. Noch schlimmer sogar als die Schweden und der Rest der Europäer – wenn auch die meisten von ihnen nur sehr diffuse Vorstellungen davon hatten, wo genau sich dieses Europa eigentlich erstreckte, in dem sie jetzt lebten.

Oder wie es sein konnte, dass sich ein ganzes Volk verschworen haben sollte, den Islam auszurotten, und das in einem Land, in dem die muslimische Bevölkerung die zweitgrößte Glaubensgemeinschaft darstellte – er hatte es selbst bei Wikipedia nachgelesen.

Und dann Tom Sawyer.

Immerhin, dachte Bara, *sind die Bücher ziemlich dünn*, es handelte sich jeweils um die gekürzte Schulbuchversion. Kurz bevor er das Viertel erreichte, würde er sie unter seinem Hemd verstecken und den Pullover drüberziehen. Solange ihn niemand boxte, würde das also keiner mitbekommen. Hoffentlich.

Er stellte sich in die Schlange, um seine neuen Schätze auszuleihen und die gelesenen Bücher zurückzugeben. Er hatte beinahe die gesamte Ausleihzeit von vier Wochen benötigt, um sie durchzulesen. Aber er *hatte* sie durchgelesen, und das meiste davon sogar verstanden. Er kam voran, auch wenn er momentan so seine Probleme hatte, zu sehen, wohin das letztlich führen und wozu es überhaupt gut war.

Bara war gern in der Bibliothek, es war hell und es roch so gut. Nach Büchern, nach altem Papier, und nach den Reinigungsmitteln, mit denen sie die Gänge und den Boden schrubbten. Vermutlich mehrmals am Tag, besonders jetzt im Winter, wenn die Straßen voller Dreck waren, der sich mit dem Schneematsch vermengte und an den Schuhsohlen kleben blieb.

In der Etage, in der er wohnte, hatte noch niemand je

gewischt, die Wände waren voller Sprayer-Tags und hingekritzelten Obszönitäten, es stank nach Urin und manchmal auch nach Erbrochenem. Mehr als einmal hatte er Blutspritzer im Treppenhaus gefunden. Die waren einfach eingetrocknet und irgendwann unter dem restlichen Dreck verschwunden.

Er bemerkte ein paar Kids, die an einem der Computer saßen und vermutlich im Internet surfen. Als sie ihn bemerkten, fingen sie an zu kichern. Vielleicht wegen seines dichten schwarzen Barts. Für einen Moment überlegte er, ihnen zuzulächeln, doch dann schaute er rasch woanders hin und rückte weiter in der Schlange vor. Es war schließlich nicht das erste Mal, dass jemand auf sein Äußeres aufmerksam wurde, und er empfand das Lachen der Kinder nicht als schlimm. Er kannte weitaus Schlimmeres als das.

Als er an der Reihe war, packte er seine neuen Bücher auf den Tresen, und, weil er in Gedanken noch ganz woanders war, gleich die alten mit dazu.

»Hier ist nur die Ausleihe, Rückgabe da drüben«, brummte die ältere Frau am Schalter. Zunächst verstand er sie nicht, weil sie ziemlich undeutlich sprach, aber als sie ihm die beiden gelesenen Bücher wieder hinschob, begriff er es und murmelte eine Entschuldigung. Sie schüttelte den Kopf und tippte die Nummern der neuen Bücher in den Computer. Das zweimalige Piepen bedeutete, dass sie auf Baras Konto vermerkt waren und er sie binnen der nächsten vier Wochen zurückzugeben hatte.

Er nahm sie wieder entgegen, packte sie in das blaue Plastikkorbchen und rückte dann weiter vor zur Rückgabe.

»Cool«, sagte jemand, und als er den Blick hob, begegnete er dem fröhlichen Lächeln einer jungen Frau. Blond war sie, und sie trug zwei Zöpfe, was Bara sofort an das

rothaarige Mädchen Pippi Långstrump aus dem gleichnamigen Buch erinnerte.

»Die habe ich früher geliebt«, sagte sie und deutete auf das Buch, auf dessen Einband das Mädchen mit den roten Haaren und den Sommersprossen prangte. »Das stärkste Mädchen der Welt und so.«

Sie kicherte.

Zuerst glaubte er, dass sie sich vielleicht über ihn lustig machte, aber dann begriff er, dass sie das ernst meinte. Und dass sie ihn schon die ganze Zeit über anlächelte. Bara hob den Blick, um sich zu vergewissern. Ganz recht, sie lachte ihn an, nicht aus.

»Meins hatte sogar die gleichen Zeichnungen drin, das muss man sich mal vorstellen. War wohl dieselbe Ausgabe.«

Bara brachte immer noch kein Wort heraus und begann, sich ein bisschen fehl am Platz vorzukommen. Zum ersten Mal jedoch hatte das nichts mit seinem Äußeren zu tun.

Er versuchte, auf Schwedisch zu erwidern, dass er die Bücher nur ausgeliehen habe, um die Sprache zu lernen, aber ihm wollten die richtigen Worte nicht einfallen. Was er schließlich zustande bekam, war: »Ich lesen, um learning Swedish.«

Verdammt, dachte er. *Daran war vermutlich auch das Internet schuld*. Dass er immer, wenn er unsicher war, ins geradebrechte Englisch rutschte. Das taten ironischerweise sogar die Amerikahasser aus dem Viertel. Weil es eben jeder tat und es cool klang. Wie in den Filmen aus dem Land, das sie so verabscheuten, dessen Kultur sie aber scheinbar dennoch so begierig aufsogen.

Das Mädchen schien ihn trotzdem zu verstehen. Und sie hatte sich Zeit genommen, seinem bruchstückhaften Satz bis zum Ende zu lauschen.

»Cool«, sagte sie noch einmal. »Macht sicher eine Menge Mühe, es auf diese Weise zu lernen. Aber cool, auf jeden Fall.«

»Es geht schon«, sagte er, diesmal in einigermaßen korrektem Schwedisch.

»Wow!«, sagte sie und strahlte ihn an. »Das war gut, echt.«

Jemand stupste ihn in die Seite und als er sich umdrehte, blickte er in das Gesicht einer älteren Frau in einem grelltürkisen Wollmantel, in der Hand ein dickes Buch von Inga Lindström.

»Wei-ter-ge-hen«, sagte sie und betonte dabei jede Silbe, als wäre Bara schwerhörig oder ein bisschen begriffsstutzig.

»Ich könnte dir helfen«, sagte das Mädchen, einfach so. Und weil sie die alte Frau mit dem ungeduldigen Gesichtsausdruck genauso ignorierte wie Bara, der das allerdings aus reiner Verblüffung tat, hatten sie so etwas wie einen gemeinsamen Gegner. Im Kampf um die besten Plätze an der Buchrückgabe.

»Was?«, fragte Bara und schaute sie verdutzt an.

»Dir helfen, beim Lernen«, sagte sie und allmählich begann er, zu begreifen. »Schwedisch kann ich einigermaßen. Ich bin aus Lund, weißt du? Ist so ein Kaff hier in der Nähe.«

Sie redete ganz normal mit ihm und er verstand jedes Wort. Obwohl sie nicht jede einzelne Silbe betonte.

»Und du würdest mir helfen?«, fragte er, wobei er immer noch das Gefühl hatte, dass sich gerade etwas einigermaßen Unwirkliches abspielte.

»Klar«, sagte sie, und zum ersten Mal sah er sie richtig an. Sie hatte Sommersprossen wie das Mädchen in dem Buch, aber ihre Haare waren nicht rot, sondern blond wie

die vieler Mädchen hier. Aber für Bara waren diese Haare wie ein schimmernder goldener Fluss, der weich auf ihre Schultern fiel. Er hatte das Gefühl, als könnte er diese Haare stundenlang anstarren.

»Ich heiße übrigens Linda«, sagte das Mädchen.

Bara sagte, dass er Bara heiße.

Die alte Frau meldete sich wieder zu Wort und fragte, ob die jungen Turteltäubchen noch länger ihre Zeit vertrödeln wollten, schließlich wolle sie noch einkaufen gehen und die Läden würden bald schließen. Zumindest glaubte Bara, etwas Derartiges zu verstehen. Die Läden würden frühestens in vier Stunden schließen, aber dennoch erbarmte sich Linda nun ihrer, stempelte Baras Bücher mit zwei schnellen Handbewegungen ab und nahm dann das Buch der alten Frau entgegen.

»Das ist schön«, sagte Bara und hatte das Gefühl, dass die Zeitform dabei vielleicht nicht ganz richtig war.

»Was denn?«, fragte das Mädchen namens Linda, während sie das Buch der Frau abstempelte und es ihr zurückgab.

»Wenn du mir hilfst. Schwedisch zu lernen.«

Die alte Dame warf ihm einen finsternen Blick zu, dann stiefelte sie davon. Linda lächelte Bara an, dann senkte sie den Kopf und begann, etwas auf eine unbenutzte Karteikarte zu schreiben. Bara bemerkte, dass ihr Pony ihr dabei über das Gesicht fiel wie ein Vorhang aus goldener Seide.

»Also«, sagte sie. »Das ist meine Nummer. Oh, und ich mag Kaffee.«

Bara nahm die Karte entgegen.

»Kaffee«, sagte er. Den möge er nämlich auch, sagte er und auch diesmal in korrektem Schwedisch, auch wenn ihm um ein Haar *quahua* rausgerutscht wäre anstatt *kaffe*.

Sie lächelte ihn noch mal an und wandte sich dann dem

nächsten Kunden in der Schlange zu, als wäre nichts gewesen.

Bara ging aus dem Lesesaal und dann die breite Freitreppe zum Ausgang hinab. Für diesen Moment hatte er die Bücher in seiner Hand völlig vergessen, denn das Mädchen an der Rückgabe war nicht einfach nur ein Mädchen, sondern Linda aus Lund, einem Kaff in der Nähe.

Und sie hatte ihm ihre Nummer gegeben.

SIEBENUNDDREISSIG

Veberödsgatan, Malmö-Kirseberg

Sie starrten nun schon eine ganze Weile auf den Fernsehbildschirm in Elsas Wohnzimmer, aber irgendwie drang der Film, der da lief, nicht so recht zu ihnen durch.

Irgendein Krimi.

So was verlor wohl schnell seinen Reiz, überlegte Elsa, wenn man selbst mitten in einem steckte. Nur war es in der Realität selten damit getan, ein paar Türen einzutreten und Geständnisse aus Typen rauszuprügeln, die schon fünf Kilometer gegen den Wind suspekt wirkten. Wenigstens war die Pizza gut gewesen, die Henrik mitgebracht hatte.

Elsa streckte sich.

»Aah, das tut gut«, sagte sie in den Raum hinein.

»Was?«, fragte Henrik. »Dieser bescheuerte Film?«

»Ja. Nein. Was weiß ich. Ich meinte die Pizza und mit dir herumzuhängen. Das fehlt mir.«

»Elsa?«, sagte Henrik lachend. »Alles klar bei dir? Bist du krank? Oder entwickelst du gerade so etwas wie eine

soziale Ader? Und außerdem hab ich gerade das Gefühl, ich wäre sechzehn. *Herumhängen*, echt jetzt?»

»Blödmann!«, sagte sie, griff sich ein Kissen und warf es nach ihm. Henrik duckte sich weg und das Kissen landete irgendwo im dunklen Bereich des Wohnzimmers, wo der blassblaue Schimmer des Fernsehbildschirms nicht hinkam.

»Und außerdem habe ich sehr wohl eine soziale Ader, Herr Andersson.«

»Nee, is klar. Habe ich gemerkt, meine ich. Zuletzt auf dem Uniklo, wenn ich mich recht entsinne. Das war schon sehr sozial von dir, was wir da getrieben haben.«

»Du hast nicht gerade protestiert.«

»Nee. Weil es heiß war. Ich kam mir vor wie ein Student im ersten Semester oder so was.«

»Hattest du oft Sex an der Uni, Henrik Andersson?»

»Ständig«, grinste er. »Ein Wunder, dass ich es trotzdem zu irgendwas gebracht habe, oder?«

»Du Hengst«, lachte Elsa und dann wechselte sie abrupt das Thema.

»Ich mache mir ein bisschen Sorgen um Freja, weißt du?»

»Wer?»

»Freja, meine Assistentin.«

»Oh, diese süße Rothaarige?»

»Ey!«

Elsa knuffte Henrik in die Seite.

»Was denn? Schließlich sind wir nicht verheiratet, ich darf gucken, wo ich will ...«

»Klar«, sagte Elsa, »darfst du. Wird dir aber nichts bringen, zumindest nicht bei Freja.«

»Oh«, machte Henrik, dann kapierte er es. »Ist sie etwa ...?»

»Lesbisch, ja. Sie steht nicht auf Männer. Nicht mal auf

so schnucklige wie dich. Sorry, aber da muss ich dich enttäuschen. Diese Blüte wird dir verschlossen bleiben.«

»Sehr poetisch«, sagte Henrik. »Aber ob du es glaubst oder nicht, mich interessiert diese Blüte auch gar nicht sonderlich. Was macht dir denn nun Sorgen bei ihr, deiner kleinen ... Assistentin?«

Er grinste sie breit an. Aus seinem Mund hatte das Wort eher nach *Gespielin* geklungen.

»Ohoho«, sagte Elsa. »Hat der Herr etwa gerade Kopfkino?«

»Vielleicht ein bisschen. Komm schon, Elsa. Sie ist schon irgendwie süß, und du bist eine attraktive Frau.«

»Na danke.«

»Also ...«, er wandte sich zu ihr um. »Nein, oder? Lief da etwa wirklich mal was zwischen euch, Elsa? Du machst mich echt fertig.«

»Hör mal, Henrik. Wenn du versprichst, die Klappe zu halten, verrät ich dir was.«

»Ich versprech's«, sagte Henrik sofort.

»Okay. Aber nicht lachen.«

»Warum sollte ich ...?«

»Wir hatten tatsächlich mal was miteinander, Freja und ich. Nenn es ein interessiertes Ausprobieren meinerseits.«

»Was?«, rief Henrik aus. »Du hast mit deiner Assistentin rumgemacht, im Ernst? Mann, das ist echt ... ich weiß nicht. Ziemlich heiß?«

»Ja, aber nur kurz, und ich würde es auch nicht gerade rumgemacht nennen. Das ist eher das, was die Mädels in den Filmen tun, die du immer heimlich auf deinem Rechner im Revier anschaust.«

»Ich schau keine Pornos.«

Elsa lachte.

»Natürlich nicht. Aber glaub mir, in der Realität war

das weit weniger spektakulär, als sie es in diesen Filmchen darstellen.«

»Kann ich mir nicht vorstellen.«

»Doch«, sagte Elsa, »ist es aber. Es war auf einer Weihnachtsfeier vor ein paar Jahren, wir waren beide ziemlich betrunken und irgendwann sind wir uns zufällig im Gang begegnet, da waren wir beide schon ziemlich hinüber. Also ich zumindest.«

»Und dann habt ihr euch geküsst, oder?«

»Ja, das auch. Hauptsächlich aber haben wir uns für fünf Minuten in der Kaffeeküche eingeschlossen. Fünf ziemlich hektische Minuten und bestimmt auch ziemlich ungeschickt von meiner Seite. War ja immerhin mein erstes Mal mit einer Frau. Ich glaube, ich habe mehr nervös gekichert als alles andere.«

»Okay«, sagte Henrik. Jetzt grinste er über das ganze Gesicht. »Und dann?«

»Na ja, für mich war die Sache damit abgehakt. Wir hatten beide zu viel getrunken, es war nett gewesen, mal was anderes, irgendwie verrückt, wenn auch nicht gerade *schön* im engeren Sinne. Ich hatte jedenfalls kein Bedürfnis, diese Sache fortzusetzen. Das Problem«, sagte sie und wandte sich zu Henrik um, sah ihm forschend ins Gesicht, als überlegte sie, ob sie ihm auch den Rest der Geschichte anvertrauen könnte.

»Das Problem bestand darin, dass Freja in die Sache wesentlich mehr reininterpretiert hat. Die hat es wohl ernsthaft erwischt, schätze ich.«

»Mannomann«, sagte Henrik. »Und das kam bei Elsa sicher nicht so gut an.«

Elsa schüttelte energisch den Kopf.

»Darum ging es gar nicht. Natürlich konnten wir keine Beziehung haben, schon gar nicht öffentlich an der Uni, das

wäre nicht gegangen. Ich meine, das ist genau die Art von Gerede, auf die ich sehr gut verzichten kann, und das muss ihr auch klar gewesen sein, aber ...«

»Aber da war noch etwas.«

Elsa nickte langsam.

»Ja, war es. Irgendwann danach hat sie mich dann doch noch einmal überredet, sie zu Hause zu besuchen. Ich habe ihr gesagt, dass ich das für keine gute Idee halte, aber sie hat ... ich weiß nicht, sie hat mich praktisch auf Knien angefleht. ›Nur dieses eine Mal noch‹, hat sie gesagt. Sie war ganz aufgelöst und da hab ich mich von ihr breitschlagen lassen.«

»Hm«, machte Henrik, »das würde mir auch echt schwerfallen, glaube ich, wenn diese Kleine vor mir auf den Knien liegt und mich anfleht, mit ihr ...«

»Du bist ein sexistischer Idiot«, sagte Elsa.

»Yep. Ich bin ein Mann, also ...«

»Willst du den Rest noch hören?«

»Aber unbedingt.«

»Dann halt die Klappe, okay?«

Henrik deutete eine Bewegung an, als ob er ein imaginäres Schloss vor seinem Mund mit einem imaginären Schlüssel abschließen würde, den er anschließend wegwarf.

»Also das war eine wirklich merkwürdige Erfahrung. Sie wollte Sex, das war mir von Anfang an klar. Genauso, wie es mir von Anfang an klar war, dass es eine schlechte Idee gewesen war, ihr nachzugeben. Aber vielleicht, ich weiß auch nicht, wollte ich auch selbst ein bisschen wissen, wo ich stehe. Ich meine, auf Frauen bezogen.«

Henrik verkniff sich ein lüsternes Grinsen, indem er die Lippen fest aufeinanderpresste.

»Aber dann fing sie an, wirklich seltsame Dinge von mir zu fordern. Ich will nicht wirklich ins Detail gehen, aber

zum Schluss hielt sie mir eine Pistole hin, irgend so ein altes Ding aus dem Zweiten Weltkrieg, eine Luger, glaube ich, und wollte, dass ich es ihr in den Mund schiebe.«

Henrik starrte Elsa an.

»Sie wollte was?«

Jetzt grinste er nicht mehr.

Elsa nickte. »Ziemlich krank, oder? Also, das war jedenfalls der Moment, in dem ich ihr gesagt habe, dass ich das ganz sicher nicht tun werde und einfach nicht auf solche Sachen stehe. Und dass sie, wenn sie weiter für mich arbeiten will, vergessen sollte, dass das zwischen uns jemals stattgefunden hat. Dann hab ich mich umgedreht und hab gemacht, dass ich aus der Wohnung rauskam.«

»Ziemlich harsch, oder?«

»Du warst nicht dort, Henrik. Irgendetwas stimmte nicht mit ihr, das habe ich in dieser Situation ganz deutlich gespürt. Wie sie zu mir aufgeblickt hat und wollte, dass ich sie ... und dann das mit der Pistole, das war ... ich weiß nicht, es war krank, irgendwie. Abartig.«

»Und du wolltest ihr nicht helfen?«

»Ich bin ihre Vorgesetzte, Henrik, nicht ihr Psychiater. Und zu ihrer Verteidigung muss ich sagen, dass sie sich seitdem benommen hat, als wäre nichts davon je passiert. Sie war absolut professionell und ich habe es nicht wieder angesprochen.«

»Und das hat funktioniert?«

»Erstaunlich gut, ja.«

»Und jetzt machst du dir Sorgen, weil ...«

»Ich weiß nicht, Henrik. Ich glaube, sie verheimlicht mir etwas. Sie hat in letzter Zeit manchmal so einen Blick drauf, weißt du? So als überlegt sie, ob sie mir etwas sagen soll oder doch lieber nicht. Ich glaube, was das betrifft, hat es die Sache damals nicht unbedingt besser gemacht.«

»Verstehe«, sagte Henrik. »Na, vielleicht hat sie ja eine neue Freundin?«

»Oh, das hoffe ich. Ich hoffe es wirklich sehr für sie, Henrik. Solange es bloß das ist. Aber weißt du, manchmal glaube ich, ich hätte das damals auch früher erkennen müssen, also dass sie sich so in mich verknallt hatte. Manchmal frage ich mich, ob sie nicht schon seit Ewigkeiten heimlich in mich verschossen war, und die Begegnung auf dem Flur vielleicht absichtlich herbeigeführt hat.«

»Mag sein, Elsa«, sagte Henrik. »Aber seien wir ehrlich, das ist nicht gerade deine Stärke. Mit Menschen umzugehen, die in dich verliebt sind.«

»Wie du das sagst.«

»Hey, Elsa.«

»Ja?«

»Ich weiß, das unterstützt nur deine These vom sexistischen Arschloch, aber ... na ja, deine Beschreibung war schon einigermaßen ausführlich und ...«

Lasziv streckte sich Elsa auf der Couch aus und beugte sich dann zu ihm herüber.

»Du hast Bock zu vögeln, stimmt's? Und dabei vielleicht noch ein bisschen Kopfkino zu betreiben.«

»Äh ... na ja. Schon, irgendwie. Vielleicht.«

»Warum sagt ihr Männer bloß nie, was ihr wollt?«

»Weil ihr Frauen das meist nicht hören wollt.«

Elsa kuschelte sich an ihn.

»Sag mal, Henrik, in deinem Klub der sexistischen Vollpfosten, bist du da der zweite Vorsitzende?«

»Der Präsident bin ich, meine Liebe!«

»Also, Mr. President. Was ist denn nun mit dem Vögeln?«

»Okay«, sagte Henrik und beugte sich zu ihr. Ihre Lippen berührten sich spielerisch, während sie mit leiser

Stimme weitersprach. »Ich glaube, ich würde jetzt wirklich gern mit Ihnen schlafen, Frau Mattsson.«

»Das trifft sich. Ich nämlich auch mit Ihnen, el Presidente. Und nur zu deiner Information: Ich bin durch Freja zu der Einsicht gekommen, dass ich eindeutig *nicht* lesbisch bin. Und dass mir ein Schwanz im Mund wesentlich lieber ist als ein Pistolenlauf.«

»Elsa, hältst du mit diesem Mund eigentlich auch Vorlesungen?«

»Halt die Klappe«, sagte sie und dann verschloss sie seinen Mund mit ihren lächelnden Lippen, während sie ihre Finger in seinem Haar vergrub.

ACHTUNDDREISSIG

»O Gott!«, stöhnte Henrik und wälzte sich von ihr herunter. »Das war der Wahnsinn. Ich hatte die ganze Zeit Bilder im Kopf und dann ... Wahnsinn, echt.«

Elsa machte einen Laut, der durchaus ein Schnurren hätte sein können.

»Sie hat dir gefallen, meine Geschichte, wie?«, fragte sie, während sie sich auf die Seite drehte und ihren Kopf in ihre Handfläche stützte, um ihn zu beobachten.

Trotz der aufreizenden Fantasien, die in seinem Kopf herumgespukt hatten, fand sie, hätte er sich ruhig noch ein bisschen mehr Zeit nehmen können, aber sie verkniff sich einen Kommentar. Dann würde sie sich eben beim nächsten Mal holen, was er ihr diesmal vorenthalten hatte, schließlich war sie ja selbst nicht ganz unschuldig an seiner Ungeduld gewesen.

Henrik starrte zufrieden lächelnd an die Decke.

Schweiß glänzte auf seinem muskulösen Oberkörper. Seine Ausdauer mochte manchmal nicht die allerbeste sein, dachte Elsa, aber über die Intensität musste sie sich wirklich nicht beschweren. Henrik wusste, wie man eine Frau zu

nehmen hatte. Wenn er in Fahrt kam, preschte er ohne Rücksicht auf Verluste vorwärts wie ein Bulldozer, und genauso brauchte es Elsa. Nicht die schlechteste Voraussetzung für einen unterhaltsamen Abend also. Vielleicht musste es ja auch nicht bei diesem einen Versuch bleiben, die Nacht war schließlich noch jung.

»Was würdest du eigentlich tun«, fragte Henrik unvermittelt, »wenn ich verheiratet wäre und Familienvater? Ich meine, würde dich das überhaupt stören?«

Sie streckte die Hand aus und begann langsam, mit dem Nagel ihres Zeigefingers über seine nackte Brust zu fahren.

»Dann würde ich dich so ficken, dass du deine Frau vergisst und deine Kinder verkaufst.«

»Was?«, Henriks Körper verkrampfte sich. »Das ist nicht dein Ernst, oder? Elsa? Ich meine ...«

»Du meinst was, Henrik? Nachdem du mich nach allen Regeln der Kunst durchgevögelt hast, kommen dir plötzlich Gewissensbisse? Dass ich nicht lache! Und dabei *bist* du noch nicht mal verheiratet.«

»Du würdest das wirklich tun, oder? Mit einem verheirateten Mann schlafen.«

»Wenn er mir gefällt? Klar, warum nicht? Schließlich wäre es seine Entscheidung, seine Frau zu betrügen, und nicht meine.«

»Aber ... so ist das nicht. Nicht nur. Stell dir mal vor, seine Ehe steckt gerade ein bisschen in der Krise, das erste Kind ist da, noch ein Säugling und macht die ganze Nacht über Terror. Der Kerl betrinkt sich, geht in irgendeine Bar und da trifft er dann dich.«

»Und?«

»Du würdest ihn einfach aufreißen?«

»Kann sein.«

»Mann, Elsa. Halte mich bitte nicht für einen Moral-

apostel, aber hast du dir mal überlegt, was du mit dieser Einstellung im Leben anderer Leute anrichten kannst?»

»Wie du schon sagst, es ist das Leben anderer Leute, das geht mich nichts an.«

»Aber irgendwie schon, finde ich, wenn du mit ihnen ins Bett gehst!«

»Henrik, ich hab dir von Anfang an gesagt, worauf ich aus bin. Es geht mir um den Sex, und okay, vielleicht auch um die gelegentliche Pizza bei einem wirklich schlechten Film. Für mehr habe ich aber echt keinen Bedarf.«

»Ja, Elsa, das hast du klargemacht. Aber es ist trotzdem unverantwortlich.«

»Mir egal, Henrik, ehrlich. Und das ist der Grund, warum ich es unverbindlich vorziehe. Den ganzen Tag rennt ihr da draußen herum, ihr tollen Kerle, und markiert, wie furchtbar erwachsen ihr seid. Dabei genügt ein kurzer Rock, um euch jedes Ehegelübde vergessen zu lassen.«

»Aber ...«

»Und jetzt mach das bitte nicht zu deinem Problem und vor allem nicht zu meinem. Alle Männer, mit denen ich bisher geschlafen habe, waren volljährig und im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte. Und kein einziger hat sich hinterher beschwert.«

»Aber trotzdem«, sagte Henrik und richtete sich abrupt auf. Im Licht der Nachttischlampe wirkte seine Brust ein bisschen schlaff, was Elsa vorher noch gar nicht aufgefallen war. Vermutlich hatte er im Stress der letzten Tage ein paar Einheiten im Fitnessstudio sausen lassen. *Das*, fand Elsa, sollte er mal lieber schleunigst in den Griff bekommen, anstatt ihr Vorträge über moralische Verpflichtungen zu halten.

»Du kannst dich nicht einfach rausnehmen aus dieser Gleichung, Elsa.«

Sie schwieg. Es hatte keinen Zweck. Er würde ihren Standpunkt sowieso nicht begreifen, jedenfalls nicht heute Abend und eigentlich war ihr auch längst die Lust an dieser fruchtlosen Diskussion vergangen, und auf alles andere.

Aber er gab einfach keine Ruhe.

»Du kannst dich nicht durchs Leben mogeln, ohne irgendwelche Verbindlichkeiten einzugehen. Das ist doch nicht normal, Elsa!«

»Henrik«, sagte sie und bereute es einen Augenblick später. »Bitte halte *du* mir keine Vorträge darüber, was normal ist, okay? Vielleicht solltest du lieber aufpassen, dass du nicht irgendwann zu einer Verbindlichkeit für mich wirst.«

Er starrte sie an, als hätte sie ihm eine Ohrfeige verpasst, und in gewisser Weise hatte sie das ja auch. Was sie natürlich im selben Moment bereut hatte, aber ihr fehlte einfach die Kraft, noch weiter mit ihm über diesen Mist zu diskutieren.

Also sagte sie gar nichts, als er vom Bett aufstand, in seltsam gestelzten Bewegungen, seine Sachen vom Teppich vor dem Bett aufsammelte und begann, sich anzuziehen.

»Henrik«, sagte sie, aber dann verstummte sie.

Nein, es war einfach nicht okay. Er hatte kein Recht, über sie zu urteilen und ihr seine altbackenen Moralvorstellungen aufzudrängen, nachdem er sie praktisch gerade als Wichsunterlage benutzt hatte.

Scheiß drauf, dachte Elsa. Sollte er doch gehen, sie würde ihm keine Träne nachweinen. Das tat sie niemals, für niemanden – das hatte sie ihm ja immerhin gerade mehr als deutlich zu verstehen gegeben.

»Ich glaube, ich gehe besser«, sagte Henrik.

Und dann war er fort.

NEUNUNDDREISSIG

Redaktion des Expressbladet, Stockholm

Karin Rydberg warf einen Blick auf ihre Armbanduhr und seufzte. Es ging auf Mitternacht zu, und sie war noch nicht einmal mit der Hälfte der zu überarbeitenden Artikel fertig. Eigentlich hätte sie, wie alle anderen außer der Nachtreaktion, längst zu Hause sitzen oder, besser noch, im Bett liegen sollen.

Genau genommen hatte Arne Johansson, ihr Chefredakteur, ihr das erst heute durch die Blume zu verstehen gegeben, als er sagte, er bezweifle, dass die Leserklientel des Expressbladet so etwas wie Stilblüten oder Kommafehler überhaupt bemerke, ganz abgesehen von einem optisch schönen Satz. Dazu, so hatte Arne ausgeführt, müssten sie nämlich erst mal nach der Überschrift weiterlesen.

Und bei Lichte betrachtet, lag Arne mit dieser zynischen Äußerung wohl im Großteil aller Fälle durchaus richtig, schließlich waren sie nicht beim Dagbladen oder irgendeinem Kulturanzeiger. Es ging vordergründig um das

Geschäft mit der Neuigkeit, weniger darum, die Bevölkerung zu informieren oder sich gar als wertender Moralapostel aufzuspielen. *Hier ist Ihre tägliche Ration Mord und Totschlag, und jetzt machen Sie gefälligst selbst was draus.*

So verkaufte man heutzutage Zeitungen und natürlich mit der kaum verhohlenen Panikmache, die damit einherging.

Karin war so in ihre Gedanken vertieft, dass sie das Klingeln ihres Schreibtischtelefons erst beim dritten Mal wahrnahm.

Wer um alles in der Welt ruft um diese Zeit noch an? Wer hat überhaupt die Nummer, um das tun zu können? Jemand Wichtiges, offenbar.

Karin nahm den ab.

»Redaktion Expressbladet«, meldete sie sich. »Karin Rydberg am Apparat.«

Am anderen Ende begann jemand in gebrochenem und ziemlich schwer verständlichem Englisch zu reden und da Karin eine gute Journalistin war, hörte sie zunächst einfach nur zu, während sie sich, beinahe automatisch, nebenher auf einen kleinen Schreibblock Notizen machte.

Der da am anderen Ende sprach, war ein junger Mann und – so viel stand fest – auf jeden Fall kein Schwede. Das Englisch schien ihm solche Probleme zu bereiten, dass er einfach nicht aus einem Land stammen konnte, das jeden englischsprachigen Film im Originalton zeigte.

Und selbstverständlich wollte der junge Mann seinen Namen nicht sagen. Als Karin begriff, was er von ihr wollte, war sie kurz davor, einfach aufzulegen und für heute dann doch die Segel zu streichen. Ein Spinner, der glaubte, auf eine Topstory gestoßen zu sein, um sich seine nächsten Dröhnungen von der Expressbladet bezahlen zu lassen.

Nichts Außergewöhnliches, bloß dass diese Typen üblicherweise vom Sekretariat abgefangen und in die Wüste geschickt wurden.

Doch dann hörte sie richtig zu, und kurz darauf begann die Spitze ihres Kugelschreibers hektisch über das Papier zu gleiten.

Der Mann behauptete, dass ein Freund von ihm, ein Iraker aus dem Malmöer Problembezirken, von einer Polizistin während eines Verhörs tätlich angegriffen und verprügelt worden war, und anschließend einfach nach Hause geschickt worden war. Es war keinerlei Anklage erhoben worden und der Verprügelte offenbar schon völlig zu Unrecht verhaftet worden, was man ihm während des ohne einen Übersetzer geführten Interviews auch mehrmals auf Englisch zu verstehen gegeben hatte. Dann hätten ihn mehrere Beamte festgehalten, während ihre Chefin auf ihn mit einem Schlagstock eingepöbeln hätte, bis er die Besinnung verlor.

Natürlich war Karin zunächst ausgesprochen skeptisch, ja geradezu ablehnend, es gab einfach zu viele Spinner, die Ähnliches behaupteten, und dass es sich bei beiden um Iraker handelte, und auch noch aus Rosengård oder Seved, würde es nicht leichter machen, dem Publikum der Expressbladet die Geschichte zu verkaufen. Die meisten Leser befanden sich im eher konservativen Lager, um es vorsichtig auszudrücken. Die würden die Polizei noch feiern dafür. *Aber vielleicht*, dachte Karin, *lässt sich auch daraus etwas machen.*

Inzwischen war sie hellwach und lauschte angestrengt dem schwer verständlichen Geradebreche aus dem Hörer.

Dann fragte sie, ob es irgendwelche Beweise für die Misshandlung gebe. Ja, sagte der Mann am Telefon, es gebe

blaue Flecken. Karin machte sich eine Notiz. Das war nicht viel, aber vielleicht ein Anfang. Wenn, wer immer da verprügelt worden war, sich mit dieser Aussage in die Nesseln setzen wollte, bitte schön. Schließlich war sie nur Journalistin und kein Strafrichter. Ihr Job bestand darin, die Story zu finden, und nicht zwangsläufig die Wahrheit.

Wer denn das vermeintliche Opfer sei?

Sein Bruder, sagte der junge Mann.

»Die haben das meinem kleinen Bruder angetan.«

Interessant, dachte Karin, *und vorhin war es noch ein guter Freund*. Sie strich eine entsprechende Notiz auf ihrem Zettel weg und ersetzte sie durch das Wort Bruder.

»Okay«, sagte sie. »Das muss ich natürlich noch mit meinem Redakteur besprechen, aber grundsätzlich glaube ich, dass wir uns für Ihre Darstellung der Ereignisse interessieren könnten. Wie kann ich Sie erreichen, Herr ...?«

Er rufe wieder an, sagte er, morgen um zehn Uhr.

»Okay«, sagte Karin. »Das ist gut. Unter Umständen. Konkret dann, wenn sich die blauen Flecken und die Befragung zweifelsfrei miteinander in Verbindung bringen lassen. Kriegen Sie das hin?«

»Also wollen Sie Story oder nicht? Sonst ruf ich bei New Epoch an«, sagte der Anrufer und gab sich Mühe, ungehalten zu klingen, obwohl Karin wusste, dass sie ihn bereits an der Angel hatte. Oder er sie. »Die steh'n gleich als Nächster auf Liste.«

»Ich sagte ja schon, ich kläre das mit meinem Redakteur. Rufen Sie mich einfach morgen um zehn Uhr an.«

»Okay, mache ich«, sagte der junge Mann am Telefon. »Und für so Story, also exklusiv und so, was ist da drin an Geld? Wie viel bezahlen Sie für so was?«

Natürlich, dachte Karin, die schon auf diese Frage

gewartet hatte, und stellte ihm eine einigermaßen utopische Summe in Aussicht.

»Okay, ich ruf an zehn Uhr, morgen«, versprach er und legte auf.

Das würde er bestimmt, da war Karin sicher, als sie sich lächelnd in ihrem Bürostuhl zurücklehnte.

VIERZIG

Veberödsgatan, Malmö-Kirseberg

Henrik stopfte die Hände in die Taschen seiner Winterjacke und betrat den schmalen Kiesweg zur Gartenpforte, die hinaus auf die Straße vor Elsas Häuschen führte.

Er hatte keine Ahnung, was er von der ganzen Sache halten sollte. Er wollte wütend auf sie sein, *sollte* wütend auf sie sein, vermutlich. Aber, verdammt, hatte sie denn so unrecht mit ihren Ansichten? Unkonventionell mochte ihre Denke ja vielleicht sein, aber wenigstens war sie doch ehrlich.

Und Ehrlichkeit schmerzte nun mal gelegentlich.

Wie viele Ehen werden wohl jedes Jahr geschieden, hatte sie ihn mal gefragt, weil der Reiz des Neuen stärker ist als der verbindlichste Schwur? Da war es wieder, dieses Wort. Verbindlich. Er drohte, so hatte sie gesagt, zu einer Verbindlichkeit zu werden. Zum Alltag, wie eine Krawatte, die einem jeden Tag ein bisschen mehr die Luft abschnürte, bis man eines Tages ganz im Trott ersticke oder das Ding wütend in einen Mülleimer warf.

Oh ja, das verstand er.

Nur zu gut.

Schließlich war er ja selbst Single – in einem Alter, in dem die meisten seiner Kollegen brav ihr statistisches Soll erfüllten, also eineinhalb Kinder hatten und verheiratet waren, die ja sowieso alle, nicht wenige zum zweiten Mal.

Ja, mischte sich eine unangenehme Stimme in Henriks Kopf ein. Und wie viele von denen gehen trotzdem fremd? Wie viele davon gelegentlich auch mit Kolleginnen auf dem Revier? Jeder weiß Bescheid, aber keiner redet drüber? Und die anderen? Wohin gehen die wohl, wenn ihre Ehefrauen im Revier anrufen und ein Kollege eine Notlüge erfindet von wegen dringendem Einsatz zu später Stunde?

Scheiße, vielleicht hatte Elsa ja recht mit allem, das sie gesagt hatte. Vielleicht waren Menschen einfach grundsätzlich nicht für diese Art von Bindung geschaffen, vielleicht war das nur so ein bescheuertes, selbst auferlegtes Joch, und am Ende gar wider die Natur selbst?

Wie hieß es doch so treffend? Nichts bleibt für die Ewigkeit. Warum sollten Beziehungen da eine Ausnahme darstellen?

Als Henrik an diesem Punkt seiner Überlegungen – und an Elsas Gartentor – gelangt war, zerriss ein marker-schütternder Schrei die Stille in der **Veberödsgatan**.

Henrik fuhr herum, denn der Schrei war aus dem Haus hinter ihm gekommen.

Elsas Haus.

EINUNDVIERZIG

Elsa schwang die Füße aus dem Bett und setzte sich auf. Dann schnappte sie sich den kuscheligen Bademantel, der an einem Haken von der Badtür hing, und schlüpfte hinein. Später würde sie duschen, und das für mindestens eine halbe Stunde, bis ihre Haut ganz rot war von der Hitze und ganz schrumpelig vom Wasser. Oder, vielleicht würde sie stattdessen doch lieber ein Bad nehmen.

Seltsam, dachte sie, dieses Bedürfnis nach Unmengen heißen Wassers.

Beinahe, als versuchte ihr Unterbewusstsein, etwas von ihr fortzuspülen, es abzuwaschen. Etwas, das mit unzähligen Hautschüppchen und Haarresten in die unergründlichen Tiefen des Abflusses gezogen und dann für immer vergessen werden würde. Zusammen natürlich mit dem, das Henrik in ihr hinterlassen hatte.

Ach, Henrik.

Für einen Moment kam ihr der Verdacht, dass es vielleicht ja genau darum ging. Den Duft des *vorübergehenden* Besuchers loszuwerden, ihn abzuwaschen. Bloß keine

Verbindlichkeiten, das hatte sie doch zu ihm gesagt, nicht wahr?

Scheiße ja, das hatte sie.

Aber wie viel davon war Teil eines Mantras, das sie sich seit Ewigkeiten immer wieder selbst vorsagte? Wie viel davon war ein Schutzmechanismus und welchen Teil hatte sie wirklich so gemeint?

Sie wusste es einfach nicht.

Elsa schüttelte den Kopf, schlüpfte in ein Paar warmer Frotteesocken und schlurfte dann in die Küche, wo sie den Kaffeeautomaten anstellte. Freilich war auch das nicht gesund, Kaffee um diese Zeit, aber andererseits gab es noch eine Menge Dinge, über die sie heute Nacht nachdenken musste. Dinge, welche entführte und ermordete Mädchen betrafen, und den großen Unbekannten im gelben Regenmantel.

Abwesend zog sie eine Schublade auf und wühlte darin herum, bis sie die Zigaretten fand. *So ein Unsinn*, dachte sie und musste grinsen, etwas mit einem solchen Suchtpotenzial vor sich selbst zu verstecken, war ganz und gar idiotisch. Das mochte höchstens bei dementen Menschen funktionieren, und wahrscheinlich nicht mal bei denen. Die würden einfach so lange suchen, bis sie die Zigaretten fanden und sich dann jedes Mal aufs Neue drüber freuen.

Sie holte eine der Zigaretten aus der Schachtel und klemmte sie sich zwischen die Lippen.

Wie oft würden ihre Gedanken heute Nacht zu Henrik zurückkehren und diesem dämlichen Dialog von eben? War das wirklich nötig gewesen, ihn so vor den Kopf zu stoßen?

Elsa benützte den Anzünder vom Herd, um die Zigarette anzustecken. Dann öffnete sie das Fenster, blickte in die Finsternis, in welcher der ziemlich verwilderte Garten hinter ihrem Häuschen lag, und nahm einen tiefen Zug.

Die Zigarette schmeckte scheußlich, wie nicht anders zu erwarten, aber das Nikotin zeigte sofort seine seltsam beruhigende Wirkung, als sie es tief in ihre Lungen sog.

Sie schloss die Augen und lauschte der Stille dort draußen. Zählte die Sekunden.

Eins-Mississippi, zwei-Mississippi.

Als diese Stille von einem Knacken im Gebüsch unterbrochen wurde, zuckte sie zusammen und starrte dann angestrengt in die Dunkelheit, aber natürlich sah sie da nichts.

»Hallo?«, rief sie halblaut hinaus in die Finsternis. »Ist da wer?«

ZWEIUNDVIERZIG

Als Henrik den zweiten Schrei hörte, war er sicher, dass er von Elsa stammte.

Scheiße, fluchte er in Gedanken, von wem denn auch sonst?

Elsa wohnte allein in dem Häuschen.

Er rannte den Kiesweg zurück zum Haus, riss die Haustür auf, die hinter ihm ins Schloss gefallen, aber zum Glück nicht verschlossen war, und stürmte zurück ins Haus.

Es war stockfinster hier, genau so, wie er es vor wenigen Minuten verlassen hatte. Nur durch die angelehnte Tür des Schlafzimmers drang ein matter, bernsteinfarbener Schimmer. Automatisch griff Henrik nach der Dienstwaffe, die sich im Holster an seiner Seite hätte befinden sollen, aber er griff ins Leere. Er hatte sie auf dem Revier gelassen.

Er riss die Schlafzimmertür auf und stürmte hinein. Das große Himmelbett in der Mitte des Raumes war leer, die Fenster beide geschlossen. Henrik hastete um das Bett herum und warf einen Blick auf die zerwühlten Laken. Es war niemand im Zimmer.

Henrik stürmte zurück in den Gang.

Vermutlich sollte er Licht anmachen, aber in der Panik wollte ihm einfach nicht einfallen, wo in Elsas Flur sich der verdammte Lichtschalter befand. Er stürmte einfach weiter in das nächste Zimmer, das sich als die Küche herausstellte.

Jetzt war er froh, das Licht im Flur nicht angeschaltet zu haben. Seine Augen hatten sich mittlerweile einigermaßen an die Dunkelheit in Elsas Haus gewöhnt und er sah sofort, dass das Fenster sperrangelweit offen stand.

Das Fensterbrett war gerade mal hüfthoch und draußen befand sich nach seiner Kenntnis ein ziemlich verwilderter Garten. Ideal also, um von draußen hier einzusteigen, ohne allzu viel Aufsehen zu erregen.

Shit.

Rasch ging er neben der Tür in die Hocke, um kein allzu großes Ziel für einen eventuellen Angreifer abzugeben, aber seine Sorge stellte sich als unbegründet heraus.

»Er ist weg«, stöhnte jemand von der anderen Seite des Küchentischs. Elsa. »Ist wieder zum Fenster raus.«

Henrik robbte zu ihr rüber.

»Elsa, Scheiße, was ist denn passiert? Bist du in Ordnung?«, fragte er.

»Ja«, sagte sie. »Und du kannst aufhören zu flüstern. Er ist weg. Wirklich.«

Für einen Moment überlegte Henrik, ob er nicht über das Fensterbrett springen und den Einbrecher verfolgen sollte. Andererseits, er wusste ja noch nicht mal, wie der Kerl aussah, und außerdem ... Henrik wusste, dass die Opfer von Überfällen häufig unter Schock standen. Manchmal war dieser so tief, dass sie die eigenen Verletzungen gar nicht spürten. Bis es zu spät war.

»Wo ist der Lichtschalter?«, fragte er.

»Gleich neben der Tür.«

Henrik robbte hin. Als er den Schalter betätigte, wurde die Küche schlagartig in grelles Licht getaucht.

»Scheißescheißescheiße«, flüsterte er und kroch hastig um den Küchentisch zurück zu Elsa, die immer noch auf dem Boden lag. Ungefähr in Hüfthöhe breitete sich eine rote Lache auf dem Küchenboden aus. Nicht weit entfernt lagen die Reste eines zersprungenen Kaffeebechers.

Dort ließ er sich neben ihr auf die Knie nieder. »Beweg dich nicht, okay? Ich hole Hilfe, ich ... ach du Scheiße, ach du *Scheiße!*«

Elsa lächelte matt.

»Das ist nicht mein Blut, Henrik.«

»Wie bitte?«

»Er hatte ein Messer, aber ich habs ihm mit dem Becher aus der Hand schlagen können. Er hat sich dabei mit dem Ding ins Bein geschnitten, und das muss ihm wohl einen Riesenschrecken eingejagt haben, da ist er geflohen. Es ist *sein* Blut, Henrik. Nicht *meins*.«

Henrik sprang auf, hastete zum Fenster und beugte sich hinaus. Da war nur der Garten, auf den jetzt ein bisschen Licht aus der Küche fiel, und die Nacht. Wenn der Kerl nicht gerade mit einer Pistole im Gebüsch lauerte, um die Sache zu Ende zu bringen, war er vermutlich längst über alle Berge.

»Shit!«, fluchte Henrik durch seine zusammengesprengten Zähne. Dann zog er sein Handy aus der Manteltasche und wählte die Nummer vom Revier, um einen Krankenwagen und ein paar Polizisten herzubeeordern.

»Hast du was erkennen können?«, fragte er, als er sich wieder neben Elsa auf dem Küchenfußboden niederließ. Jetzt fiel ihm auch die Zigarette auf, die auf dem Boden entlanggerollt sein musste, bis ein Stuhlbein sie gestoppt hatte. Sie war angebrannt worden und dann offenbar gleich

wieder ausgegangen. Elsa schwieg und starrte ihn nur an, aus großen, wunderschönen und – zu Tode verängstigten – Augen. Was war nur passiert?

»Elsa?«, fragte Henrik.

Es musste der Schock sein.

»Kannst du mir die bitte geben?«, fragte Elsa und deutete auf die Zigarette. Verwirrt langte Henrik danach und gab sie ihr.

»Auf dem Herd ist ein Anzünder«, sagte Elsa und Henrik reichte ihr das Ding, mit dem sie ihre Zigarette erneut entzündete.

Sie inhalierte tief und stieß beim Ausatmen eine Rauchwolke in die Küche, dann tat sie noch einen tiefen Zug. Henrik hielt das Telefon derweil immer noch ungeschlüssig in der Hand.

»Ich weiß, wer es ist, weißt du?«, sagte sie dann, doch zunächst verstand Henrik gar nicht, worauf sie hinauswollte. Sie lächelte matt über seinen verwirrten Gesichtsausdruck. »Den Typen, der da gerade mit einem Steakmesser bewaffnet durch mein Fenster gestiegen ist, meine ich. Ich kenne ihn.«

»Was? Du *kennst* ihn?«

»Ja.« Sie nickte. »Und ich glaube, mir wird gerade klar, was mir an den ermordeten Mädchen von Anfang an so seltsam vertraut vorkam.«

»Was?«, stotterte Henrik. »Ich kapiere überhaupt nichts mehr, wovon zur Hölle redest du, Elsa?«

»Ich nehme an, das Labor wird das Blut untersuchen?«

Sie schenkte ihm ein schwaches Lächeln. *Gott*, dachte Henrik, *wie ein verängstigtes, kleines Mädchen*. Elsa schien überhaupt nichts mehr mit der starken Frau gemein zu haben, als die er sie sonst kannte. Was zur Hölle war bloß passiert?

Er nickte. Natürlich würden sie das Blut des Angreifers im Labor analysieren.

»Dann kann ich es dir auch gleich erzählen, schätze ich.«

»Was, Elsa, was?«

»Also. Der Grund, warum mir das alles so bekannt vorkam. Die Spuren vom Klebeband, die Schnitte, die stundenlangen Folterungen.«

»Elsa ...«, sagte Henrik und versuchte, sie in seine Arme zu schließen, doch sie kroch hastig von ihm fort, also ließ er es bleiben. Dabei rutschte sie auf dem Hintern durch den Rand der Blutlache und schmierte etwas von der roten Flüssigkeit auf dem Küchenboden breit. Sie musste einfach noch unter Schock stehen und jetzt vermengte sie Dinge, die überhaupt nichts miteinander zu tun hatten, so musste es sein.

Oder?

»Es kam mir so bekannt vor, weil ich das selbst erlebt habe, Henrik. *Genau* das.«

»Wie bitte?«

Henrik packte sie an den Oberarmen. Er war versucht, sie zu schütteln, bis irgendetwas von dem, das sie erzählte, irgendeinen Sinn ergab.

Aber sie hielt ihm nur die Zigarette hin und sagte: »Schmeckt nicht. Wirf sie in den Ausguss für mich, ja?«

Er tat es und dann setzte er sich wieder neben sie auf den Fußboden.

»Ich war zwölf«, sagte sie. »Gerade erst geworden. An einem Sonntag, stell dir vor. Das mit Ole Ingmarsson ist am darauffolgenden Mittwoch passiert. Aber eigentlich begann alles schon viel früher.«

DREIUNDVIERZIG

1997, Skogby, im Nordosten von Malmö

»Ole hatte damals einen kleinen Hund namens Helgi, ein Terrier war das, glaube ich, der ihm wohl mal zugelaufen war. Also, der Hund gehörte ihm nicht wirklich, der gehörte nirgends richtig hin und stromerte meist einfach durch die Gegend, aber er blieb nie länger als ein, zwei Tage verschwunden. Und wenn er kam, dann immer zu Ole. Weil der ihm immer was zu fressen hinstellte.

Er hat ihm von seinem eigenen Essen abgegeben, vermute ich, denn die Ingmarssons hatten natürlich kein Hundefutter im Haus. Hätten sie auch nie gekauft, und erst später fand ich heraus, dass Ole den Hund vor seinen Eltern die ganze Zeit geheim gehalten hat.

Aber *mir* war es aufgefallen.

Und zwar, weil ich Ole von meinem Zimmer aus beobachten konnte, wenn er im Garten mit dem Hund spielte.

Oles Eltern lebten im Haus neben dem meiner Großeltern, aber Großmutter hätte sie nie als Nachbarn bezeich-

net, und Großvater hielt sich bei solchen Sachen grundsätzlich raus, wie er sagte. Was bedeutete, dass er es im Großen und Ganzen vorzog, Dinge als gegeben hinzunehmen und sich dann nicht weiter drum zu kümmern. Er war einer von diesen Eisenbahnnarren, darüber konnte er stundenlang philosophieren, weißt du? Streckenverbindungen und die unterschiedlichen Modelle von Dieselloks. Aber sonst hat ihn nicht viel interessiert außer den Eisenbahnen und Schiffen, natürlich. Aber das war eher berufliches Interesse, daheim sprach er so gut wie nie darüber.

Am liebsten war er unten im Keller und werkelte an seinem Modellbahnbrett herum. Jetzt, wo ich darüber nachdenke, weiß ich gar nicht, ob ich es jemals im vollen Einsatz gesehen habe, also mit fahrenden Zügen und so. Ich glaube, das war ihm gar nicht besonders wichtig, ihm ging es wohl eher um das Herumbasteln selbst, aber ich schweife ab, nicht wahr? Entschuldige.

Ich lebte damals also bei meinen Großeltern in Skogby und nebenan wohnte dieser Junge, mit dessen Familie niemand etwas zu tun haben wollte. Das seien Asoziale, hieß es, und der Vater ein Trinker, aber so direkt hat das natürlich keiner gesagt, schon gar nicht einem kleinen Mädchen wie mir. Da hieß es nur, geh nicht da rüber, spiel da nicht und sprich auch am besten gar nicht erst mit dem, das ist kein guter Umgang für dich.

Sie haben mir sogar verboten, an der Seite vom Zaun zu spielen, die an das Grundstück der Ingmarssons grenzte. Und nun rate mal, was ein Kind von zwölf Jahren macht, wenn man ihm verbietet, mit diesem oder jenem Nachbarkind zu spielen. Genau, es macht ein Mysterium draus, und der Nachbarjunge wird zu dem spektakulären Zentrum dieses Mysteriums, wird zu einem Geheimnis, einem

Rätsel. Und mit zwölf will man jedes Rätsel lüften, nicht wahr? Kinder lieben Geheimnisse.

Einmal kam ich also von der Schule heim und sah ihn im Garten vor dem Haus spielen, in einem Sandkasten, mit so bunten Holzklötzen. Das fand ich merkwürdig, aber auch furchtbar interessant, weil der Junge mir deutlich zu alt erschien, um noch in einem Sandkasten zu spielen. Herrgott, nicht mal ich machte so was mehr.

Aber er winkte mir zu und ich winkte zurück, und er lächelte dabei. Das weiß ich noch, dieses Lächeln, das war so offen, so vollkommen arglos. Babys, glaube ich, und ganz kleine Kinder, die lächeln so.

Aber er war ... ich weiß nicht, vielleicht sechzehn oder so. Und er war ein verdammt großgewachsener Junge. Ein echter Riese, damals schon. Aber das habe ich natürlich erst später bemerkt. Als ich ihn zum ersten Mal sah, in diesem Sandkasten vor seinem Haus, habe ich nur zurückgewinkt und mir nichts dabei gedacht. Außer, dass ich ein echt tolles Geheimnis mit jemandem teilte.

Ich war dem verbotenen Jungen begegnet.

Und er schien nett zu sein.

Als ich daher am nächsten Tag ein Sandförmchen unter der Schaukel in unserem Garten fand, wusste ich gleich, von wem es stammte. Ich habe das Förmchen genommen und es in einem alten Schuhkarton versteckt. Ich fand das nett, weißt du?

Und hoch spannend, denn immerhin stammte es von dem Jungen, mit dem man nicht sprechen durfte. Ich fühlte mich geschmeichelt, na klar – und vielleicht war da sogar noch ein bisschen mehr, ich weiß es nicht. Herrgott, ich war ja noch ein Kind und es ist so lange her.

Ein paar Tage später fand ich wieder ein Förmchen

unter der Schaukel. Er hatte mich also nicht vergessen. Und diesmal war ich allein im Haus.

Meine Großeltern waren auf den Wochenmarkt nach Lund gefahren. Das haben sie immer mittwochs gemacht, glaube ich. Also muss es ein Mittwoch gewesen sein, ja. Ein Mittwoch, als ich das erste Mal mit Ole Ingmarsson sprach, dem Jungen, der angeblich kein guter Umgang für mich war.

Ich nahm also das Förmchen und stieg über den Zaun, an der Stelle, wo dahinter der Wald lag, sodass man mich nicht von der Straße aus dabei beobachten konnte. Die Nachbarschaft hatte überall Augen, das begreifst du schnell, wenn du in einer Gegend wie Skogby wohnst, selbst als kleines Mädchen.

Von dort aus habe ich mich in den Wald geschlichen, der an die beiden Grundstücke angrenzte, unseres und das der Ingmarssons.

Eigentlich hatte ich nur vor, das Haus zu beobachten, in dem er wohnte, und ihm dann vielleicht heimlich etwas zu hinterlassen. Eine Botschaft, etwas, das nur wir beide verstehen würden, wie die Sandförmchen. Ich ging nämlich davon aus, dass es ihm genauso verboten war, mit uns ›normalen‹ Kindern zu spielen, das schien mir nur logisch. Einfach rüberzugehen und zu klingeln, wäre daher nicht gegangen, schon mal wegen der Nachbarn auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Was, wenn die mich gesehen und es meinen Großeltern erzählt hätten?

Oder *seinen* Eltern?

Ich musste nicht weit laufen und klingeln musste ich auch nicht. Er stand nämlich schon im Wald, vielleicht hat er auf mich gewartet oder vielleicht wollte er auch gerade selbst irgendwo hin, ich weiß es nicht. Jedenfalls sind wir

uns da zum ersten Mal richtig begegnet. Ich hielt das damals für so was wie einen magischen Zufall oder Bestimmung oder was weiß ich. Kinder eben.

›Hallo, habe ich gesagt, ›ich bin Elsa. Das ist dein Förmchen, oder?‹

Er hat genickt und mich ganz schüchtern angelächelt, das muss man sich vorstellen, ein sechzehnjähriger Riese, der schüchtern zu einer Zwölfjährigen runterlächelt. Ungefähr da muss ich wohl begonnen haben, ernsthaft an der Richtigkeit dessen zu zweifeln, was mir meine Großeltern eingeschärft hatten. Der Junge war vielleicht ein bisschen seltsam, aber er hatte große blaue Augen und lächelte sehr lieb, als er nickte und dann sagte: ›Mein Förmchen. Das Förmchen vom Ole.‹

Und damit hatten wir den offiziellen Vorstellungsteil wohl hinter uns, wie das eben manchmal so geht unter Kindern.

Ich wollte ihm das kleine Plastikspielzeug zurückgeben, aber er drängte mich, es zu behalten. Das sei jetzt meins, sagte er, er habe noch mehr davon und eigentlich spiele er ja auch gar nicht mehr mit so was, schließlich sei er kein Baby. Das brachte mich zum Lachen, ich weiß gar nicht mehr, warum. Vielleicht, weil ich ihn durchaus sehr oft damit im Sandkasten hatte spielen sehen. Oder weil ich ihn durchaus ein bisschen für ein zu groß geratenes Baby hielt.

Was er denn dann so mache, wollte ich wissen, und da hat er mir von der Hütte im Wald erzählt, die er gerade baut. Das klang natürlich furchtbar spannend und daher habe ich so lange auf ihn eingeredet, bis er einwilligte, mich mit in den Wald zu nehmen und mir seine Hütte zu zeigen.

Ich dachte natürlich, er meint den Wald hinter dem Haus, aber tatsächlich mussten wir ein ganzes Stück tiefer

gehen, bis wir nach vielleicht einer halben Stunde oder so auf einen kleinen Hügel kletterten, mitten im Wald, abseits aller mir bekannten Wege.

Wir waren vollkommen allein hier, wie Hänsel und Gretel, die sich im verzauberten Wald verlaufen. Es war furchtbar cool.

Zuerst habe ich die Hütte gar nicht gesehen, aber dann hat er mich zu einem umgestürzten Baum geführt, der mal oben auf dem Hügel gestanden haben muss und den wohl irgendein Sturm entwurzelt hatte. Man musste auf den Stamm klettern und dann an der ausgerissenen Wurzel vorbei, dann gelangte man zu so einer Art Eingang, und dahinter hatte er tatsächlich eine kleine Höhle in den Hügel gegraben.

Ein tolles Versteck, nicht zu sehen, außer wenn man wusste, wo man zu suchen hatte. Sag mir nur eine Zwölfjährige, die so einem Geheimnis widerstehen kann.

»Hat der Ole selbst gemacht«, sagte er ganz stolz und ich fühlte, dass es etwas Besonderes war, dass er mir die Höhle zeigte. Dass mich das zu jemand Besonderem machte. Weil niemand außer ihm gewusst hatte, dass das existierte. Und jetzt hatte er es mir gezeigt.

Innen war sie allerdings nicht besonders faszinierend, eigentlich nur ein Erdloch, und es gab überhaupt kein Licht da drin. Also machte ich den Vorschlag, sie ein bisschen hübsch herzurichten, und er war begeistert von der Idee.

Wir haben gleich an Ort und Stelle begonnen, mit dem Förmchen ein kleines Fenster in eine der Wände zu graben, damit ein bisschen Licht reinkommt. Die meiste Zeit hat er gegraben und das schien ihn auch kein bisschen zu erschöpfen, er war wie eins von diesen Häschen, deren Akku einfach nicht leer wird. Aber manchmal hat er auch mich

graben lassen, auch wenn es da wesentlich langsamer vorwärtsging. Ihn schien das nicht zu stören.

Zum Schluss haben wir das Ganze noch mit Ästen abgestützt, damit es nicht gleich wieder zusammenstürzt, und danach hatten wir ein bisschen Licht in unserer Hütte. Erst da fiel mir ein, dass ich längst zu Hause sein sollte, und ich rannte los. Ich schaffte es gerade so, war ein paar Minuten vor meinen Großeltern zu Hause, und habe meine lehmverschmierten Sachen in dem kleinen Spielhaus versteckt, das seit Jahr und Tag unbenutzt in unserem Garten herumstand.

An diesem Tag hatte ich zwei neue Sachen gewonnen: Einen neuen, faszinierenden Freund, der nicht viel sprach, aber stundenlang mit bloßen Händen in der Erde graben konnte – und ein Geheimnis, von dem ich niemandem erzählen durfte.

Beim nächsten Mal brachte ich Kerzen mit zur Höhle, und ein paar Wochen später hatten wir sie richtig wohnlich eingerichtet. Wir haben die Wände mit einer Schaufel festgeklopft, und sie duftete statt nach Lehm und Erde nach frischen Zweigen, die wir in die Erde an den Wänden gedrückt hatten. Das war unsere Inneneinrichtung.

Den Boden hatten wir mit ein paar Brettern ausgelegt, die Ole im Schuppen seines Vaters gefunden hatte und die niemand zu vermissen schien. Ich habe daheim eine kleine Vase stibitzt, die ich jedes Mal mit frischen Blumen füllte, die ich auf dem Weg zu unserem Versteck pflückte. Manchmal kam Helgi mit, der kleine Terrier, den er heimlich fütterte. Jetzt ging das sogar noch besser, denn er konnte Helgi einfach sein Essen in unsere Höhle stellen, und ich brachte auch immer mal was mit, wir haben den kleinen Hund richtig fett gefüttert und ...

Entschuldige, hast du gesehen, wo ich die Zigaretten

hingetan habe? Meine Hände zittern so, aber das ist gleich vorbei, versprochen!

Ah, so ist besser, danke.

Natürlich fand ich die Höhle inzwischen auch allein, und ich war auch ein, zwei Mal ohne ihn dort, aber es war natürlich nicht dasselbe wie mit meinem neuen Freund, der nie müde wurde, die Spiele zu spielen, die ich mir ausdachte, und mich sogar auf seinem Rücken durch die Gegend trug, wenn es mir in den Sinn kam, Pferd und Reiter zu spielen. Aber meistens war es so, dass ich eins seiner Förmchen unter der Schaukel fand, und dann wusste ich, dass er im Wald auf mich wartete. Das Erstaunlichste ist aber wohl, dass meine Großeltern nie dahintergekommen sind. Nicht bis zu jenem anderen Tag jedenfalls.

Inzwischen sahen wir uns mehrmals die Woche in der Höhle, ich habe jedes Mal das Sandförmchen mitgebracht und die Dinger um unser Fensterloch herum in die Wand gesteckt. Nach und nach schleppte ich noch weiteren Kram heran, sogar einen Klappstuhl mit kaputter Lehne, den ich auf unserem Dachboden gefunden hatte. Wir machten es uns richtig gemütlich da, wie Kinder das eben tun.

Aber eines Tages fand ich kein Sandförmchen unter der Schaukel, sondern etwas anderes, aber auch das stammte unmissverständlich von ihm, das war mir sofort klar. Und das war das erste Mal, dass ich so etwas wie Angst vor ihm bekam.

Unter der Schaukel lag ein toter Vogel.

Irgendein kleiner, ein Spatz oder eine Meise vielleicht, aber er war jedenfalls tot, das Köpfchen war in einem unnatürlichen Winkel zum Körper verdreht, er musste sich das Genick gebrochen haben. So was kannte ich, ich hatte mal erlebt, wie ein Vogel gegen das große Panoramafenster unten in unserem Wohnzimmer geknallt ist, und auch

wenn Großmutter mir damals erzählt hat, er schlafe nur, war mir inzwischen klar, dass der Aufprall den kleinen Kerl das Leben gekostet hatte.

Und jetzt lag so einer unter der Schaukel und rührte sich nicht mehr. Es hätte ein Zufall sein können, klar, aber da war kein Fenster weit und breit, und er lag an genau der Stelle, wo ich vorher immer die Sandförmchen gefunden hatte – direkt unter dem Sitz der Schaukel.

Ich war traurig, na klar, und vielleicht auch ein bisschen wütend – wer legt einem schon so etwas Furchtbares unter die Schaukel? –, aber dann begann eine seltsame Faszination für den kleinen, toten Körper von mir Besitz zu ergreifen.

So nah war ich dem Tod vorher noch nie gewesen.

Also nahm ich mir ein Stöckchen und drehte den Vogel um, betrachtete, wie sein Köpfchen hin und her rollte, während ich das tat.

Schließlich packte ich ihn in ein Taschentuch und trug ihn zu unserem Versteck, wo Ole schon auf mich wartete. Ich wollte, dass wir ihn gemeinsam begruben, denn ich glaubte jetzt, seine Geste richtig zu verstehen, und war ihm daher auch nicht mehr böse. Ole hatte etwas ganz Besonderes gefunden und das wollte er mit mir, seiner besten und einzigen Freundin teilen. Nicht im Traum wäre ich darauf gekommen, dass es Ole war, der den Vogel erst getötet hatte.

Als ich an der Höhle ankam, war er schon da und drinnen zugange, er bemerkte mich zunächst überhaupt nicht, so vertieft war er in ein Spiel, zumindest glaubte ich das. Er saß auf dem alten Klappstuhl und hatte eine Blechkiste auf den Knien, so eine alte, in der mal irgendeine Keksmischung oder so was gewesen war. Das Ding war etwa so groß wie ein Schuhkarton.

Da bemerkte er mich, hob den Kopf und starrte mich an. Dieser Blick ließ mein Herz beinahe stehen bleiben. Es war, als wäre ich plötzlich ein Eindringling in seiner Welt, und ich glaube, hätte er in diesem Moment nicht die Schachtel auf den Knien gehabt, wäre er glatt auf mich losgegangen.

Ich ließ den Vogel samt Taschentuch fallen, machte auf dem Absatz kehrt und rannte den ganzen Weg nach Hause, bis ich in Sicherheit war.

Dann habe ich mich unter meine Bettdecke verkrochen und geheult. Ich bin erst wieder rausgekommen, als ich hörte, dass meine Großeltern vom Markt zurück waren. Ich bekam diesen Blick einfach nicht aus dem Kopf, und ihn, wie er da im Halbdunkeln dieses Erdlochs saß, mit dieser Blechkiste ...

Ich hatte nämlich einen Blick auf das erhascht, was in der Schachtel lag. Es waren bestimmt ein Dutzend toter Vögel, und alle hatten ein gebrochenes Genick. Ich war vielleicht erst zwölf, aber ich war nicht so naiv, dass ich nicht gewusst hätte, was das zu bedeuten hatte. Er hatte die alle umgebracht, und mir dann einen davon in den Garten gelegt, um zu sehen, wie ich drauf reagieren würde.

Danach sah und hörte ich für einige Zeit nichts mehr von Ole und ich habe auch nicht versucht, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Eine Weile habe ich noch über die Schachtel nachgedacht und Oles seltsamen Blick. Aber die Zeit, wie man so sagt, heilt alle Wunden, große wie auch kleine. Und nach einer Weile, ich weiß nicht, ob es zwei Wochen waren oder nur ein paar Tage, begann das Ereignis, im Rückspiegel meiner Erinnerung zu schrumpfen. Vielleicht war er nur überrascht gewesen, dass ich plötzlich da aufgetaucht war, und woher wollte ich denn wissen, dass er die Vögel nicht irgendwo aufgesammelt hatte?

Ich begann, meine voreilige Schlussfolgerung zu bereuen – ich vermisste meinen Freund und die Höhle.

Dazu kam, dass ich Helgi länger nicht gesehen hatte, den kleinen Terrier, der manchmal zu Ole kam. Auch wenn er niemandem zu gehören schien, so trieb er sich doch immer irgendwo in der Nachbarschaft herum, ließ sich von jedem streicheln und füttern natürlich. Alle mochten den kleinen Kerl und ich wollte mir gar nicht vorstellen, wie es für Ole sein musste. Vermutlich, dachte ich mir, war es wie mit der Katze der Sörensons. Die war vor ein paar Monaten weggelaufen und dann auf der Landstraße nach Lund unter die Räder geraten. Ich hätte das nicht wissen sollen, aber ich bekam mit, wie es meine Großmutter meinem Großvater erzählte. Mir hat sie immer gesagt, die Katze sei zu einer neuen Familie gezogen, weil diese Kinder hatten und die Sörensons nicht. Aber ich wusste natürlich Bescheid. Und ich hatte ein furchtbar schlechtes Gewissen wegen Ole. Jetzt, wo er mich und auch noch seinen anderen, kleinen Freund verloren hatte, musste er doch wahnsinnig einsam sein. Er tat mir unsagbar leid, und so suchte ich überall nach dem Hund, fragte sogar bei ein paar Nachbarn nach. Niemand hatte Helgi gesehen, und da wusste ich, dass ich mit meiner Theorie, dass ihn ein Auto erwischt haben musste, höchstwahrscheinlich richtig lag.

Ich machte also einen anderen Plan. Ich würde Ole noch einmal treffen, mich mit ihm aussprechen wegen dieser Blechkiste. Ich würde ihn ganz einfach fragen, was es mit den toten Vögeln auf sich hatte. Bestimmt würde er eine einleuchtende Erklärung dafür haben. Vielleicht war er ja durch die Straßen der Nachbarschaft gezogen und hatte sie irgendwo aufgesammelt, wer konnte das schon wissen? Ich wusste ja nicht mal, ob er zur Schule ging oder

was er den Großteil seiner offenbar überreichlich vorhandenen Freizeit so trieb.

Diesmal war ich es, die ein Förmchen über den Zaun in den Garten der Ingmarssons warf.

Einen Tag später lag das Förmchen wieder unter meiner Schaukel, wie früher. Ole hatte es mit Sand gefüllt und ein paar Gänseblümchen reingesteckt und da wusste ich, dass er sich entschuldigen wollte und dass es ihm furchtbar leidtat, was auch immer ich von ihm dachte. Und dass ich ihn vermutlich zu Unrecht verurteilt hatte.

Also ging ich, sobald meine Großeltern das Haus verlassen hatten, in den Wald, zur Höhle. Ich musste Gummistiefel und meinen Anorak tragen, denn inzwischen war es Herbst und an diesem Tag schüttete es wie aus Eimern.

Ole war schon vor mir da, er hatte auf mich gewartet.

Aber er wollte sich gar nicht entschuldigen.

Er wollte etwas ganz anderes.

Zuerst habe ich ihn nicht gesehen und dachte, ich wäre allein in der Hütte, aber dann bemerkte ich die Vögel. Ole hatte eins der Bretter aus dem Boden gerissen und es in einen Tisch verwandelt, zusammen mit zwei von diesen Holzböcken, wo immer er die herhatte, von einer Baustelle vermutlich.

Auf diesem improvisierten Tisch lag seine komplette Sammlung ausgebreitet. Die Vögel aus der Kiste, und jetzt, im matten Licht, das durch das Lochfenster hereindrang, sah ich auch die kleinen weißen Maden, die schon in einigen der toten Körper wuselten und dem Gefieder so den Anschein eines unnatürlichen Lebens vermittelten, wo schon längst keines mehr war.

Aber es waren nicht nur Vögel hier, sondern daneben, säuberlich aufgereiht, Mäuse, ein Maulwurf, glaube ich und

schließlich – ich habe ihn erst gar nicht erkannt – entdeckte ich auch den Körper von Helgi. Nur ein Bündel Fell eigentlich, mit einem langen, blutigen Schlitz in der Mitte, wo Ole ihn aufgemacht hatte. Vermutlich hatte er ein Taschenmesser dazu benutzt.

Nun konnte es keinen Zweifel mehr geben. Ole hatte all diese Tiere umgebracht, und ich hatte es gesehen, ihn unmissverständlich ertappt.

Er sprang auf und stürzte sich auf mich, bevor ich überhaupt an so etwas wie Flucht denken konnte.

Es war ein kurzer Kampf, wenn man es überhaupt so nennen kann. Ich war zwölf Jahre alt, ein schwächtiges Mädchen und er ein wahrer Riese mit Bärenkräften.

Ich hatte keine Chance.

Er packte mich einfach und warf mich auf den Boden, und bevor ich mich aufrappeln konnte, war er schon auf mir, setzte sich einfach rittlings auf meinen Bauch, was mir die Luft aus den Lungen trieb, weil ich nicht damit gerechnet hatte. Er pinnte meine Oberarme mit seinen Knien auf den Boden, während ich mich unter ihm auf dem schmutzigen Waldboden wand. Ich war viel zu perplex, um nach Hilfe zu schreien, aus meinem Mund kam kein einziger Laut. Auch mit dem Weinen habe ich erst viel später angefangen, glaube ich.

Ich hatte zwar nur eine ziemlich nebulöse Vorstellung davon, was Sex war und wie er funktioniert, war mir aber ziemlich sicher, dass er das mit mir machen würde. Und dass das sehr schmerzhaft werden würde und außerdem – ich weiß nicht, da war einfach dieses Gefühl absoluter Hilflosigkeit und Ohnmacht. Und Erniedrigung. Ja, auch das.

Aber all das beanspruchte nur einen Teil meiner Wahrnehmung. Während er mir eine Hand auf den Mund

presste und ein Messer zückte, habe ich Todesängste ausgestanden, natürlich.

Aber vor allem ging mir seine Lüge nicht aus dem Kopf.

Eine Lüge, zu der ich ihn bis dahin nicht einmal für fähig gehalten hatte. In meinem Kopf war er immer noch das etwas zu groß geratene Kind, das keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, verstehst du? Aber vermutlich ist er das nie wirklich gewesen. Er hatte es immer nur gespielt.

Irgendwann nahm er seine Pranke weg und ersetzte sie durch einen schmutzigen Lappen, den er mir in den Mund stopfte. Ich weigerte mich zuerst, biss die Zähne so fest aufeinander, wie ich konnte, aber er hielt mir einfach die Nase zu, bis ich nach Luft schnappte.

Dann schob er mir den Lappen so tief rein, dass ich würgen musste, und machte den Knebel mit Klebeband fest, er hatte eine ganze Rolle dabei, also muss er das Ganze irgendwie geplant haben, vermutlich schon, als er mir das Förmchen mit den Blumen darin unter die Schaukel legte. Er hat mir das Klebeband einfach um den Kopf geschlungen und dabei jede Menge meiner Haare erwischt, ich habe in den Knebel gebrüllt vor Schmerzen, aber das war ihm egal.

Dann schleppte er mich in die Höhle und begann, mir die Klamotten vom Leib zu schneiden, und wenn ihm das nicht schnell genug ging, riss er sie einfach fort. Zum Schluss hatte ich nur noch meinen Schlüpfer an und aus irgendeinem Grund ließ er da plötzlich ab von mir.

Er stand auf, hob mich hoch und ich landete auf dem Klappstuhl, auf dem er mich wie ein Gepäckstück absetzte und dann weitermachte mit dem Klebeband, erst um meinen Bauch, dann um meine Oberschenkel. Ich wehrte mich nach Kräften, brüllte in meinen Knebel, schlug und trat nach ihm, aber das schien er alles gar nicht zu bemer-

ken. Einmal erwischte ich ihn mit meinem nackten Fuß mitten im Gesicht, hörte etwas knacken und sah, dass ihm Blut aus der Nase lief.

Er wischte es einfach fort und machte weiter.

Schließlich war die Rolle aufgebraucht und ich so fest mit dem Stuhl verbunden, als wären wir zusammengewachsen. Ole, der nun ganz außer Atem war, warf die Reste der Rolle weg und setzte sich vor mich auf den Boden. Da ich ja nicht sprechen konnte, versuchte ich, Augenkontakt mit ihm herzustellen, in der Hoffnung, dort drin irgendetwas Menschliches zu entdecken, aber er sah mich nicht mal an.

Er starrte nur die ganze Zeit auf meinen nackten, gefesselten Körper, während ich da saß, mich in meinen Knebel heiser schrie und erbärmlich fror. Da habe ich geweint. Ich habe für eine lange Zeit nichts anderes mehr getan, glaube ich.

Nachdem Ole Ewigkeiten vor mir auf dem Boden gehockt hatte, stand er schließlich schwerfällig auf, zog das Messer wieder aus der Tasche und begann damit, mich zu schneiden.

In die Oberarme, und dann ein paar Mal in die Oberschenkel. Immer wieder setzte er das Messer an, drückte es in mein Fleisch und sah fasziniert zu, wie die Blutstropfen unter der Klinge hervortraten.

Dann drückte er es noch ein bisschen tiefer rein und zog seine Bahnen, immer und immer wieder, bis meine Arme und Beine von Blut überströmt waren, das heiß über meine frierenden Gliedmaßen rann. Ich weiß nicht, wie lange er das mit mir gemacht hat, stundenlang möglicherweise, denn irgendwann hatte ich jegliches Gefühl für Zeit verloren.

Nur eines weiß ich noch – Ole schien die ganze Zeit

nicht wirklich da zu sein, nur ein Körper, von dem irgend-
etwas anderes, etwas unsagbar Böses, Besitz ergriffen hatte.

Er murmelte ständig irgendetwas vor sich hin, schien
auf Stimmen zu antworten, die außer ihm niemand hören
konnte. Und noch etwas war seltsam: Als er begann, mich
zu schneiden, schluchzte er selbst dabei, als wären meine
Schmerzen gleichsam auch die seinen. Ich habe ihn auch so
was sagen hören, glaube ich.

›Dein Schmerz ist mein Schmerz‹, oder so ähnlich.

Vielleicht ist es das, was mir damals half, zu überleben.
Mir vorzustellen, dass mein Freund, der *liebe* Ole, in Wahr-
heit nicht derjenige war, der mir das antat. Mein Freund
Ole litt genau wie ich unter der Inbesitznahme durch diese
fremde, böse Macht. Blödsinn, ich weiß, aber das war das
Einzige, woran ich damals denken konnte.

Ich bin auch ein paar Mal ohnmächtig geworden,
glaube ich, vielleicht durch den Blutverlust, und als ich
wieder einmal zu mir kam, war Ole weg.

Ich habe mir fast das Schultergelenk ausgerenkt bei
dem Versuch, über meine Schulter in den finsternen Teil der
Höhle zu schauen, und schließlich kam ich auf den Gedan-
ken, einfach ganz still zu sein und zu lauschen, aber da war
nichts außer dem Zwitschern der Vögel draußen im Wald,
die sich für die Nacht bereitmachten.

Es wurde schon dunkel, und ich war allein.

Ole war fortgegangen, hatte mich einfach zurückgelas-
sen. Um zu sterben, oder weil er später weitermachen
wollte, ich weiß es nicht.

Sie haben mich Stunden später im Wald gefunden, da
war es bereits weit nach Mitternacht. Mit Taschenlampen
haben sie den Wald durchkämmt, ganz Skogby war auf den
Beinen.

Wie sich nämlich herausstellte, waren die guten Bürger

von Skogby doch aufmerksamer, als ich gedacht hatte. Gegenüber wohnte ein älteres, kinderloses Pärchen und beide hatten wohl das Hobby, hinter ihren Gardinen das Haus der Ingmarssons zu beobachten, praktisch waren diese beiden die lokale Klatschpresse und die Ingmarssons waren ihnen wohl noch nie so recht geheuer, zumindest behaupteten sie das später ständig.

So als wäre alles meine Schuld gewesen. Wo man sich doch nicht einließ mit *solchen*. Und vielleicht hatten sie damit nicht einmal unrecht.

Sie waren ein paar Mal Zeuge geworden, wie ich mich mit Ole unterhalten hatte, hatten sich aber nichts weiter dabei gedacht. Als an diesem Abend meine Großeltern von Haustür zu Haustür gingen, um zu fragen, ob mich irgendwer gesehen habe, war dank diesem Ehepaar in Windeseile ganz Skogby auf den Beinen, um nach mir zu suchen.

Wenig überraschend endete das Ganze später damit, dass die Leute sich vor dem Haus der Ingmarssons zusammenrotteten und lautstark forderten, mit Ole zu sprechen. Die Ingmarssons riefen irgendwann die Polizei, sonst hätten die aufgebrachten Bürger von Skogby sie vermutlich noch an diesem Abend gelyncht. Als die Polizisten sich die Sachlage schildern ließen, beschlossen sie, sich einmal in Oles Zimmer umzusehen – damals lebte er im Keller des Hauses seiner Eltern. Da fanden sie ihn, wie er auf seinem Bett saß, weinend die gegenüberliegende Wand anstarrte und einen ausgeweideten Hundekadaver in den Armen wiegte. Das hat dann wohl genügt, um alles Weitere in Gang zu setzen.

Sie haben ihn natürlich befragt, aber Ole soll auf überhaupt nichts mehr reagiert haben. Als sie dann die Blutspritzer auf seiner Kleidung bemerkten, war ihnen wohl schnell klar, was passiert sein musste, und vermutlich haben

alle an diesem Punkt schon damit gerechnet, nur noch die ausgeweidete Leiche eines kleinen Mädchens irgendwo im Wald zu finden.

Denn von dort hatte man Ole zurückkehren sehen, und das war es, was die Einwohner von Skogby dazu brachte, die ganze Nacht nach mir zu suchen.

Ich hatte großes Glück: Sie haben mich gefunden, als es noch etwas von mir zu finden gab.«

VIERUNDVIERZIG

»Oh mein Gott«, flüsterte Henrik, »oh mein Gott, Elsa. Oh Elsa, Elsa.«

Während er ihren Namen immer wieder aussprach, zog er sie in seine Arme, nicht sicher, wie sie darauf reagieren würde, doch er konnte einfach nicht anders. Sie ließ es geschehen und er umarmte sie und presste ihren zitternden Körper an sich, kämpfte jetzt selbst mit den Tränen, während sie sich seltsam steif an ihn kuschelte.

»Sie haben ihn in die Sankt-Lars-Klinik nach Lund gebracht, und ich habe Ole danach nie wieder gesehen. Seine Eltern haben es auch nicht mehr lange in Skogby ausgehalten. Verständlicherweise, denn seit jenem Tag waren sie praktisch wie Vogelfreie im Ort. Als die Kinder in der Schule es mitbekamen, wurde es richtig schlimm. Sie schnappten sich ein paar Sprühdosen und sprühten ›Monster‹ in großen roten Lettern auf die gesamte Vorderseite des Hauses der Ingmarssons, und diesmal wollte natürlich keiner der sonst so aufmerksamen Nachbarn etwas gesehen haben.

Ich musste eine Zeit lang zu einer Kinderpsychologin in

Therapie, und als ich von der anschließenden Kur zurückkam, war von dem Haus der Ingmarssons nur noch eine verbrannte Ruine übrig. Der Vater soll es in Brand gesteckt haben, hieß es, und keine Anstalten gemacht haben, es zu verlassen, als es brannte.

Skogby war nie wieder derselbe Ort wie zuvor. Viele der Nachbarn sind in den folgenden Jahren weggezogen, und schließlich zogen auch meine Großeltern zurück nach Ystad, wo sie beide herstammten, und mich nahmen sie mit. Aber es war nie wieder dasselbe zwischen uns, bis zu ihrem Tod nicht. Ich glaube manchmal, dass ich in ihren Augen von diesem Moment an immer eine unbestimmte Angst gesehen habe, die auch mich an das erinnerte, was damals in Skogby passiert ist. Vielleicht war es aber auch so etwas wie Abscheu. Nicht wirklich mir gegenüber, sondern dem, das ich in ihre Welt gebracht hatte.«

»Und Ole?«, fragte Henrik leise.

»Er war weg, Henrik«, flüsterte Elsa. »So weit weg, dass es mir mit der Zeit sogar gelang, manchmal durchzuschlafen. Ihn zu vergessen. Erst für ein paar Stunden, später dann für mehrere Tage am Stück. Dann gab es Wochen, in denen ich nicht ein Mal bewusst an ihn gedacht habe. Ich habe mich in die Schule reingekniet, dann ins Studium, ich wollte die Beste sein, in dem, was ich tat, ich wollte ...«

Ihre Stimme brach ab, dann setzte sie flüsternd hinzu: »Ich wollte verstehen, was damals passiert war. Wollte *ihn* verstehen. Ich glaube, das war mein Antrieb und ist es wohl auch heute noch. Das begreifen zu wollen, was sich nicht begreifen lässt.«

»Und dieser ... Kerl, dieses Monster, der ist gerade eben durch dein Fenster eingestiegen?«

»Ja«, sagte Elsa einfach und Henrik glaubte ihr. Niemand, der so etwas erlebt hatte, würde seinen Peiniger

nicht auf Anhieb wiedererkennen. Egal, wie viele Jahre dazwischenlagen.

»Ich glaube, dass er auch die Mädchen entführt hat, Henrik«, flüsterte Elsa. »Er macht das alles wegen mir, das ist mir jetzt klar, und er wollte wohl sicher sein, dass mir das auch bewusst ist. Dass das alles wegen mir geschieht. Dass er mich noch immer verletzen kann, wann immer ihm danach ist.«

Die Narben, dachte Henrik, die Narben an ihren Oberarmen.

Mein Gott, und ich hatte geglaubt, dass sie sich als Jugendliche da mal geritzt hat. Eine Phase durchgemacht hat, irgend so was. Nicht im Ansatz hätte ich ahnen können, wie tief diese Narben in Wirklichkeit waren. Wie tief und wie alt.

»Oh, Elsa«, sagte Henrik, dann schob er sie sanft ein Stück weg von sich, um ihr ins Gesicht zu sehen.

»Pass auf, wir machen Folgendes«, sagte er dann. »Wir fahren auf der Stelle zu mir, dort kuschelst du dich ins Bett und schläfst erst mal aus. Dort bist du sicher, hörst du? Und dann werden wir dieses Schwein fassen und die kleine Lilly retten. Und uns danach intensiv mit der Frage befassen, wie es ihm gelingen konnte, aus dem Loch zu kriechen, in das man ihn damals geworfen hat. Und anschließend werden wir dafür sorgen, dass das nicht noch einmal passiert. Nie wieder.«

»Nie wieder?«, fragte sie mit tränenerstickter Stimme, und plötzlich sah Henrik das kleine Mädchen, das sie mal gewesen war. Das zerbrechliche Geschöpf, das jemand zerbrochen hatte, einfach so.

»Nie wieder. Das verspreche ich dir, Elsa, hörst du? Und ich verspreche dir noch etwas.«

Langsam hob Elsa den Kopf, sah Henrik aus tränenfeuchten Augen an.

»Ich verspreche dir, dass dieser Kerl nie wieder irgendjemanden angreifen wird. Dich nicht, und auch sonst niemanden ...«

»Henrik ...«

»Nie wieder, hörst du? Das ist ein Versprechen.«

Elsa schlug die Augen nieder und nickte stumm. Während Henrik sie fest an sich drückte, begann sie erneut zu schluchzen.

14. November

FÜNFUNDVIERZIG

Polizeirevier Malmö-Süd

»Oh, Elsa«, sagte Agnes und umarmte sie vorsichtig.

Mehr wagte sie vorerst nicht.

In ihrem Gesicht war ein Ausdruck erschienen, der mehrere Emotionen gleichzeitig zum Ausdruck zu bringen versuchte: Sorge, Enttäuschung und blankes Entsetzen. Sorge um Elsa, Enttäuschung über ihre Verantwortungslosigkeit, ob nun beabsichtigt oder nicht, und blankes Entsetzen über die Tatsache, wie nahe Elsa dem Täter gekommen war.

Und vielleicht ein nicht unbeträchtlicher Anteil Erleichterung darüber, wie glimpflich diese Begegnung letztlich ausgegangen war.

Diesmal.

»Warum hast du nichts gesagt, Elsa?«, fragte sie. »Ich meine, dir muss doch schon vorher klar gewesen sein ... also zumindest einen Verdacht musst du doch gehabt haben.«

»Ja«, gab Elsa zu. »Vielleicht. Ich weiß nicht. Vielleicht

habe ich es gewusst und wollte es nicht wahrhaben. Vielleicht war ich einfach noch nicht so weit, zu akzeptieren, dass das, was mir damals passiert ist, dabei war, sich zu wiederholen. Vielleicht ...«

»Elsa«, sagte Agnes und nun war es eindeutig Sorge, die ihre Züge beherrschte. »Das war verdammt gefährlich!«

Elsa zuckte mit den Schultern und schenkte ihr ein müdes Lächeln.

Sie hatte die Nacht bei Henrik verbracht, der sie umsorgt und sie beinahe in heißer Honigmilch ertränkt hatte, bis sie schließlich eingeschlafen war – und geschlafen hatte sie wie ein Baby in dieser Nacht. Dennoch kam sie sich vor wie gerädert.

»Zumindest habt ihr jetzt einen Hauptverdächtigen«, sagte sie.

»Sehr witzig, Elsa«, sagte Agnes, doch Henrik konnte sich ein kleines Grinsen nicht verkneifen. *Gut*, dachte Elsa, *wenigstens du bist noch auf meiner Seite*.

»Sei versichert, dass wir diesen Ole Ingmarsson aufstöbern werden, und wenn es mich jede Nachtschicht kostet, die ich zur Verfügung habe. Der Kerl wird dir nicht wieder begegnen. Nicht auf diese Weise jedenfalls.«

Elsa zuckte mit den Schultern.

»Ich hoffe nur, wir kommen nicht zu spät, was das Mädchen betrifft, die kleine Lilly.«

Agnes nickte düster und auch aus Henriks Gesicht verschwand das matte Lächeln augenblicklich.

»Übrigens«, warf Henrik dann ein. »Du hattest recht, was das Blut an dem Messer und auf deinem Küchenboden betrifft, nur, damit wir das auch offiziell bestätigt haben. Es wurde identifiziert als das des vorbestraften Jugendtäters Ole Ingmarsson.«

»Okay«, sagte Agnes und seufzte. »Elsa, damit bist du persönlich in den Fall verwickelt. Ich muss dich fragen, ob du dich in der Lage fühlst, weiterzumachen, und offen gestanden würde ich am liebsten ein Nein von dir hören. Ich glaube nämlich, dass dir diese Sache gehörig an die Nieren geht. Du siehst schlecht aus, Elsa.«

»Na danke schön«, sagte Elsa schwach.

»Du weißt, wie ich das meine. Möchtest du raus aus der Sache? Aus dem Fall meine ich. Wir könnten dir ein Safehouse zur Verfügung stellen, solange der Kerl da draußen herumläuft, und dann würdest du als Zeugin aussagen. Wenn wir ihn haben und du wieder in Sicherheit bist. Das ist zumindest, was ich dir empfehlen würde. Sehr sogar.«

»Nein«, sagte Elsa sofort.

»Elsa, ich bitte dich«, sagte Agnes. »Überleg dir das wenigstens mal. Der Kerl kann verdammt schnell verdammt gefährlich werden, wie du weißt.«

»Ja«, sagte Elsa. »Weiß ich. Und beim nächsten Mal bin ich vorbereitet. Beim nächsten Mal werde ich ihn kommen sehen.«

»Ich weiß nicht, was davon mir mehr Angst macht«, sagte Henrik leise, aber dann klopfte er Elsa auf die Schulter.

Agnes schüttelte den Kopf und wandte sich zum Gehen, erhob aber keine weiteren Einwände gegen Elsas Beteiligung an dem Fall. Vielleicht, weil ihr klar war, dass Elsa vermutlich ihr wichtigstes Kapital bei seiner Aufklärung darstellte. Jetzt noch mehr als zuvor. Vielleicht, weil sie wusste, dass sie Elsa sowieso nicht würde umstimmen können. Und vielleicht auch, weil es um das Leben eines kleinen Mädchens ging. Etwa in dem Alter, in dem ihr eigener Sohn gerade war.

»Was ich mich allerdings frage«, sagte Elsa, »ist, wie es Ole gelingen konnte, frei draußen herumzulaufen.«

»Allerdings«, sagte Henrik, »und ich finde, wir sollten dieser Frage auf der Stelle nachgehen.«

SECHSUNDVIERZIG

Das Versteck

Der große Mann sitzt vor ihr, starrt ins Leere und scheint sich nicht entscheiden zu können, was er als Nächstes tun soll. Sie weiß nicht, natürlich nicht, welche Wahl er treffen muss, aber es scheint eine schwere Wahl zu sein.

Sie ahnt, dass es mit ihr zu tun hat. Mit weiteren Schmerzen, die er ihr zweifellos zufügen wird.

Vielleicht ist dies der Moment, an dem ihr zum ersten Mal klar wird, dass sie diesen Keller nicht mehr lebend verlassen wird.

Irgendwann hat er diesen Punkt überschritten, sie kann sich nicht genau daran erinnern, wann das passiert ist und ob es überhaupt eine bewusste Entscheidung war, und wenn ja, wer sie eigentlich getroffen hat.

Auf eine intuitive Weise ist ihr klar, dass der große Mann ebenso ein Opfer ist wie sie selbst. Gefangen in einem Körper, der in Wirklichkeit längst den Stimmen gehört, die nur er hören kann. Die, mit denen er sich immer öfter und immer angeregter unterhalten hat, seit sie hier

unten ist. Manchmal flüstert er seine Antworten, manchmal tobt und brüllt er minutenlang und verflucht Personen, die nicht da sind. Das ist schrecklich, ja. Aber am meisten fürchtet sie sich, wenn er gar nichts sagt. Wenn er ganz ruhig ist, so wie jetzt.

Wenn er nur zuhört.

Dann scheint er gar nicht mehr in dieser Welt zu sein, wo kleine Mädchen bluten und halb wahnsinnig vor Angst werden, wenn man sie schneidet.

Denn das hat er getan.

Mehrmals.

Zuerst an den Oberarmen. Kurze Einschnitte, und nicht besonders tief, eher ein Ritzen. Dann drückte er das Messer immer tiefer in ihr Fleisch, bis sie brüllte und halb an ihrem Knebel erstickte. Er schien nichts davon mitzubekommen, starrte nur fasziniert auf den Blutstropfen am Ende seiner Klinge, der immer größer und schließlich zu einem dünnen Blutstrom wurde. Dann drückte er tiefer, und die wahren Schmerzen fingen an.

Sie weiß nicht, wie lange die Tortur dauerte, weil sie irgendwann jedes Zeitgefühl und schließlich mehrfach das Bewusstsein verlor.

Stunden sind vergangen, vielleicht auch Tage.

Das ist schwer zu sagen, denn hier unten ist es immer gleich dunkel. Ewige Nacht, wegen der blickdichten Folie, die er vor das einzige Fenster geklebt hat. Später wurde der Schmerz so schlimm, dass sie die Kontrolle über ihre Blase verlor und sich nass machte. Auch das bekam er nicht mit, er machte einfach weiter.

Später dann begann er, sie an den Innenseiten ihrer Schenkel zu schneiden– und wenn sie geglaubt hatte, die Schmerzen an den Oberarmen seien schlimm gewesen, wurde sie rasch eines Besseren belehrt.

Dieser Schmerz war unerträglich.

Doch diesmal war er mehr bei der Sache, mehr im Hier und Jetzt. Diesmal gab er acht, dass sie nicht ohnmächtig wurde. Und als es dann doch passierte, füllte er den Eimer mit eiskaltem Wasser aus dem Hahn in der Wand und schüttete ihn über ihr aus, bis sie schreiend und prustend aus ihrer Ohnmacht zurück in die schreckliche Realität gerissen wurde.

Ihr Blick wandert ein weiteres Mal hinüber zu dem mit Folie verklebten, winzigen Fenster, unter dem ein alter, gelber Regenmantel hängt.

Anfangs hat sie noch an Flucht gedacht, wenn sie das Fenster angesehen hat. Mittlerweile ist es ihr völlig gleichgültig geworden. Mittlerweile will sie nur noch, dass es endlich vorbei ist. Dass er seinen Eimer einmal mehr über ihrem Kopf ausschüttet, doch diesmal kommt sie nicht zurück. Diesmal bleibt sie in der Schwärze, für immer. Denn in der Schwärze gibt es keine Schmerzen mehr.

»Verstanden«, sagt er plötzlich und nickt mit schräg gelegtem Kopf, so als hätte er einen dieser kleinen Kopfhörer im Ohr wie ein Geheimagent und hätte soeben einen wichtigen Befehl empfangen.

Dann verwandelt sich der Blick in seinen Augen. Sein Blick wendet sich ...

*Hart wie Glasmurmeln, wie schwarze Glasmurmeln.
Wie bei einem Haifisch, ausdruckslos boshaft.*

... wieder ihr zu.

»Der Schmerz ...«, sagt er und scheint dabei mit jedem Wort zu kämpfen, das über seine feuchten Lippen tritt. »Der Schmerz ... ist die Reinigung. Er macht ... alles sauber. Das ist das Ex... das Exp...«

Er scheint Probleme mit dem Wort zu haben, muss eine Weile überlegen, dann nimmt er erneut Anlauf.

»Das Experiment«, sagt er. »Darum geht es, nur ... nur das Experiment!«

Dann nickt er ihr zu und seine Lippen ziehen sich zu einem unsicheren Lächeln auseinander. Als ob er etwas nachplappert, dessen Bedeutung er selbst nicht ganz versteht.

»Dein Schmerz ... der ... dein Schmerz ist mein Schmerz! Dem Ole sein Schmerz!«

Dann nickt er ein paar Mal mit übertrieben heftigen Kopfbewegungen. Springt aus seiner hockenden Position, mit einer Behändigkeit, die gar nicht zu seinem massigen Körper zu passen scheint.

»Dein Schmerz, mein Schmerz!«, brüllt er, immer wieder. »Deinschmerzismeinschmerzdeinschmerzismein ...«

Eine brabbelnde, irre Litanei.

Als sie die Augenlider aufeinanderpresst, schlägt er sie ins Gesicht. Ihre Lider fliegen flatternd auf. Augen, in denen sich nun endlich, vielleicht, der erste Anflug von Erkennen zu spiegeln beginnt. Augen, welche sich bereitmachen, die Welt so zu sehen, wie er sie sieht.

Die Welt des blutroten, verzweifelten Irrsinns.

Und dann erwacht er plötzlich aus seiner Starre.

Es ist, als ob ein Ruck durch seinen gewaltigen Körper geht, der im einen Moment noch vor ihr aufragt, ein drohendes Monument bössartiger Schwärze, stinkend und grotesk, und dann, plötzlich ...

... beugt er sich zu ihr herab. Blinzelt, betrachtet sie aus kleinen, verwirrten Augen. Und ist ... jemand anderer. Die Person, die er war, bevor die Stimmen zu ihm zu sprechen begannen.

Vor langer Zeit einmal.

Ein kleiner, verängstigter Junge, mehr nicht.

Er fällt vor ihr auf die Knie, sein Körper rutscht in sich zusammen wie ein schlaffer, halbherzig mit Wasser gefüllter Sack. Dann starrt er sie aus großen, weit aufgerissenen Augen an, die jetzt keine Glasmurmeln mehr sind, sondern ...

... Menschaugen.

Richtige Menschaugen.

Da weiß sie, was sie tun muss.

SIEBENUNDVIERZIG

Sankt-Lars-Klinik, nördlich von Malmö

Die sogenannte Heilanstalt verbreitete eine Atmosphäre von solch niederdrückender Schwere, dass Henrik sich unwillkürlich fragte, ob es jemanden gab, der ernsthaft glaubte, diese Umgebung sei irgendeiner Art von Heilung förderlich, ob nun psychischer oder physischer Natur.

Die Farbe blätterte allseits von den einstmals ockerfarbenen Wänden, das Gebäude machte innen einen so desolaten Eindruck, wie es von außen abweisend und kalt wirkte. Kalt war es auch hier drin, so als ob die Heizungen nicht richtig funktionierten. Vielleicht wurden sie auch nie richtig aufgedreht, weil jemand glaubte, auf diese Weise Kosten zu sparen.

Das Gebäude wirkte wie ein großes steinernes Tier, das sich längst zum Sterben hingelegt hatte, nur noch bewohnt von ein paar Aasfressern und sterbenden Parasiten.

Henrik schüttelte das wenig erbauliche Bild ab und blieb dann vor einer der Fotografien stehen, welche die Wände der Gänge schmückten, in einer endlosen Reihe

trostloser Gleichförmigkeit, immer ein Landschaftsbild zwischen zwei verschlossenen Zimmertüren, die jeweils mit einem kompliziert aussehenden Schloss und einer Art Guckloch versehen waren, Gefängniszellen nicht unähnlich. Manche der Motivationsbilder waren sogar doppelt vorhanden. Im Dutzend billiger, vermutete Henrik.

»Echt aufmunternd«, murmelte er, schüttelte den Kopf und schloss wieder zu Elsa auf, welche zielgerichtet auf das Ende des Ganges zuing. Dr. Sjöbergs Zimmer befand sich dort, so hatte ihnen die Schwester am Empfang gesagt, das letzte auf der linken Seite.

»Möglichst weit weg von den Irren, wie?«, fragte Henrik, als sie davor standen, worauf er sich einen bösen Blick von Elsa einfieng.

»Stimmt doch«, sagte Henrik, dann klopfte er an die Tür und trat gleich darauf ein. Ein Vorgehen, das schon manches Mal zu den erstaunlichsten Entdeckungen geführt hatte, ohne *allzu* unhöflich zu sein.

»Was ... ?«, fuhr ihn Sjöberg an, ein dicklicher Mann mit Hornbrille, dessen Gesichtsfarbe hervorragend zu dem bröckelnden Putz an den Wänden des Ganges passte. Noch im Aufspringen klickte er hastig mit seiner Computermaus herum, ein Auge auf den Bildschirm gerichtet, während er versuchte, mit dem anderen die Eindringlinge finster anzublitzten. Henrik hatte eine ungefähre Vorstellung, was er da so verzweifelt hastig vom Bildschirm verschwinden ließ. Interessanter Zeitgenosse, dieser Dr. Sjöberg.

»Was wollen Sie von mir?«, begann Sjöberg, dann kam er ins Stocken. Als sein Blick auf Elsa fiel, beruhigte er sich überraschend schnell. Er sackte regelrecht auf seinem Bürostuhl zusammen.

»Sie sind die von der Polizei«, stellte er fest.

Offenbar hatte ihn die Krankenschwester vom Empfang

über ihr Kommen informiert, aber er hatte wohl damit gerechnet, dass sie höflich draußen warten würden, bis er sie hereinrief.

Pech gehabt, dachte Henrik, und ihm wurde klar, dass er den Kerl vom ersten Augenblick an nicht leiden konnte. Vielleicht lag das an seinem dünnen Haar, das er in fettigen Strähnen über einer ausgewachsenen Halbglatze zur Seite gekämmt hatte, oder den gierigen kleinen Schweinsäuglein hinter einer Brille mit unförmigem, längst aus der Mode gekommenem Gestell.

Die Tatsache, dass er es zu verantworten hatte, dass ein geisteskranker Mörder erneut auf die Menschheit losgelassen worden war, machte die Sache allerdings auch nicht gerade besser.

»Richtig, wir sind die von der Polizei«, sagte Henrik. »Oder vielmehr ein erster Stoßtrupp. Mein Name ist Henrik Andersson.«

»Erster Stoßtrupp?«, schnappte Sjöberg. »Wie meinen Sie das? Was hat das zu bedeuten?«

»Ich meine damit, dass Sie es vermutlich schon sehr bald mit einem sehr viel größeren Aufgebot unsererseits zu tun bekommen werden. Und dann wird Ihnen das Wegklicken Ihrer Pornobildchen auch nichts nützen, vertrauen Sie mir. Unsere Spezialisten werden sie ohnehin wieder ausgraben.«

Das war ein Schuss ins Blaue, aber der hochrote Kopf, den Sjöberg plötzlich bekam, verriet Henrik, dass er gesessen hatte.

»Ich begreife nicht«, sagte Sjöberg. »Was wollen Sie von mir? Und was macht diese ... was macht Frau Mattsson hier?«

»Ach«, mischte sich Elsa ein, »kennen wir uns?«

Sjöbergs Gesicht wurde noch ein bisschen röter. Jetzt

sah es fast aus, als hielte ihn jemand an seinem fetten Hals gepackt und drückte nach Herzenslust zu. *Vielleicht nicht die schlechteste Idee des Tages*, dachte Henrik.

»Ich, äh ... na ja, Sie sind ja eine anerkannte ... also eine Kapazität auf dem Gebiet und ... also von Kollege zu Kollege.«

Noch ein Stalker, dachte Henrik, *na wunderbar*.

Elsa schien das mit deutlich mehr Humor zu nehmen.

»Na, dann sollte ich mich geehrt fühlen, schätze ich.«

»Äh ...«, erwiderte Sjöberg nicht sonderlich eloquent.

Inzwischen zeichneten sich dunkle Flecken unter seinen Achseln ab. Henrik kam der Gedanke, dass sich Sjöberg vielleicht gerade Bilder von Elsa auf dem Computer angeschaut hatte, als sie ihn überrascht hatten. Aber das war natürlich absurd. Und ekelhaft obendrein.

»Aber, äh ... warum sind Sie noch mal hier? Fräulein Skargard sagte ... also, ich glaube, eigentlich sagte sie gar nichts.«

»Wir sind hier wegen Ole Ingmarsson«, sagte Henrik.

»Ich nehme an, der Name sagt Ihnen was?«

»Ole«, sagte der Psychiater und wirkte plötzlich beinahe erleichtert.

Was wird hier gespielt?, dachte Henrik.

»Ja, natürlich. Ein wirklich erstaunlicher Patient. Und ich muss sagen, dass ich nicht ganz ohne Stolz behaupten kann, dass er auf die von mir entwickelten Behandlungsmethoden wirklich ausgezeichnet angesprochen hat.«

»Wie bitte?«, schnappte Henrik.

»Ja«, sagte Sjöberg und nickte bekräftigend. »Wir konnten ihn vor vierzehn Tagen entlassen, nach erfolgreicher stufenweiser Resozialisierung. Ganz hervorragend, welche Fortschritte er gemacht hat.«

Jetzt grinste der Kerl auch noch, schien richtig stolz auf sich zu sein. Henrik traute seinen Ohren kaum.

»Wir haben ausführlich über seine Probleme gesprochen und gemeinsam Strategien entwickelt, wie sie anzugehen sind. Oles Medikation war seit Jahren stabil und er zeigt überhaupt keine Anzeichen mehr von Gewaltausbrüchen, er war – von ein paar kleinen Hürden abgesehen – gesund!«

Sjöberg lächelte gönnerhaft in die Runde.

»Er hatte in den letzten Monaten sogar ein Hobby entwickelt, wissen Sie? Ornithologie, die Vogelkunde. Darin ist er ganz und gar aufgegangen. Sie hätten sehen müssen, wie er mit den kleinen Tieren umging, ein paar Spatzen zum Beispiel, die ...«

»Wir haben eine ziemlich gute Vorstellung davon, Dr. Sjöberg, wie Ole mit seinen kleinen Vögeln umgeht, danke«, sagte Henrik mit tonloser Stimme.

»Äh, wie bitte?«, fragte Sjöberg und schenkte ihm einen Blick, der vor allem Unmut darüber auszudrücken schien, dass er in seinem lehrreichen Vortrag der Selbstbeweihräucherung unterbrochen worden war.

Aber das war höchste Zeit, Henrik würde unmöglich noch mehr von diesem selbstverliebten Geschwafel ertragen können, ohne handgreiflich zu werden.

»Ole Ingmarsson steht unter dem dringenden Verdacht, zwei kleine Mädchen ermordet und ein weiteres entführt zu haben, Dr. Sjöberg. Dazu kommt der tätliche Überfall auf ...«

Henrik spürte Elsas Hand auf seinem Unterarm. Nicht, bitte. Nicht hier, vor diesem Idioten.

»Sowie ein Fall von Einbruch und tätlichem Überfall in Zusammenhang mit versuchter Tötung. Genügt Ihnen das fürs Erste, Doktor?«

»Aber ...«

Jetzt hatte Sjöberg wieder seine gewohnt blassgraue Gesichtsfarbe angenommen, der Wechsel hatte überraschend schnell stattgefunden.

»Ich verstehe nicht. Ole war in letzter Zeit ein geradezu vorbildlicher Patient. Er ...«

Henrik fetzte um den Tisch herum und packte Sjöberg am Kragen seines durchgeschwitzten Hemdes.

»Nicht!«, rief Elsa.

Sjöberg starrte Henrik aus weit aufgerissenen Augen an, die nur noch aus Pupillen zu bestehen schienen.

»Sie haben ihn rausgelassen, Sie Vollidiot!«, grunzte Henrik. »Diese ganze Scheiße geht auf Ihre Kappe.«

»Hören Sie mal«, wandte Sjöberg ein, aber sein Protest war schwach. Man sah ihm deutlich an, dass er allmählich zu begreifen begann.

Langsam öffnete Henrik seine Fäuste und ließ den Arzt zurück in die durchgesessenen Polster seines Bürostuhls sinken. Er starrte ihm voll unverhohlenen Hass in das feiste Gesicht, und da war noch etwas hinter diesen diffusen Fantasien, genährt durch Alkohol und sicher auch einen Gutteil der verschreibungspflichtigen Medikamente, die ihm innerhalb dieser Klinik zur Verfügung standen und die eigentlich für die Patienten gedacht waren.

Ja, da war noch etwas, aber das konnte Henrik noch nicht einordnen. Das sollte erst später kommen.

»Wo ist er?«, fragte Elsa und Sjöberg wandte ihr langsam den Kopf zu. In seinen Mundwinkeln hatten sich weiße Schaumrückstände gebildet.

»Äh ... bei seiner Mutter, soviel ich weiß. Sie hat gebürgt als sein sozialer Ansprechpartner. Er braucht ja Aufsicht, natürlich und muss regelmäßig seine Medikamente nehmen.«

»Das hat ja prima geklappt«, presste Henrik zwischen zusammengepressten Zähnen hervor.

»Und wo wohnt die gute Frau Ingmarsson?«

»Ähm«, stammelte der Doktor, dem es offenbar zunehmend schwerer fiel, sich auf Henriks Fragen zu konzentrieren. Oder auf irgendetwas.

»Bennets väg«, stieß der Doktor hervor und nannte die Hausnummer.

»Scheiße«, schnaufte Henrik und wandte sich abrupt von Sjöberg ab.

»Was?«, wollte Elsa wissen.

»Das ist mitten in Rosengård.«

ACHTUNDVIERZIG

Bennets väg, Malmö-Rosengård

Man konnte nicht direkt sagen, sie seien durch die Straßen von Rosengård *geschlichen*, aber viel hätte nicht gefehlt. Henrik parkte den Wagen direkt vor dem Hochhaus am Bennets väg, dessen Adresse ihnen Dr. Sjöberg genannt hatte.

»Ich kapiere diesen Kerl einfach nicht«, hatte Henrik während der Fahrt mehrfach gemurmelt, »ich kapiere nicht, wie man so dumm sein kann. Oder so verantwortungslos.«

Und da Elsa darauf keine Antwort hatte, schwieg sie und versuchte stattdessen, nicht allzu schockiert auszusehen, während sie aus dem Fenster starrte. In den Straßen von Rosengård waren noch deutliche Spuren des Beinahe-Häuserkampfes vom Sonntag zu sehen, die vermutlich auch nicht allzu bald wieder verschwunden sein würden. Umgeworfene Mülltonnen, eingeworfene Fensterscheiben und Gehwege, in denen die Pflastersteine fehlten, welche während des Straßenkampfes in jene Scheiben geflogen waren. Oder in Richtung der Polizisten.

Sie waren an mehr als einem ausgebrannten Auto vorbeigekommen. Deren Glut war zwar inzwischen erloschen, aber der Brandherd Rosengård war alles andere als gelöscht, davon zeugten auch die Blicke einer kleinen Gruppe Jugendlicher, die vor dem Eingang des Hauses herumlungerten und welche die Köpfe zusammensteckten, während sie feindselig in ihre Richtung starrten. *Gottlob*, dachte Elsa, *fahren wir wenigstens in einem Zivilfahrzeug*. Alles andere wäre vermutlich sofort als offene Provokation aufgefasst worden.

»Bleib in meiner Nähe«, sagte Henrik und Elsa bemerkte, dass seine Rechte unauffällig unter seine Jacke gewandert war, wo die Pistole im Holster steckte. Heute Morgen hatte er sie mitgenommen.

Ja, dachte Elsa, *und versuchen wir doch gleich noch, so auszusehen, als gehörten wir hierher. Guter Witz. Bloß eigentlich nicht besonders lustig*.

Sie hatten Glück – außer ein paar scheelen Blicken in ihre Richtung ließen sich die Jungs vor dem Eingang des Nachbarhauses zu keinerlei Reaktion hinreißen. Was da am Sonntag gelaufen war, hatte beide Seiten erschöpft, wenn auch nicht gerade entspannt.

Das Gebäude, das Maria Ingmarsson bewohnte, war ein heruntergekommener, achtstöckiger Plattenbau, der den umliegenden Hochhäusern in jeder Hinsicht glich. Auf der einen Seite war die Fassade mit schmutziggroßen Ziegeln verputzt, in denen sich die Feuchtigkeit von Jahrzehnten zu sammeln schien, die Rückseite (oder Vorderseite, je nachdem) bestand aus einer Vielzahl von Glaskästen – wohl die Balkone – die größtenteils mit billigen Stoffdecken anstelle von Gardinen verhängt waren. Selbst diese Ansammlung einst bunter Stoffetzen wirkte nun seltsam trostlos, ausgeblieben und grau. Wie ein Bild, dem man alle Farbe

entzogen hatte. Ein Lebensraum, aus dem alles Leben verschwunden war.

Sie betraten den gläsernen Korridor, der ins Innere des Gebäudes führte, durch eine Doppeltür, die schief in den Angeln hing und quietschte, als Elsa sie aufzog. Dort, wo sich einst das Türschloss befunden hatte, war nun eine ausgebeulte Delle im Rahmen der Tür – jemand hatte das Schloss offenbar herausgesprengt.

Vielleicht hatte einer der Bewohner seinen Schlüssel vergessen und nichts Passenderes als einen Bölller dabeigehabt, um dieses Problem zu lösen. Vielleicht auch ein kleines Stück Dynamit, auszuschließen war auch das nicht.

Der gläserne Vorraum zum Treppenhaus wurde hauptsächlich von einer langen Reihe Briefkästen in Anspruch genommen. Aus einigen quollen Werbebroschüren mutiger Zusteller, die sich vermutlich während ihres Jobs mehr als einmal gefragt hatten, warum zum Teufel man sie überhaupt in eine Gegend wie diese schickte. Die Hälfte der Kästen war offen, allem Anschein nach aufgebrochen und auch hier schienen Silvesterböller eine nicht unerhebliche Rolle gespielt zu haben.

»Gemütlich«, sagte Henrik kopfschüttelnd, als sie an den Briefkästen vorbeigingen und das finstere Treppenhaus betraten. Sein Blick wanderte missmutig nach oben. Unterwegs hatte er im Revier angerufen und erfahren, dass Maria Ingmarsson im siebten Stock dieses Hauses wohnte. Das war eine gute Idee gewesen, denn weder auf dem Klingelschild noch auf den Schildern an den Briefkästen war ihr Name auszumachen.

»Na dann«, sagte Henrik und sie begannen mit dem Aufstieg.

Angeblich gab es auch einen Fahrstuhl, aber das, was sie bisher von dem Haus gesehen hatten, ließ sie die Stufen

bevorzugen. Es schien wahrscheinlicher, dass sie auf diesem Weg bis ganz nach oben kommen würden. Hauptsächlich, weil die Stufen schwerer kaputt zu kriegen waren als eine Fahrstuhlkabine. Außerdem verspürten sie nicht die geringste Lust, stecken zu bleiben oder beim Öffnen der Tür überraschend ein paar Jugendlichen und ihren Baseballschlägern gegenüberzustehen.

»Ich habe unseren Bürgermeister schon in den Ohren«, sagte Henrik leise, während sie die Stufen nach oben nahmen, »wie er sein Unverständnis darüber zum Ausdruck bringt, dass sich die braven Bürger von Seved und Rosengård so wenig an der Kommunalpolitik beteiligen.«

Es entlockte Elsa ein amüsiertes Schnaufen, wobei es bei genauerer Betrachtung eigentlich nur wenig an dieser Sache zu lachen gab. Vermutlich war der Bürgermeister selbst noch niemals hiergewesen. Und nicht, dass man ihn da nicht verstehen konnte. Schließlich waren noch nicht mal die, die hier leben mussten, gerne hier.

Je weiter sie nach oben kamen, desto mehr normalisierte sich der Anblick der Flure, die jeweils zu beiden Seiten vom Treppenabsatz abgingen – zumindest in einem gewissen Rahmen. Im siebten war kaum noch herumfliegender Müll zu sehen und offenbar hatte sich sogar kürzlich jemand die Mühe gemacht, den Flur zu fegen. Irgendwelche älteren Menschen, vermutlich, die sich standhaft weigerten, ihre Stellung aufzugeben. Hier, in einem Wohngebiet, das einmal zu einem Vorzeigeobjekt für den schwedischen Aufschwung hatte werden sollen. Damals, in den Fünzigern. Weit weg und lange, lange her. Beinahe wie ein Märchen.

NEUNUNDVIERZIG

7. Stock, Bennets väg

Es stellte sich heraus, dass Frau Ingmarsson in der Wohnung am rechten Ende des Ganges wohnte.

Es war dunkel dort, weil irgendwann die Leuchtstoffröhre, die diesen Teil des Ganges eigentlich beleuchten sollte, den Geist aufgegeben hatte und sich offenbar keiner genötigt sah, an diesem Zustand etwas zu ändern.

Elsa klingelte.

Nach kurzem Überlegen zog Henrik seine Waffe.

Nur zur Sicherheit.

Zunächst passierte überhaupt nichts, also klingelte Elsa noch einmal. Drinnen fiel irgendetwas schwer zu Boden und sie vernahmten einen halblauten Fluch, dann schlurfende Schritte, die sich auf die Wohnungstür zubewegten.

Henrik entsicherte seine Waffe und bedeutete Elsa, hinter dem Türrahmen in Deckung zu gehen. Dort, wo die Schatten am tiefsten waren.

Die Tür verfügte über ein kleines Guckloch und den Geräuschen nach zu urteilen, schaute jemand dort

hindurch, um zu sehen, wer störte. Was sich als ziemlich erfolglos herausstellen musste bei den Lichtverhältnissen hier. Zumindest nahm Henrik das an.

Dann ein Ächzen, offenbar war dem Gegenüber auf der anderen Seite auch soeben dieses Licht aufgegangen, oder vielmehr eben gerade nicht.

»Was wollen Sie?«, krächzte eine entfernt weibliche Stimme durch die Tür.

»Kriminalpolizei Malmö«, sagte er und ja, ihm war bewusst, dass er damit ein gewisses Risiko einging, ein großes sogar, aber so lief das nun einmal. Wer tat das schließlich nicht, in seinem Beruf?

Andererseits war nach den Vorfällen in Rosengård das Kündigen und die Suche nach alternativen Jobs gerade Gesprächsthema Nummer eins auf dem Revier und ja, auch das konnte man verstehen. Man verdiente deutlich zu wenig, um sich auf diese Weise ständig in Gefahr zu begeben. In Lebensgefahr, wohlgemerkt.

»Kriminalpolizei«, wiederholte Henrik. »Bitte öffnen Sie die Tür!«

»Ach, Scheiße«, brummte die Frau auf der anderen Seite, doch dann machte sie sich an der vorgelegten Kette zu schaffen. Dann hörte Henrik, wie ein zweiter Riegel zur Seite geschoben wurde, und schließlich klackte das eigentliche Schloss vernehmlich. Einmal, zweimal, dann wurde die Tür einen vorsichtigen Spalt gelüpf.

»Ich darf doch nach Ihrem Ausweis fragen, oder?«, fragte die Frau und Henrik sagte, ja, das dürfe sie selbstverständlich. Dann fingerte er mit einer Hand den Dienstausweis aus der Innentasche seiner Jacke und hielt ihn vor den Türspalt.

Drinne antwortete ihm ein schwerer Husten, dann für eine kleine Weile gar nichts – sicherheitshalber schob

Henrik seine Schuhspitze gegen die Tür, damit diese nicht unvermittelt ins Schloss fallen konnte – doch dann wurde sie ganz geöffnet und Henrik zog seinen Ausweis zurück.

Er steckte ihn ein und betrachtete die Frau, die ihm jetzt gegenüberstand. Fettiges, ehemals vermutlich brünettes Haar, durchzogen von jeder Menge grauen Strähnen und dem Gelb, das sie als eine leidenschaftliche Raucherin auswies.

Ihre Haut war von Runzeln übersät und schien die Konsistenz von Leder aufzuweisen. Sie war blass, diese Frau Ingmarsson, wie sie so gebeugt vor ihnen stand und zu ihnen hochguckte, mit diesem Jahrzehnte alten Missmut in ihren Zügen, der schon vor Ewigkeiten in eine grundlegende Abneigung gegen alles und jeden umgeschlagen war, so schien es. Auf ihrer Stirn und den Wangen zeichneten sich hektische rote Flecken ab.

Maria Ingmarsson trug eine Kittelschürze, die, wäre sie in einem etwas besseren und weniger schmutzverkrusteten Zustand gewesen, sogar etwas von großmütterlicher Gemütlichkeit hätte ausstrahlen können.

»Es ist wegen Ole, oder?«, fragte sie und schüttelte den Kopf, wie um sich die eigene Frage zu beantworten. Die sie sich, in der einen oder anderen Form, vermutlich seit über fünfundzwanzig Jahren stellte.

»Ja«, sagte Henrik. »Wegen Ole sind wir hier. Ist er da?«

Jetzt ruckte ihr Kopf hoch, um ihnen ein verbittertes Lächeln zu schenken, in dem man jede Spur von Humor vergeblich suchte.

»Dann würd ich ja wohl nicht so blöd fragen, oder?«, fragte sie wie ein bockiges Kind. Dann sah sie die Waffe in Henriks Hand und kommentierte diese mit einem weiteren Kopfschütteln.

Henrik nickte und senkte die Waffe. Aber wegstecken

wollte er sie vorerst noch nicht. Nur für den Fall, dass Ole Ingmarssons Mutter sich vielleicht in mehr als einer Hinsicht dümmer darstellte, als sie es eigentlich war.

»Oh«, sagte Frau Ingmarsson, als Elsa aus dem Schatten trat.

»Sie gehört zu mir«, erklärte Henrik lächelnd und nicht sehr ausführlich, aber er fand auch nicht, dass er das müsste. Es war eindeutig nicht der Moment, um Frau Ingmarsson erneut mit dem ersten Opfer ihres Sohnes zu konfrontieren.

»Ole ist also nicht da«, sagte Henrik. »Dürften wir dann wohl mal für einen Moment reinkommen?«

»Hab ich 'ne Wahl?«, fragte Maria Ingmarsson und trat beiseite. *Die Wahl hätte sie natürlich gehabt*, dachte Henrik. *Wir könnten sie schließlich auch mit aufs Revier nehmen.*

Von dem winzigen Flur, der in etwa die Ausmaße eines begehbaren Kleiderschranks hatte, gingen zwei Türen ab. Eine ins Wohnzimmer – diese war weit offen, und man konnte den Raum schon vom Flur aus fast komplett überblicken –, die andere führte vermutlich in ein winziges Badezimmer.

Henrik schob Elsa mit einer dezenten Geste hinter sich. Dann fragte er: »Dürfte ich mir mal Ihr Bad ansehen?«

Nur für den Fall. Und weil es nicht das erste Mal wäre, dass ein Verdächtiger just in dem Moment durch die Hintertür entwischt war, als die Polizei ein Familienmitglied an der Vordertür befragt hatte.

Maria öffnete die Tür zu dem Badezimmer, das nur eine Winzigkeit größer war als der Flur, dafür hatte man es aber geschafft, dort eine Badewanne, ein Waschbecken und ein Klo hineinzuzwängen, was in Henriks Augen eine erstaunliche architektonische Leistung darstellte. Ansons-

ten, und von einer dicken Schicht festgebackenen Schmutzes abgesehen, war es vollkommen leer.

»Ich nehme mal an«, sagte Maria Ingmarsson, »die anderen Zimmer wollen Sie auch sehen?«

»Das wäre toll, ja«, sagte Henrik. »Vielen Dank für Ihr Entgegenkommen.«

Also zeigte sie ihm die Zimmer.

Es waren nicht viele.

Das schmutzige Schlafzimmer, das sich an das überschaubar eingerichtete Wohnzimmer anschloss, führte auf einen Balkon hinaus, auf dem zwei verwitterte Gartenstühle vor sich hin gammelten. Auf die sich vermutlich nur jemand setzen würde, der den dringenden Wunsch verspürte, demnächst mit ein paar gebrochenen Rippen im Krankenhaus aufzuwachen.

Die Küche am anderen Ende des kleinen Wohnzimmers wurde von einer Spüle beherrscht, in der sich schmutziges Geschirr türmte, und auch die zeigte ihnen Frau Ingmarsson äußerst bereitwillig – und mit einer Miene, die beinahe an Schadenfreude grenzte. Fast so, als wollte sie mit ihrem Elend angeben.

Ole Ingmarsson war jedenfalls tatsächlich nicht hier, so viel stand fest.

Sie setzten sich auf eine ehemals bernsteinfarbene Couch, deren Polster von zahlreichen Brandlöchern übersät waren. Das Kunstleder, mit dem die Armlehnen überzogen waren, war spröde und riss an einigen Stellen auf, an denen die Füllung herausguckte. Maria Ingmarsson griff nach einer Schachtel Zigaretten, die auf dem Kaffeetisch lag, der ihre Seite des Zimmers von dem Sofa trennte, auf dem Henrik und Elsa Platz genommen hatten.

Henrik warf einen Blick auf die Schachtel – offenbar handelte es sich um Zigaretten, die man am Zoll vorbeige-

schmuggelt hatte, der Aufdruck auf der Schachtel wies eine entfernte Ähnlichkeit zu dem bekannten rot-weißen Dreiecks-Logo auf, allerdings verriet der Aufdruck, dass es sich um waschechte *Morlobo*-Zigaretten handelte.

Maria Ingmarsson steckte sich eine davon an und saugte gierig den Rauch in ihre Lungen, was diese prompt mit einem Hustenanfall bestrafte, doch Frau Ingmarsson zog ungerührt weiter an ihrem Sargnagel. Fast so, als wollte sie ihnen auch damit eine ganz bestimmte Botschaft vermitteln.

Seht, wie ich leide.

Und ratet mal, wer daran schuld ist.

Ja, wer?, fragte sich Henrik im Stillen, wer bloß?

»Also?«, hustete sie hervor, »verraten Sie mir jetzt, was ich für Sie tun kann?«

»Okay«, sagte Henrik. »Am meisten würde uns interessieren, wo Ole Ingmarsson sich im Moment aufhält.«

»Keine Ahnung«, sagte sie wie aus der Pistole geschossen.

»Das ist seltsam. Oles ...«, Henrik suchte nach dem richtigen Wort, »Oles Betreuer hat nämlich ausgesagt, dass Ole zu Ihnen gezogen ist, als er entlassen wurde. Soweit ich das verstanden habe, war das sogar eine wichtige Bedingung, um seine Resozialisierung einzuleiten. Demnach *müsste* er ja eigentlich bei Ihnen sein, nicht wahr?«

»Resozialisierung«, krächte die alte Frau und hustete ihnen ein verächtliches Lachen hin. »Da kennen Sie ja einen Haufen schöner Worte. Und ja, es stimmt. Ich hab Ole mit zu mir genommen. Schließlich bin ich seine Mutter. Aber er ist nun mal nicht hier, was soll ich da machen?«

»Wann erwarten Sie ihn denn zurück?«

Frau Ingmarsson ignorierte die zweite Frage.

»Als Mutter vom Ole hat man sein Kreuz zu tragen, aber das wissen Sie ja vermutlich alles schon.«

»Ich weiß zumindest, warum er verhaftet und eingesperrt wurde, Frau Ingmarsson, das ja.«

»So?«, fragte sie und blitzte Henrik aus zusammengekniffenen Augen kampflustig an. »Tun Sie das? Aber ich sage Ihnen, das *glauben* Sie nur zu wissen.«

»Wie meinen Sie das, Frau Ingmarsson?«

»Na ja, das ging alles ziemlich schnell damals, oder? Wo Sie sich doch damit beschäftigt haben, wie Sie sagen, müsste es Ihnen doch aufgefallen sein. Keiner hat sich die Zeit genommen, sich die Geschichte mal aus Oles Perspektive anzuhören. Ist ja auch nicht gerade der Wortgewandteste, mein Junge. Aber im Wegsperrern, da wart ihr ganz schnell, damals.«

»Okay«, sagte Henrik und atmete hörbar aus. »Sie sind also der Meinung, Ole sei zu Unrecht verhaftet worden?«

»Keine Ahnung«, sagte sie und zuckte mit den Schultern. »Aber ich weiß, dass diese Sache das ganze Dorf kaputt gemacht hat, so nach und nach. Und bei uns hat es angefangen. Zuerst mit den Schmierereien an der Fassade, und wie die Nachbarn uns hernach angeguckt haben. Hat natürlich keiner mehr mit uns geredet, mit mir und meinem Mann. Auch vorher schon nicht viel, aber dann wurde es richtig schlimm. Für die war der Ole schon verurteilt, als wir da hingezogen sind. Das war sowieso eine Scheißidee, wenn Sie mich fragen.«

»Offenbar, ja«, sagte Henrik, dem dieses seltsam aggressive Selbstmitleid allmählich ernsthaft auf die Nerven zu gehen begann. Wie oft hatte sie diese Geschichte wohl schon erzählt, anderen und sich selbst? Und wie oft war sie dabei jedes Mal ein kleines bisschen verändert worden, bis alles ins Bild passte? Bis aus Ole das Opfer geworden war,

und sein eigentliches Opfer sich praktisch in Luft aufgelöst hatte. Und zum Schluss war alles nur ein großes Missverständnis gewesen, natürlich.

»Das ist mir ebenfalls bekannt, Frau Ingmarsson, und ich versichere Ihnen ...«

»Können Sie sich sparen, Ihre Versicherung. Als Nächstes hat es damals meinen Mann erwischt, wissen Sie ja. Als sie uns das Haus unterm Arsch angezündet haben, ist der Gustaf reingerannt und ...«

Für einen Moment starrte Frau Ingmarsson ins Leere, dann kehrte sie langsam wieder zu ihnen zurück. »Und da kam er dann nicht wieder raus. Ist verbrannt, zusammen mit dem Haus. Und keine Krone hat's gegeben von der Versicherung.«

»Hm«, sagte Henrik. »Was man so hört, soll Ihr Gustaf nicht ganz unschuldig gewesen sein an jenem Feuer damals.«

»Na, wenn Sie meinen«, sagte sie und wischte das Thema damit vom Tisch. Auf den langte sie, um sich eine weitere Zigarette aus der Schachtel zu ziehen, und diese an der alten anzustecken, die sie daraufhin in einem übervollen Aschenbecher ausdrückte. Irgendeine Kippe darin fing Feuer und begann, den giftigen Gestank im Zimmer noch ein wenig zu verstärken. Frau Ingmarsson schien das nicht zu stören.

»Er war nicht mehr derselbe danach«, sagte sie leise und meinte vermutlich ihren verstorbenen Ehemann damit. Oder vielleicht auch ihren Sohn, schwer zu sagen.

»Aber Ole hat hier gewohnt«, hakte Henrik nach. »Nach seiner Entlassung, meine ich?«

»Ja, natürlich. Er kommt ja auch gar nicht klar allein. Er braucht seine Abläufe, die Routine, wissen Sie? Er hat ja nichts gekannt außer der Anstalt, seit er ...«, sie hustete.

»Seit sie ihn da reingesteckt haben. Und seine Pillen, die braucht er natürlich auch. Wenn er vergisst, die zu nehmen ...«

»Na wunderbar«, stöhnte Henrik. »Aber jetzt ist er nicht hier, und kein Mensch weiß, ob er sie überhaupt noch nimmt, seine Pillen.«

»Natürlich nimmt er die«, entrüstete sich die alte Frau. »Das hat er mir schließlich versprochen.«

»Versprochen«, wiederholte Henrik. »Und das ist wie lange her?«

Erneutes Schulterzucken.

»'Ne Woche vielleicht. Oder zwei. Weiß nicht genau. Hat gesagt, er zieht zu seiner Freundin.«

»Seiner *Freundin*?«

Henrik starrte die Alte ungläubig an. Das Ganze war ein regelrechter Albtraum an Inkompetenz. Und gleich, ganz bestimmt, würde ihn jemand am Ärmel zupfen und er daraus erwachen. Es konnte einfach nicht wahr sein.

»Und wer ist diese Freundin? Wo wohnt sie?«

»Weiß nicht, kenn sie nicht, keine Ahnung, wo die wohnt. Hab sie nur einmal vor dem Haus rumlungern sehen.«

»Was?«

»Ja, schien mir ein hübsches Ding zu sein, so 'ne Rothaarige war das. Hatte aber 'ne Kapuze auf, habe sie deshalb nicht erkannt. Glaub nicht, dass sie hier aus der Gegend ist. Aber mit der hat Ole jedenfalls geredet.«

»Und dann?«

»Ist er hoch, hat seine Sachen gepackt und gesagt, dass er zu ihr ziehe. Was sollte ich da machen?«

»Er ist ...«, Henrik schüttelte ungläubig den Kopf. »Zu ihr gezogen?«

»Ja, sag ich doch. Jetzt tun sie mal nicht so überrascht.

Ist doch ein lieber Junge, der Ole und, na ja ... er hat eben ganz normale Jungsbedürfnisse, warum soll er da keine Freundin haben ... hey, geht's Ihnen gut?»

Ihr Blick huschte zu Elsa, die sich neben Henrik zusammenkrümmte.

»Alles klar?«, flüsterte Henrik ihr zu.

»Geht schon wieder«, flüsterte Elsa zurück.

»Die kommt mir bekannt vor, Ihre ... Ihre Kollegin da«, sagte Frau Ingmarsson. »Kennen wir uns nicht von irgendwo her?«

»Nicht!«, zischte Henrik, aber da war es schon zu spät.

»Ja, tun wir«, sagte Elsa mit zitternder Stimme. »Ich bin Oles *erste* ›Freundin‹ gewesen. Die, die er damals in seine Höhle verschleppt hat und ...«

»Ach du Scheiße!«, rief die Ingmarsson, dann sprang sie mit erstaunlicher Behändigkeit auf. Die Zigarette war ihren Fingern entglitten und zu Boden gefallen, wo sie ein stinkendes Loch in den Teppich zu brennen begann.

»Ja«, sagte Elsa, »und gestern Abend hat mich Ole wieder besucht, mit einem Fleischermesser in der Hand. Der alten Zeiten wegen, wissen Sie? Ist das nicht romantisch von ihm? Aber bestimmt hatte er nur wieder seine Jungsbedürfnisse ...«

»Verlassen Sie ...«, krächzte Maria Ingmarsson, verschluckte sich an irgendetwas und würgte dann mit brüchiger Stimme hervor: »Verlassen Sie auf der Stelle meine Wohnung!«

»Wir werden ihn kriegen«, erwiderte Elsa und trat einen Schritt auf die alte Frau zu, die ihr aus weit aufgerissenen Augen entgegenstarrte, während sie rückwärts gegen ihren Sessel stolperte. »Und diesmal wird er nicht nur in der Psychiatrie landen.«

»Aber ...«, keuchte Maria Ingmarsson, aber dann

klappte sie nur noch wortlos ihren Mund auf und zu. Wie ein Fisch, der auf dem Trockenen nach Luft schnappte.

Doch Elsa war schon auf dem Weg zur Tür.

»Auf Wiedersehen«, sagte Henrik und kam sich dabei unsagbar dämlich vor.

Dann folgte er Elsa nach draußen in die Finsternis des Flurs. Das Gefühl, sich in einem schlechten Traum zu befinden, verließ ihn auch nicht, als die Wohnungstür hinter ihm ins Schloss fiel und die zahlreichen Riegel wieder einer nach dem anderen vorgeschoben wurden.

FÜNFZIG

Redaktion des Expressbladet, Außenstelle Malmö

Karin Rydberg: »Woher kommen Sie, Bara? Also ursprünglich. Wo sind Sie geboren?«

Bara al-Askari: »Wir, also mein Bruder und ich, wir stammen aus Baquba. Das ist in der Nähe von Bagdad, etwa sechzig Kilometer entfernt. Waren Sie mal da, in Bagdad? Oder Baquba? Wo Sie doch Arabisch sprechen.«

K. R.: »Ich habe eine Weile als Berichterstatteerin in Bagdad gearbeitet, ja.«

B. A.: »Aha.«

K. R.: »Wann sind Sie nach Schweden gekommen, Bara?«

B. A.: »Vor zehn Jahren, glaube ich. Das war während des letzten Kriegs. Ich erinnere mich nicht mehr genau, weil ... Es ging ziemlich drunter und drüber damals. Wir sind auf einem der letzten Lastwagen gewesen, bevor die Stadt abgeriegelt wurde.«

K. R.: »Verstehe. Wie alt waren Sie damals, Bara?«

B. A.: »Vierzehn, aber mein Bruder war schon sech-

zehn. Er hat sich darum gekümmert, dass wir auf dem Lastwagen mitfahren durften.«

K. R.: »Er hat sich gekümmert?«

B. A.: »Er hat einem Mann alles Geld gegeben, das wir noch hatten.«

K. R.: »Damit Sie die Stadt verlassen konnten?«

B. A.: »Ja. Ich glaube, es war schlimm in der Stadt, nachdem sie abgeriegelt wurde.«

K. R.: »Sie hatten Glück.«

B. A.: »Ja. Aber wir hatten noch eine kleine Schwester, Aysha. Aber ... aber sie hat es nicht geschafft. Sie hatte nicht so viel Glück. Sie war in der Schule, als ...«

K. R.: »Sie müssen nicht darüber sprechen, Bara, wenn Sie nicht möchten. Das würden die Leser sicher verstehen.«

B. A.: »Es waren zwei Raketen. Man konnte die Detonationen hören, als sie in das Schulgebäude eingeschlagen sind. Ich hatte schon frei und mein Bruder war an diesem Tag nicht in der Schule. Dann hat alles gebrannt. Wir mussten dann hin, uns die Kinder anschauen, die unter den Decken lagen. Es war schwer, Aysha zu erkennen. Aber sie war es.«

K. R.: »Das tut mir leid, Bara. Es muss furchtbar sein, so etwas zu erleben.«

B. A.: »Sie ist zu Allah zurückgekehrt, aber in unseren Herzen ist sie immer bei uns.«

Räuspern.

K. R.: »Wo haben Sie vor dem Krieg gelebt?«

B. A.: »Im Haus meiner Eltern. Sie haben im Stadtzentrum gewohnt. Wir hatten viele Nachbarn, Freunde. Dann nicht mehr.«

K. R.: »Wo sind Ihre Eltern jetzt?«

B. A.: »Mein Vater ist hingerichtet worden. Man hat die

Männer auf dem Marktplatz zusammengetrieben, erschossen. Meine Mutter ist kurz vorher gestorben.«

K. R.: »Was genau ist Ihrer Mutter widerfahren? Also, wenn Sie drüber sprechen können.«

B. A.: »Ich weiß nicht, ob ich das möchte.«

K. R.: »Das kann ich verstehen. Aber finden Sie nicht, dass unsere Leser, also dass die Menschen in Schweden, dass die erfahren sollten, was Sie durchmachen mussten? Also, dass sie Ihre Perspektive der Geschichte kennenlernen?«

B. A.: »Es ist die Wahrheit. Ich sage nur, wie es wirklich passiert ist. Ich lüge nicht, am Lügen ist nichts Ehrenhaftes.«

K. R.: »Ja, natürlich, Bara. Natürlich.«

B. A.: »Sie haben die Leute auf dem Marktplatz zusammengetrieben, die Männer mussten nach links und die Frauen und jungen Mädchen nach rechts. Mit den Frauen und Mädchen haben sie angefangen, aber das war dumm.«

K. R.: »Können Sie das erklären?«

B. A.: »Natürlich haben die Männer gegen das protestiert, was die Soldaten mit den Frauen gemacht haben, und das machte dann wieder die Soldaten noch wütender. Da war zum Beispiel der Sohn unseres Nachbarn, Achmed, er ging mit mir zur Schule. Er ist dazwischengegangen, das heißt, er hat es versucht. Da haben sie ihn festgehalten und gezwungen, zuzusehen. Ich habe ihn seit dem Tag auf dem Markt nicht mehr gesehen. Ich mache mir manchmal Vorwürfe deswegen.«

K. R.: »Das müssen Sie nicht, Bara. Da bin ich sicher. In solch einer Situation ...«

B. A.: »Kann ich noch etwas von dem Wasser haben?«

K. R.: »Natürlich. Möchten Sie noch etwas anderes? Kaffee? Tee?«

B. A.: »Sie haben dann ein paar von den Männern die Köpfe abgehackt und wieder mussten alle zusehen. Einem nach dem anderen, insgesamt waren es sechs Männer. Danach war es ruhig und sie konnten mit den Frauen machen, was sie wollten. Viele haben zu weinen angefangen, aber keiner hat mehr protestiert. Als sie fertig waren mit den Frauen, haben sie die meisten erschossen und dann auch ein paar Männer. So sind unsere Eltern gestorben. Dann sind die Soldaten weitergezogen. Sind einfach in ihre Jeeps gestiegen und davongefahren.«

K. R.: »Sie sind ein unglaublich mutiger junger Mann, Bara. Ich möchte, dass Sie wissen, dass ich Sie für Ihren Mut bewundere, wirklich. Und Sie sollen wissen, dass die schwedische Öffentlichkeit davon erfahren wird, was man Ihnen angetan hat. Dass die Welt davon erfahren wird.«

B. A.: »Glauben Sie, das würde etwas ändern?«

K. R.: »Ich weiß es nicht, Bara. Aber ich weiß, dass sich ganz sicher gar nichts ändern wird, wenn die Leute Ihre Geschichte nicht erfahren. Und um die zu erfahren, müssen sie verstehen, wer Sie sind. Wieso Sie aus dem Irak fliehen mussten. Was es bedeutet, auf diese Weise seine Heimat verlassen zu müssen. Auch wenn es unglaublich schmerzvoll für Sie sein muss, das alles noch einmal zu durchleben. Deswegen bewundere ich Sie ja so.«

B. A.: »Ja.«

K. R.: »Gut. Dann würde ich gern über diese andere Sache mit Ihnen sprechen, wegen der mich Ihr Bruder angerufen hat. Sie sind letzte Woche verhaftet worden, Bara?«

B. A.: »Ich weiß nicht. Die haben nichts zu mir gesagt, die haben mich einfach mitgenommen.«

K. R.: »Wer hat Sie mitgenommen?«

B. A.: »Die Polizei. Schwedische Polizei, hier in Malmö.«

K. R.: »Sie sprechen das gut aus, Bara. Können Sie Schwedisch?«

B. A.: »Ein bisschen. Ich lerne es gerade. Ich lese Bücher in Schwedisch. Früher habe ich immer verschiedene Sprachen studieren wollen, schon als Kind. Sogar Englisch, aber ...«

K. R.: »Ich verstehe, Bara. Können wir darüber reden, wieso die Polizei Sie mitgenommen hat?«

B. A.: »Das hat man mir nicht gesagt.«

K. R.: »Man hat Sie also gegen Ihren Willen gezwungen, in ein Polizeifahrzeug zu steigen.«

B. A.: »Ja. Aber es war doch die Polizei.«

K. R.: »Das spielt keine Rolle, Bara. Auch die Polizei darf Sie nicht einfach so mitnehmen.«

B. A.: »Aha.«

K. R.: »Und dann? Was ist dann passiert, Bara?«

B. A.: »Dann haben sie mich auf die Polizeistation gefahren.«

K. R.: »Das Polizeirevier hier in Malmö? Wissen Sie welches? Hat man Ihnen das gesagt?«

B. A.: »Das auf der Porslinsgatan.«

K. R.: »Nicht in das Revier Rosengård?«

B. A.: »Nein.«

K. R.: »Aber das wäre kürzer gewesen.«

B. A.: »Ja. Ich weiß nicht, warum sie nicht da hingefahren sind.«

K. R.: »Und dann hat man Sie verhört?«

B. A.: »Ja. Ich musste in einen kleinen Raum gehen und warten. Erst kam lange Zeit niemand, um mit mir zu sprechen. Vielleicht zwei oder drei Stunden.«

K. R.: »Und die ganze Zeit über hat man Sie im Unge-

wissen darüber gelassen, warum man Sie mitgenommen hat?»

B. A.: »Ich dachte mir schon, dass es um die Tankstelle geht.«

K. R.: »Die Tankstelle?»

B. A.: »Ja. Es gibt eine, nicht weit von da, wo ich wohne. Ich bin hingegangen, um etwas Brot zu kaufen, wir hatten keins mehr. Ich habe die Polizeiautos nicht gleich gesehen, weil sie hinter der Tankstelle standen. Aber als ich reingekommen bin, waren plötzlich überall Polizisten. Ich dachte mir, da muss was passiert sein. Ein Überfall wahrscheinlich.«

K. R.: »Und da hat man Sie mitgenommen?»

B. A.: »Ich wollte raus aus der Tankstelle, ich wollte ja mit alledem nichts zu tun haben, deshalb hab ich mich umgedreht, aber dann rief der Besitzer der Tankstelle, also der Mann hinter dem Verkaufstresen, den Polizisten irgendetwas zu, das ich nicht verstanden habe. Da haben sie mich dann gepackt und zum Auto gebracht.«

K. R.: »Aha. Und auf dem Revier?»

B. A.: »Irgendwann kam jemand. Eine Frau. Erst schien sie nett zu sein. Sie hat mich gefragt, ob ich etwas zu tun gehabt hätte mit dem Überfall. Nein, habe ich gesagt, aber sie glaubte mir nicht. Und dann war sie plötzlich gar nicht mehr freundlich. Sie wurde richtig wütend und laut. Ich habe aber kaum etwas von dem verstanden, was sie gesagt hat, und ...«

K. R.: »Also gab es tatsächlich einen Überfall?»

B. A.: »Ja. Ein paar Jugendliche sind in die Tankstelle gegangen, einer hat ein Messer gezogen und den Besitzer gezwungen, ihnen das Geld aus der Kasse zu geben. Aber das habe ich erst später erfahren.«

K. R.: »Und Sie hatten mit alledem überhaupt nichts zu tun?«

B. A.: »Nein. Wirklich nicht. Ich ... so was mache ich nicht. Das müssen Sie mir glauben.«

K. R.: »Gut. Wieso, glauben Sie, kam die Polizei dann auf die Idee, ausgerechnet Sie mitzunehmen?«

B. A.: »Weil der Mann hinter dem Tresen auf mich gezeigt hat. Ich glaube, der hat den Polizisten erzählt, dass ich einer von denen mit dem Messer war.«

K. R.: »Und was meinen Sie, wie er auf diese Idee kommt? Immerhin muss er ja erst kurz zuvor überfallen worden sein, da sollte man doch meinen, er hätte die Gesichter der eigentlichen Täter noch ganz gut vor Augen.«

B. A.: »Ich weiß nicht. Vielleicht ist es wegen meines Aussehens. Weil ich eben aussehe wie jemand, der nicht aus Schweden kommt. Vielleicht kann der Mann sich schwer Gesichter merken.«

K. R.: »Wie meinen Sie das konkret?«

B. A.: »Na ja, meine Hautfarbe und der Bart. Und weil es doch meistens die Ausländer sind, die so was machen in Rosengård. Ich denke, das denkt auch die Polizei. Deswegen haben sie mich mitgenommen.«

K. R.: »Und man hat Ihnen all diese Vorwürfe auf Schwedisch gemacht, obwohl Sie das gar nicht verstehen?«

B. A.: »Nein. Anfangs war da ein Dolmetscher, der hat Arabisch gesprochen. Aber als sie gemerkt haben, dass ich ein bisschen Schwedisch kann, haben sie den Übersetzer rausgeschickt und dann haben sie auf mich eingeredet, ganz schnell, dass ich kaum ein Wort verstanden habe.«

K. R.: »Man hat Sie unter Druck gesetzt?«

B. A.: »Ich ... ich weiß nicht. Ich weiß nicht, was genau sie gesagt haben und was die eigentlich von mir wollten. Ich hab nur immer wieder gesagt, dass ich nichts von dem

Überfall weiß, aber die haben mir nicht geglaubt. Dann haben sie gesagt, dass sie mich zurückschicken, und Yasur auch, dass wir raus müssen aus Schweden, oder ich glaube zumindest, dass sie das gesagt haben, und dann ...«

K. R.: »Dann?«

B. A.: »Dann weiß ich nicht mehr so genau. Plötzlich war alles wieder da. In meinem Kopf, verstehen Sie? Die Soldaten, und ... meine Mutter, wie sie einfach in unsere schöne Stadt marschiert sind und Unschuldige umgebracht haben – wegen gar nichts! Und dann haben sie dasselbe mit mir gemacht, mich mitgenommen, obwohl ich gar nichts mit dem Überfall zu tun hatte. Mir nicht geglaubt, egal, was ich erzählt habe. Mich verspottet. Aber am schlimmsten war diese Polizistin, die einfach nicht aufhören wollte, auf mich einzureden. Ich habe sie beschimpft, glaube ich. Das waren die einzigen Worte, die mir auf Schwedisch einfielen in dem Moment. Das wollte ich gar nicht, es war nur ...«

K. R.: »Es war verständlich, Bara. Man hat Sie in die Mangel genommen. Man hat Ihnen Unrecht angetan. Die schwedische Polizei hat Ihnen Unrecht angetan, Bara.«

B. A.: »Ich ... ich weiß wirklich nicht, wer das war mit der Tankstelle. Der Besitzer, er muss mich verwechselt haben, glaube ich ...«

K. R.: »Natürlich. Und das haben Sie den Polizisten auch gesagt?«

B. A.: »Ja. Aber ich glaube, da haben die schon gar nicht mehr zugehört.«

K.R.: »Verstehe. Wissen Sie was, Bara? Ich schäme mich. Schäme mich dafür, dass so etwas in unserem Land passieren kann. Aber das wird Wellen schlagen, glauben Sie mir! Ihre Stimme wird nicht ungehört verklingen.«

B. A.: »Ja. Wie Sie meinen.«

K. R.: »Hat man Sie geschlagen, Bara? Hat man Sie auf

dem Polizeirevier verprügelt? Sie müssen sich deswegen nicht schämen, Sie hatten ja überhaupt keine Chance zur Gegenwehr.«

B. A.: »Ich ... also, nein, nicht so richtig. Also ich habe mich erschrocken, als die Polizistin auf mich zukam, sie sah so wütend aus. Weil ich sie doch beleidigt hatte. Das hätte ich nicht tun sollen, das tat mir ja auch leid.«

K. R.: »Hat diese Polizistin Sie geschlagen? Hat diese Polizistin Sie während der Vernehmung geschlagen, Bara?«

B. A.: »Ich ... Ich bin vom Stuhl gerutscht und hingefallen, so, auf die Seite.«

K. R.: »Weil diese Polizistin Sie bedrängt hat?«

B. A.: »Ich hätte sie eben nicht beleidigen sollen. Es war nur ein blauer Fleck.«

K. R.: »Können Sie mir die Verletzung zeigen, Bara?«

B. A.: »Ja, ich denke schon. Aber wie gesagt, das war ein Unfall, nichts weiter.«

K. R.: »Verstehe. Ich verstehe Sie nur zu gut, Bara. Gestatten Sie, dass unser Fotograf ein paar Fotos davon macht?«

B. A.: »Nein, ich denke, das wäre schon in Ordnung. Aber wie gesagt, war es eigentlich auch meine Schuld. Ich hätte mich nicht so einschüchtern lassen sollen von der Polizistin.«

K. R.: »Gut, Bara, ich danke Ihnen. Sagen Sie, würden Sie die Polizistin auf einem Foto wiedererkennen, wenn ich Ihnen eins zeige?«

EINUNDFÜNFZIG

Polizeirevier Malmö-Süd

»Dann wünsche ich mal eine geruhsame Nachtwache«, verabschiedete sich Inspektor Löfgren und zwinkerte Svensson zu, der die heutige Nacht hinter dem Nachttresen des Reviers verbringen würde. Aber so richtig aufmunternd wollte das nicht aussehen, denn eigentlich war in den letzten Tagen niemandem so recht nach Scherzen zumute. Erst diese Sache in Rosengård, an der Svensson ja vielleicht nicht gänzlich unschuldig war, dann die Massenkündigungen von Kollegen angesichts des missglückten Folgeinsatzes und jetzt war auch noch ein Fall in der Presse aufgetaucht, der verdächtig nach Polizeiwilckür klang.

Genau die Art von Öl, welches die Presse mit Vorliebe in ein bereits lichterloh brennendes Feuer goss, auf dass die Flammen hoffentlich noch etwas höher schlagen mochten. Klar, die standen ja nachher auch nur daneben und machten Fotos und schrieben kritische Artikel, um damit irgendwelche dämlichen Preise zu gewinnen. Aber wer stand mitten in den besagten Flammen, durfte sich mit

Steinen bewerfen lassen und den Mist letztendlich ausbaden? Richtig, das blieb dann wie stets an ihnen hängen, und an der Feuerwehr. Das heißt, wenn die sich überhaupt noch reintraute in die entsprechenden Viertel.

Aber wehe, dachte Löfgren, einer von den saubereren Burschen aus Seved oder Rosengård kommt auf die Idee, sich in die feinen Vororte zu verirren, wo ihr Presseheinis in euren Villen wohnt und euch gegenseitig heile Welt vorspielt, oder vergreift sich gar an euren Kindern. Dann schreit ihr Zeter und Mordio. Dann ist es aus mit Refugees welcome, und wem wird zum Schluss vorgeworfen, nicht hart genug durchgegriffen zu haben? Genau, der Polizei.

Deinem ewigen Sündenbock für jede Gelegenheit.

Löfgren klopfte Svensson im Vorbeigehen auf die Schulter und ging dann ohne weitere Worte durch die Glastür hinaus in die Nacht und in den wohlverdienten Feierabend.

ZWEIUNDFÜNFZIG

Svenssons Blick folgte dem Inspektor und dabei fiel diesem auf, dass an der Wand des Gebäudes, das dem Reviereingang direkt gegenüberstand, in großen schwarzen Buchstaben eine Botschaft prangte. RACHE FÜR BARA al-Askari!, wurde dort gefordert.

Ja, klar, dachte Svensson, Rache für dich, Bara al-Askari, wer immer du sein magst. Und wer rächt uns? Wer rächte die geprellten Knochen und blauen Flecken, welche die Kollegen beim Einsatz in Rosengård davongetragen hatten? Verursacht von Steinen, die gezielt in ihre Richtung geflogen waren und nicht nur von den Gangmitgliedern, oh nein. Die hauseigene schwarze Brigade hatte nach Kräften mitgemischt. Wer rächt uns, dachte Svensson, wenn es mal nicht mehr bei ein paar Verletzten bleibt? Wer steht dann für uns ein und schmiert die Wände voll? RACHE FÜR DIE BULLEN!, hat man das schon jemals irgendwo gelesen?

Seine Gedanken kehrten zurück zu jenem Nachmittag, als er von einem muskelbepackten Riesen in eine Ladung Hausmüll geschubst worden war, die er höchstselbst auf dem Fußweg verteilt hatte. War das vielleicht eine Art, sich

in einem Land zu benehmen, in dem man nur zu Gast war? Waren etwa die Schweden in Syrien oder al-Askaristan oder sonstwo einmarschiert und hatten dort die Leute durch die Gegend geschubst?

Svensson schüttelte energisch den Kopf und wandte sich wieder dem Kreuzworträtsel zu, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag. Er hatte wirklich keine Lust, sich mit diesem ganzen Mist noch länger zu beschäftigen, die Nachtschicht war auch so schon schlimm genug, aber nach dieser Sache mit der Dienstwaffe saß er hier vorläufig fest, da war wohl nichts zu machen.

Die Wand gegenüber hingegen würde in ein paar Tagen wieder weiß sein, bezahlt von – dreimal darfst du raten – den braven, schwedischen Steuerzahlern, die jetzt so auf die Polizei und ihre angeblichen Foltermethoden schimpften.

Und dreimal darfst du raten, wer überhaupt keine Steuern zahlt in diesem Land.

Natürlich, die schwarz vermummten Gestalten, welche für eben diese Art von Verschönerungen sorgten. Und da wunderten die sich noch, dass einem da irgendwann der Geduldsfaden riss.

Mist, dachte Svensson, jetzt beschäftige ich mich ja doch wieder damit.

Es konnte einem aber auch den letzten Nerv rauben. Aber genug davon, Schluss damit. Ein Wort für *Überfluss* mit sechs Buchstaben war gefragt.

Zuviel?

Nein, das *I* passte nicht, da musste ein *E* hin, weil das Paradies mit vier Buchstaben waagrecht nun einmal *Eden* war, ganz klar.

Svensson runzelte die Stirn.

Luxus vielleicht?

In diesem Moment gab es einen grellen Lichtblitz und etwas explodierte mit einem mörderischen Knall.

Svensson riss instinktiv den Kopf hoch und sah gerade noch die Flammensäule, die brüllend aus dem Polizeiwagen schoss, der auf der Straße direkt vor dem Haupteingang des Reviers geparkt war.

Etwas krachte gegen die Eingangstür, Glas splitterte und unzählige Scherben regneten in einem funkelnden Kaleidoskop des Feuerscheins auf den Teppichboden. Svensson versuchte, aus seinem Drehstuhl aufzuspringen, doch dabei verhedderten sich seine Beine irgendwo. Er strauchelte, fing sich, stolperte weiter, bis er den Brandmelder erreichte. Durch die nunmehr glaslose Eingangstür wälzte sich eine schwarze Wolke in das Foyer. Ohne darüber nachzudenken, was er tat, schlug Svensson die Scheibe mit bloßer Hand ein, wobei sich ein langer Glasplitter in seinen Handrücken bohrte und die Haut bis auf den Knochen zerfetzte. Er bemerkte es nicht mal.

Mit letzter Kraft hämmerte er auf den Alarmknopf.

15. November

DREIUNDFÜNFZIG

Polizeirevier Malmö-Süd

An dem Schweigen, das urplötzlich über das gesamte Großraumbüro im Revier gefallen war, merkte Agnes, das etwas nicht stimmte. Als sie aufblickte, sah sie auch sofort, was für die abrupte Stille verantwortlich war, oder vielmehr *wer*.

Zwei Männer kamen vom Eingang her auf ihre Nische zu, die ihr als Arbeitsplatz diente, seit die Soko Marlis das Büro in Beschlag genommen hatte, das sie sich sonst mit Henrik teilte.

Zumindest einer dieser beiden Herren, die da mit demonstrativ energischem Schritt auf sie zukamen, war wohl jedem Polizisten spätestens seit seiner Vereidigung bekannt, denn der Mann war Polizeichef Ingmar Nyström. Der andere Mann trug einen schicken und tadellos sitzenden marineblauen Anzug unter einem ebenso kleidsamen Wollmantel. Irgendein sauteures Kaschmirzeugs, keine Frage. Allein seine Krawatte sah so aus, als hätte sie

mehr gekostet als alle Klamotten in Agnes' Kleiderschrank zusammen. Zumindest Agnes kannte auch diesen Mann, und ebenso jeder, der gelegentlich mal die Nachrichten schaute oder Zeitung las.

Justizminister Jonas Viklund.

Sie hatte die beiden erwartet im Laufe des Morgens, ja. Am ehesten, um irgendeine bewegende Ansprache zu halten und an das Durchhaltevermögen der Männer und Frauen zu appellieren, die nach dem Debakel von Rosengård bisher noch nicht gekündigt hatten.

Allein, dass beide gleichzeitig auftauchten und eilig auf ihren Schreibtisch zuschritten, verbunden mit der Tatsache, dass sie sich nicht mal die Mühe machten, ihren Unmut zu verbergen, hatte vermutlich etwas anderes zu bedeuten. Nichts Gutes jedenfalls.

Wer weiß, dachte Agnes mit einem Anflug von grimmigem Fatalismus, vielleicht bin ich meinen Job ja gleich los, noch bevor die internen Ermittlungen überhaupt richtig angefangen haben. Das würde den Kollegen zumindest eine Menge Arbeit ersparen. Und wissen Sie was, Herr Minister, mir auch. Wäre vielleicht nicht mal das Schlechteste.

Dann verdrängte sie den Gedanken und erhob sich.

»Guten Morgen«, grüßte Nyström, als die beiden ihren Schreibtisch erreicht hatten, der Minister nickte knapp in ihre Richtung. Die Hand hielt ihnen keiner von beiden hin.

»Können wir uns irgendwo ungestört unterhalten?«, fragte Nyström und Agnes fand, das hatte etwas von einem Agententhiller aus den Fünfzigern. Fahrstuhl zum Schaffott oder so was, und es gehörte nicht besonders viel Fantasie dazu, sich auszumalen, *wer* gewissermaßen schon auf dem sicheren Weg zu besagtem Fahrstuhl war.

»Sicher«, sagte sie und ging voran.

Sie schritt auf die Tür des provisorischen Hauptquartiers der Soko Marlis zu, öffnete sie und stellte fest, dass dieses Zimmer im Moment tatsächlich leer war, oder zumindest waren keine Polizisten hier.

Die Bilder an der langen Reihe von Flipchart-Tafeln, welche der Fensterfront gegenüberstanden, waren zwar alles andere als ein schöner Anblick, aber doch zumindest eine – wenn auch drastische – Erinnerung daran, warum sie diesen Job eigentlich noch machte. Was sie überhaupt erst auf die Idee gebracht hatte, Polizistin zu werden.

Urzeiten musste das inzwischen her sein. Der Grund, warum sie und ihre Kollegen Tag für Tag im Dreck wühlten und sich dafür noch gelegentlich mit Steinen und Molotowcocktails beschmeißen ließen, hing an der Wand und starrte sie aus großen Kinderaugen an.

Agnes warf dem der Tür am nächsten stehenden Polizisten einen Blick zu, der sagen sollte, dass dieses Zimmer bis auf Weiteres zum Sperrgebiet erklärt worden war, und der nickte ihr zu. Dann schloss sie die Tür von innen und trat zu den beiden Männern, die sie schweigend musterten.

Der Blick des Ministers huschte flüchtig zu den aufgereihten Bildern der Mädchenleichen auf den Flipcharts, die dort nebst den Fotos hingen, die sie zeigten, als sie noch gelebt hatten. Er schaute nicht lange hin. Schließlich blickte er schweigend zum Fenster hinaus.

»Agnes«, begann der Polizeichef. »Ich weiß nicht ... also, ich bin fuchsteufelswild, ehrlich gesagt.«

Beinahe hätte Agnes laut aufgelacht.

Was soll das werden?, dachte sie. *Schimpft er mich tatsächlich aus wie ein kleines Mädchen? Er ist also fuchsteufelswild, na schön. Was glaubt der denn, wie es mir nach dieser hübschen Perlenkette an Schlamassel geht, die ich inzwischen um meinen Hals tragen muss?*

»Diese Sache ist zum Politikum geworden, Agnes. Es ist ...« Nyström räusperte sich. »Die ganze Chose ist explodiert, Agnes! Sie fliegt uns richtiggehend um die Ohren und es ist überhaupt kein Ende in Sicht. Viel schlimmer, als ich geglaubt hatte. Ich ... wir ... also ich, ich habe Ihnen eine Chance geben wollen nach dieser Sache mit dem Iraker. Sie sind angespannt, das sind wir alle. Aber dann schlage ich die Zeitung auf und was muss ich da lesen? Eine Geschichte von einem Kriegsflüchtling, der auf dem Revier verprügelt worden ist, und zwar von Ihnen, Agnes. Von Ihnen.«

»Niemand ist verprügelt worden.«

Der Minister wandte sich ruckartig zu ihr um, musterte sie mit einem langen, schweigenden Blick. Agnes hielt ihm stand, und als er sich wieder abwandte, bemerkte sie einen feucht glänzenden Schweißfilm auf der Stirn von Nyström.

»Und wie kommt überhaupt mein Name in die Zeitung?«, fragte sie. »Was soll das? Wo bleibt denn da der Personenschutz, hm? Glauben Sie vielleicht, die Vipers wissen nicht, wie man mit einem Computer umgeht? Wissen Sie, wie es mir geht, wenn ich nach Hause komme? Was ich meinem Mann und meinem kleinen Sohn erzählen soll? Können Sie mir das verraten?«

Agnes stieß den Atem aus und setzte sich schwer auf die Tischplatte des Tisches, vor dem sie gestanden hatte. Dann senkte sie den Blick und gab sich alle Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten.

Auf keinen Fall, dachte sie. *Auf keinen Fall werde ich vor euch beiden Witzfiguren weinen!*

»Agnes, Sie müssen begreifen«, sagte Nyström. »Es geht nicht mehr länger darum, was passiert ist oder nicht. Sondern darum, was die Leute glauben. Und im Moment glauben sie ...«

»Dass wir aus Langeweile Flüchtlinge verprügeln, weil wir im Grunde nichts als ein Haufen verkappter Nazis sind? Während genau diese ach so toleranten Leute bei jedem Einbruch in ihre beschissenen Kleingärten in Richtung Seved und Rosengård zeigen und uns erklären, da müsste man endlich mal was unternehmen? Ist es das, worum es hier geht?«

»Agnes!«, rief Nyström. »Reißen Sie sich zusammen!«

»Oh, das mache ich«, sagte sie. »Oder finden Sie nicht? Ich habe mich doch eigentlich ganz wunderbar im Griff, die Ermittlungen laufen ja auch ganz prächtig. Das heißt, das würden sie vielleicht, wenn wir überhaupt mal dazu kämen, irgendetwas zu ermitteln, anstatt uns mit Autobomben vor der eigenen Haustür beschäftigen zu müssen. Am Tag nach Rosengård haben zwanzig Kollegen mir die Kündigung auf den Tisch gelegt. Zwanzig! Haben Sie überhaupt eine Vorstellung, was los ist? Auf dem letzten Loch pfeifen wäre noch komplett übertrieben für das, was wir hier tun. Diese ganze Scheiße hier, das ist doch nichts als eine Farce!«

In einer verzweifelten Geste wischte sie einen Stapel Akten vom Tisch. Ungefähr da wurde ihr klar, dass das gerade eben das ganze Revier mitbekommen haben musste. So dick waren die Türen nun auch nicht.

Scheiß drauf, dachte sie, *und wenn schon. Es ist ja nur die Wahrheit, aber wer will die schon hören?*

Dann verschränkte sie die Arme vor der Brust und erwartete, hoffte, sehnte herbei, dass die beiden sie endlich und mit sofortiger Wirkung vom Dienst suspendieren würden.

»Agnes, so können Sie nicht ...«, sagte Nyström, dem der Schweiß in Strömen über die Stirn lief. Doch er verstummte augenblicklich, als ihm der Minister die Hand auf den Unterarm legte.

»Ich verstehe Ihre Verbitterung, Frau Helstrom, glauben Sie mir, das tue ich nur zu gut. Aber ...«

»Aber Sie werden mich leider dennoch suspendieren müssen, nicht? Sagen Sie es schon, und sparen wir uns doch dieses ganze Theater, in Ordnung?«

Der Minister schüttelte den Kopf und wandte sich dann wieder dem Fenster zu. Scheinbar passierte da draußen etwas unsagbar Spannendes. Vielleicht war der schwarze Block wieder mit ein paar Molotowcocktails ange-rückt, um ein paar weitere Autos in die Luft zu sprengen. Vielleicht diesmal seins, das wäre doch ein Spaß!

»So können Sie nicht mit dem Herrn Minister reden, Agnes!«, sagte Nyström. »Das geht einfach nicht!«

Zu seinem Schweißfilm war eine deutliche Spur Zornesröte hinzugekommen. *Der sieht überhaupt nicht gesund aus*, dachte Agnes. *Das sind wirklich die kränklichsten Apfelbäckchen aller Zeiten*. Beinahe hätte sie gegrint.

»Offen gestanden hatte ich so was in Erwägung gezogen«, wandte sich der Minister wieder an Agnes. »Sie feuern zu lassen, nach allem, was passiert ist, aber ...«

»Aber?«

Der Minister wechselte einen schnellen Blick mit dem Polizeichef.

»Es würde zum momentanen Zeitpunkt einfach zu sehr nach einem Schuldeingeständnis aussehen«, murmelte Agnes, und Nyström nickte kaum wahrnehmbar.

So also lief der Hase. Das meinten die beiden also mit Stärke zeigen. Ihre Rolle als schwarzer Peter war also noch nicht vorbei. Man hatte politische Optionen gegeneinander abgewogen und sich für die Möglichkeit entschieden, welche die meisten Optionen angesichts einer zu erwartenden politischen Katastrophe barg. So einfach war das.

»Sie sind eine gute Polizistin, Agnes«, schob Nyström die einlullende Variante hinterher. »Eine ausgezeichnete sogar. Wir wollen Sie nicht verlieren.«

»Was Sie vor allem nicht verlieren wollen, ist wohl ihr Gesicht«, sagte sie. »Darum geht's doch, nicht wahr?«

»Ja«, sagte der Minister, während Nyström unsicher zwischen ihr und seinem Vorgesetzten hin und her blickte.

»Danke«, sagte Agnes. »Dafür, dass Sie mir wenigstens das bisschen Intelligenz zugestehen. Ein wenig Respekt ist vermutlich besser als gar keiner.«

»Dann schlage ich vor, dass Sie die Sonderkommission Marlis um jeden Beamten aufstocken, den Sie irgendwie entbehren können.«

»Sie machen wohl Witze?«

»Sie werden Unterstützung erhalten. Ingmar wird sich darum kümmern.«

»Was?« Nyström starrte den Minister an.

»Aber woher soll ich die denn nehmen?«, schnappte er. »Wir sind alle überlastet, der ganze Apparat ...«

»Sie werden eine Möglichkeit finden«, sagte Viklund. »Diese Sache hat momentan absolute Priorität. Finden Sie diesen Kindermörder und finden Sie ihn schnell! Sorgen Sie dafür, dass die Presse neues Futter bekommt, auf das sie sich stürzen kann. Und das uns ausnahmsweise mal nicht als völlige Versager dastehen lässt.«

Agnes nickte und der Minister erwiderte die Geste, beinahe wie ein stummes Einverständnis zwischen ihnen. Dann drehte sich Viklund wieder zum Fenster um.

»Gut«, sagte Agnes und wandte sich zum Gehen, ohne Nyström noch eines einzigen Blickes zu würdigen.

»Und beten Sie zu Gott«, sagte der Minister leise, »dass der Täter nicht aus Rosengård stammt. Sonst haben wir offenen Krieg in den Straßen.«

Merkwürdig, dachte Agnes, als sie ging. Und ich habe geglaubt, den hätten wir längst.

VIERUNDFÜNFZIG

Das Versteck

Der große Mann ist zurück, und er hat einen Pappkarton dabei.

Bevor er gegangen ist, hat er ihre Hände wieder hinter ihrem Rücken gefesselt, und diesmal hat er das Klebeband besonders fest um ihre Handgelenke gewickelt.

Die Stuhllehne schneidet in die Muskeln ihrer Oberarme, drückt die dort befindlichen Blutgefäße ab. Sie spürt das Kribbeln in den Armen, ihre Hände fühlen sich an wie zwei große Nadelkissen. Bald werden sie vollkommen taub sein.

Mit dem Rest des silbergrauen Klebebands hat er ihre Fußknöchel mit den Beinen des Klappstuhls verbunden, damit sie nicht aufstehen kann. Sie fragt sich, warum er sie nicht einfach zurück in den Käfig gesteckt hat wie zuvor. Als ihr eine mögliche Antwort auf diese Frage dämmert, beginnt sie wieder zu weinen, obwohl sie glaubte, gar keine Tränen mehr in sich zu haben.

Sie hat seit Stunden Durst, doch inzwischen hat sie sich

auch daran gewöhnt, genau wie an den unsäglichen Gestank ihrer eigenen Fäkalien und der vergammelten Essensreste, die er in einer Ecke des Raumes aufgestapelt hat.

Er hockt sich vor sie hin, lächelt sie an. Hält ihr den Pappkarton hin, als ob sie danach greifen könnte, aber das kann sie natürlich nicht, weil ihre Arme ja gefesselt sind. Sie kann überhaupt nichts machen.

Er nimmt den Karton in eine Hand und streichelt ihr mit der anderen über den Kopf. Sanft, beinahe vorsichtig – er verliert sich in ihrem schmutzigen, blonden Haar und sein Blick wird wieder abwesend, scheint in weite Ferne zu schweifen. Nach einer Weile kommt er wieder zu sich und scheint sich an etwas Wichtiges zu erinnern.

Da ist dieser Glanz in seinen Augen wie ein kleiner Junge, der ein ganz besonders tolles, neues Spiel erfunden hat. *Und vielleicht hat er das ja, denkt sie. Vielleicht ist das sein allerbestes Spiel und mein letztes.*

Der große Mann hat Mühe, die Box zu öffnen.

Seine Finger sind kräftig, aber es ist, als beherrschte er sie nicht ganz, als hätten sie einen eigenen Willen. Nachdem er eine Weile an dem Deckel herumgefummelt hat, zieht er ihn schließlich in die Höhe, bis er ihn von der Schachtel loshat, dann legt er ihn vorsichtig beiseite und hält ihr erneut den nun offenen Pappkarton unter die Nase.

Sie will nicht reinschauen, aber er nimmt einfach ihren Hinterkopf in seine gewaltige Pranke und zwingt sie, auf den Boden der Schachtel zu blicken.

Ein kleiner Vogel liegt darin und rührt sich nicht.

Das ist ein Spatz, weiß sie.

Sie muss schluchzen, als sie das kleine, reglose Federbündel so liegen sieht. Dieses kleine Lebewesen, das dieser Riese mit den ungeschickten Händen in einen Pappkarton

gesperrt hat, bis es darin erstickt ist. Warum tut ein Mensch so was?

Wie das kleine Tier gekämpft haben muss! Allein, in der Finsternis, während seine Bewegungen schwächer und schwächer werden. In gewisser Weise erscheint ihr das beinahe noch grausamer als das, was der Mann *ihr* angetan hat, oder: Was er ihr bisher angetan hat. Vielleicht, weil der kleine Vogel so arglos ist. Niemandem etwas getan hat oder je getan hätte, noch nicht einmal aus Versehen, denn er ist ja nur ein Tier. Gar nicht fähig, jemandem etwas Böses zu wollen. Sie dagegen ...

»Vogel!«, sagt der Mann und deutet stolz auf das Tier, während er seine fleischigen Lippen zu einem Grinsen verzieht. »Ole, Vogel fang!«

Ja, das hast du, denkt sie.

Und mich hast du auch gefangen und eingesperrt und vielleicht ist dir ja gar nicht klar, wie grausam das ist. Oder du begreifst es nur zur Hälfte. Aber das spielt bald alles sowieso keine Rolle mehr.

Sie lächelt ihn durch ihre Tränen an.

Es spielt keine Rolle mehr.

Und da lächelt Ole zurück. Es ist nicht das abwesende, debile Grinsen, das er sonst an den Tag legt. Es ist anders jetzt, menschlicher. Und das, begreift sie, liegt an seinen Augen.

»Du bist traurig«, sagt er und sie staunt ein bisschen. Es ist ein ganzer Satz, der erste, den er zu ihr gesagt hat. Das erste Mal, dass er beim Sprechen nicht aussieht, als kämpfte er gegen furchtbare Krämpfe, die seinen Körper schütteln. Nach einer Weile hört er auf zu lächeln, schaut auf den Vogel im Karton hinab, dann wieder auf sie.

Und dann dämmert so etwas wie Begreifen in seinen Augen.

»Tot«, sagt er und lässt den Kopf hängen. Dann langt er mit einem seiner dicken Finger in die Schachtel und stупst den kleinen Körper darin sanft an.

Da bewegt sich der kleine Körper.

Überrascht zieht Ole den Finger zurück. Doch, eindeutig, der linke Flügel des Vogels hat gezuckt. Da, noch einmal. Dann, als würde ihn ein elektrischer Schlag durchzucken, bewegt sich der Vogel, schlägt mit den Flügeln und – ist erwacht!

Der Spatz lebt noch.

Aus Oles breiter Brust kommt ein überraschtes Glucksen, aber die Freude darin ist unverkennbar. Als er wieder das Gesicht hebt und sie ansieht, ist alles Böse aus seinem Antlitz gewichen, als hätte es jemand fortgewischt. Da ist nichts als die arglose Freude eines kleinen Kindes, das Zeuge von etwas Wunderbarem geworden ist.

Und für diesen einen Augenblick vergisst auch sie, wo sie ist und warum, und was er ihr während der letzten Tage angetan hat. Für einen Augenblick lacht sie mit ihm, freut sich, dass etwas zum Leben erwacht ist, hier unten, inmitten all des Unrats und des Schmutzes und des bestialischen Gestanks, und des Todes.

Der Vogel kommt auf seine Beine, hüpf. Einmal, zweimal, dann dreht er das winzige Köpfchen, schaut aus kleinen Knopfaugen zu ihnen hoch. Plustert sich auf, hüpf wieder.

Und dann flattert er einfach aus dem Karton heraus.

Einfach so.

Ole lässt den Karton fallen und springt auf, die große Pranke nach dem Vogel ausgestreckt, während er fröhlich ruft: »Ich fang ihn noch mal! Ole fängt das Vögelchen noch mal! Komm her, Vögelchen!«

Doch der Spatz, zu neuem Leben erwacht, ist schneller.

Er fliegt geradewegs auf das abgeklebte Kellerfenster zu, obwohl ihm das natürlich nichts nützen wird, denn das Fenster ist immer geschlossen. Nicht einmal Licht dringt dort hindurch.

Doch dann geschieht etwas, womit das Mädchen nicht gerechnet hat.

Ole streckt sich, bis er zu dem Fenster hinaufliegen kann, tastet nach dem Griff, der es verschließt, und beginnt, daran herumzudrücken. Nach einer Weile gelingt es ihm, den Hebel nach unten zu ziehen, und das Fenster kippt nach innen. Trübes graues Sonnenlicht fällt in den Raum und beinahe glaubt das Mädchen, die frische Luft draußen riechen zu können.

Die Freiheit.

Der Vogel, der die ganze Zeit unweit des Fensters auf einem Mauervorsprung gesessen hat, hüpfte auf die umgeklappte Fensterscheibe, dann auf den Rahmen, das Fensterbrett und – flattert dann durch das offene Fenster davon. In das Draußen. In die Freiheit.

Ist verschwunden.

Ole dreht sich zu ihr um, sein Gesicht ist erfüllt von kindlicher Freude, auf seinen schmutzverkrusteten Wangen glitzern Tränen.

»Du hast ihn frei gelassen«, sagt sie mit brechender Stimme.

Es ist überhaupt das Erste, was das Mädchen zu Ole sagt, seit sie in dem Keller ist.

»Ja«, sagt Ole und nickt aufgeregt. »Frei gelassen. Ole hat das Vögelchen frei gelassen. Damit es fliegen kann.«

FÜNFUNDFÜNFZIG

Hochschule Malmö

Freja Karlsson war nicht leicht zu finden dieser Tage. Nachdem man Henrik vom Pförtner zum Sekretariat der Fakultät und von da in die Cafeteria weitergeschickt hatte – alles ergebnislos natürlich –, beschloss er, dass er eine Pause brauchte.

Die Hochschule war ihm ein fremder Ort, oder doch ungewohnt. Nicht *eine* Hochschule als solche, natürlich, doch diese hier hatte stets eine besondere Rolle in seiner Beziehung zu Elsa gespielt. Und nicht erst, seit sie ihn zu Sex auf der öffentlichen Toilette verführt hatte.

Er musste ein bisschen grinsen. Wie vielen von Elsas Studenten war er schon auf dem Flur begegnet, ohne dass diese ahnten, was er mit ihrer Frau Professorin getrieben hatte, oder, um der Wahrheit in diesem speziellen Fall die Ehre zu geben: sie mit ihm. Henrik hatte gehört, dass die Studenten Elsa mochten, und warum auch nicht? Sie war jung, erfolgreich und überaus gut in dem, was sie tat. Darüber hinaus konnte man sehr gut mit ihr klarkommen,

wenn man gewisse Grenzen respektierte. Und sie hatte keinerlei Hemmungen, diese Grenzen klarzumachen oder zu sagen, was sie wollte.

Einmal davon abgesehen, dass sie vermutlich die heißeste Professorin war, welche je in diesen altehrwürdigen Hallen wandeln würde. Und das inmitten spätpubertierender Jugendlicher.

Sie trug das Herz auf der Zunge, hätte Henriks Mutter es wohl genannt, wobei er bezweifelte, dass sie von Elsa ebenso begeistert gewesen wäre wie deren Studenten. *Vermutlich nicht*, dachte er. Vermutlich hätte sie Elsa als *ein wenig zu modern* empfunden und viel zu hübsch, insgeheim. Aber schließlich und glücklicherweise hatte seine Mutter auch nichts zu sagen in dieser Angelegenheit.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte ein hochgewachsener junger Bursche mit auffallend gut frisiertem Haar und einem Lächeln, das so strahlend weiß war, dass es nur falsch sein konnte. Oder aber, der Bursche putzte sich im Fünf-Minuten-Takt die Zähne.

Henrik blieb stehen und musterte ihn.

»Könnte schon sein«, sagte er dann. »Wie heißen Sie denn?«

»Jacob Söderlund. Und Sie sind?«

»Ich bin Kriminalkommissar Andersson.«

»Oh.«

»Ja. Kennen Sie eine Studentin namens Freja Karlsson?«

»Freja? Äh, ja klar. Nur genau genommen ist sie keine Studentin mehr. Sie ist Doktorandin.«

»Aber Sie kennen sie?«

»Äh, ja. Klar. Sie hält gerade ein paar meiner Vorlesungen. Aber ... also, ist es wegen ... ich meine, ihr ist doch nichts passiert oder so?«

»Warum fragen Sie das, Jacob?«

»Äh, kein Grund. Nur so. Ich meine, die Polizei und das alles.«

Henrik betrachtete den jungen Mann genau. Sein makellos gebräunter Teint hatte nun deutlich an Farbe verloren, und der nervöse Blick in seinen Augen ließ Henrik vermuten, dass er mehr als nur ein bisschen neugierig war. Dem war vielmehr unwohl in der Nähe der Polizei. Die Anzeichen dafür kannte Henrik, wie jeder Polizist mit ein paar Dienstjahren auf dem Buckel, zur Genüge. Die Frage war: Hatte der junge Mann einen Grund dazu?

»Würden Sie mich hinführen?«

»Was?«

»Zu Frau Karlsson. Sie wissen doch, wo sie ist, Herr Söderlund?«

»Ja, also ich vermute zumindest, dass sie noch im Hörsaal ist. Da habe ich sie jedenfalls vorhin noch gesehen. Es ist da drüben, die große Doppeltür, Sie können's gar nicht verfehlen.«

»Danke. Und Ihnen geht's gut, Jacob?«

»Was? Ja. Klar. Warum fragen Sie?«

»Ach, kein Grund«, sagte Henrik und schenkte dem jungen Mann noch einen prüfenden Blick. Denn drehte er sich um und ging in die bezeichnete Richtung zu der großen Doppeltür hinüber.

Jacob Söderlunds aufmerksamer Blick folgte ihm.

SECHSUNDFÜNFZIG

Henrik fand Freja an einem kleinen Schreibtisch neben dem Podium des Hörsaals. Sie schien völlig vertieft in ein paar dicht beschriebene Blätter zu sein, die vor ihr auf dem Tisch lagen, und die sie rasch mit einem gezückten Kugelschreiber durchging, während sie hier und da einen Strich machte oder eine Bemerkung hinkritzelte.

»Hej«, sagte er, als er das Pult erreicht hatte.

Freja sah auf und sah ihn aus großen blauen Augen an. Groß, weil sie sein plötzliches Auftauchen offenbar aus tiefen Gedanken gerissen hatte – um nicht zu sagen, dass sie erschrocken dreinblickte. Und zu seinem Leidwesen musste Henrik gestehen, dass das ein ziemlich einnehmender Anblick war. Dieses Mädchen mit den roten Haaren war aus der Nähe noch ein bisschen hübscher, als sie von Ferne und auf den Fotos gewirkt hatte. Und mindestens genauso hübsch, wie er sie sich vorgestellt hatte, als er damals mit Elsa im Bett ... als sie über Freja gesprochen hatten.

Jetzt war es beinahe an Henrik, rot zu werden.

Hastig schob er den Gedanken an seine Fantasie, die

beiden Frauen betreffend, beiseite und hielt ihr die Hand hin. Die sie geflissentlich ignorierte, während der Ausdruck der Überraschung allmählich aus ihrem Gesicht wich.

»Ich hoffe, ich habe Sie nicht allzu sehr erschreckt. Ich bin Henrik Andersson. Polizei Malmö.«

»Freja Karlsson«, sagte sie und ergriff dann zögernd seine Hand.

»Ich weiß«, sagte Henrik lächelnd. »Sie habe ich gesucht.«

»Oh«, machte sie. »Ach so.«

Ihre Augenbrauen rutschten in die Höhe und mit einem Mal wusste Henrik, woran sie ihn erinnerte. An eins dieser Pin-up-Girls im Fünfzigerjahre-Stil, die einem bevorzugt von Kalendern in irgendwelchen Autowerkstätten entgegenlächelten. Es gab ein paar, für die hätte dieses Mädchen Modell stehen können. Und sich vorzustellen, dass diese sanft geschwungenen, vollen Lippen die von Elsa geküsst hatten und ...

Krieg dich auf die Reihe, Henrik, ermahnte er sich selbst. *Deswegen bist du nicht hier und außerdem ist so was ausgesprochen unprofessionell. Und verdammt sexy.*

Klappe, Henrik.

»Keine Angst«, sagte er lächelnd. »Ich bin nicht wegen Ihnen hier. Ich suche Elsa. Sie hilft uns gerade in einem Fall und, na ja, es gibt da eine Sache, in der ich sie gern um ihren Rat gefragt hätte. Allerdings ... Na ja, sie scheint wie vom Erdboden verschluckt, geht nicht mal an ihr Handy.«

»Ja«, sagte Freja, »das tut sie manchmal. Die Arbeit vermutlich, wenn sie sich da erst reinvertieft ... So ist sie eben. Kann *ich* Ihnen vielleicht weiterhelfen?«

»Oh, das ist nett«, sagte Henrik. »Wirklich. Aber es geht um Details zu einem Fall, und ich fürchte, nur Elsa hat die ausreichende Befugnis.«

»Ach so. Verstehe.«

»Aber trotzdem danke für das Angebot. Sie sind Elsas Assistentin, ja?«

»Na ja, momentan wohl eher ihre Vertretung. Hat sie denn von mir gesprochen?«

Jetzt zog sie die Stirn ein wenig kraus und ja, auch das sah verdammt niedlich aus. So gar nicht nach einem Mädchen, das auf Sexspielchen mit Schusswaffen steht.

Himmel, Henrik, krieg das endlich aus deinem Kopf!

»Sie hat Sie mal erwähnt, ja«, sagte Henrik. »Und in den höchsten Tönen gelobt, übrigens.«

»Oh.«

»Ja. Sagen Sie, auf dem Gang ist mir ein junger Mann begegnet, ein Jacob Soundso ...«

»Söderlund.«

»Ja. Scheint mir ein netter Junge zu sein.«

»Dann sind Sie wohl nicht so sein Typ.«

»Wie meinen?«

»Na ja, dieser *nette* Junge baggert üblicherweise alles an, das nicht bei drei auf den Bäumen ist. Sogar bei mir und Elsa hat er das schon versucht. Vergeblich natürlich.«

Und kann man ihm das verdenken?

»Wie bitte?«, fragte Henrik. »Der Junge ist doch ein Student, ich meine, wie alt mag der sein?«

»Na, danke schön«, sagte sie. Aber sie lächelte dabei.

»So hatte ich's nicht gemeint. Ich bin nur ein bisschen verwundert. Ich meine, ist doch seltsam, dass so einer ausgerechnet Psychologie studiert. Finden Sie nicht?«

»Ach, eigentlich ist er harmlos. Man muss ihn eben nur ab und zu mal in seine Schranken verweisen.«

»Na, wenn Sie das sagen.«

»Und wie kann ich Ihnen noch helfen, außer mit der Information, dass ich ebenfalls nicht weiß, wo Elsa ist, und

ebenfalls schon eine ganze Weile vergeblich versuche, sie zu erreichen?»

»Ach, tun Sie das?»

»Ja. Es gibt ein paar Arbeiten, die sie sich mal ansehen sollte. Und wenn es geht, noch vor den Semesterferien, aber ... na ja, sie wird schon wieder auftauchen, nicht wahr?»

»Hm«, machte Henrik und nickte nachdenklich. »Irgendeine Idee, wo sie sein könnte, wenn sie so vom Erdboden verschwindet? Hat sie vielleicht ein Versteck oder so was?»

»Nein!«, sagt Freja, fast schon ein bisschen zu hastig. Dann leiser: »Also nicht, dass ich wüsste, und ...«

»Aber Sie beide kennen sich doch ziemlich gut, oder?»

Vollidiot, schoss es Henrik durch den Kopf. *Geht's vielleicht noch ein bisschen direkter?*

Andererseits war es genau diese Herangehensweise, die manchmal die erstaunlichsten Fakten ans Licht zerrte.

»Ich bin schon eine Weile ihre Assistentin, ja. Wenn Sie das meinen.«

»Klar. Aber kennen Sie sie privat?»

»Na ja, soweit man Elsa eben privat kennen kann.«

»Stimmt«, sagte Henrik und lächelte verständnisvoll. Das war dünnes Eis, die gesamte Unterhaltung. Alles hing davon ab, ob Pin-up-Girl ihn als Verbündeten ansehen würde oder als Nebenbuhler. Aber er wagte sich noch ein bisschen weiter auf den zugefrorenen See hinaus.

»Wissen Sie, ich hatte die Idee, sie bei Gelegenheit mal mit etwas Besonderem zu überraschen, wissen Sie? Ihr eine kleine Freude machen, oder so was. Als Dankeschön für ihre Hilfe und das alles.«

»Sie wollen Elsa überraschen?»

»Ja, klar, warum nicht?»

»Okay, und an was dachten Sie da?» Jetzt runzelte sie

wieder die Stirn, während sie ihn aus skeptischen blauen Augen musterte.

»Ich weiß nicht, irgendwas Offizielles.«

»Offizielles?«

»Okay, ertappt«, sagt er dann. »Ich denke darüber nach, einen Ring zu kaufen. Jetzt wissen Sie's, okay? Aber verraten Sie ihr das bloß nicht!«

»Einen ...?«

Freja Karlsson wurde abwechselnd weiß, dann wieder rot, was man auf ihrer blassen Haut besonders gut sah. Was in etwa die Wirkung war, die Henrik mit seinem erfundenen Geständnis bezweckt hatte. Da war noch eine Menge im Spiel zwischen ihr und ihrer Chefin, keine Frage.

Und, so musste er sich leider ebenfalls eingestehen, falls sie jemals so etwas wie Sympathie für ihn empfunden hatte, so war diese jetzt komplett verflogen. Der kurze Blick, den er kassiert hatte, sprach Bände, auch wenn er schnell wieder von aufgesetzter Gleichgültigkeit überlagert wurde. Sie war gut, diese Freja Karlsson. Aber niemand war *so* gut, wenn es um Gefühle ging.

»Sie wollen Elsa heiraten?«, fragte sie, und beinahe hätte er ihr die neutrale Stimme abgenommen. Beinahe.

»In diese Richtung hatte ich gedacht, ja.«

»Das heißt, Sie sind dieser ... also dann sind Sie das? Oh, mein Gott.«

Als ob du das nicht die ganze Zeit gewusst hast, dachte Henrik.

»Hat sie etwa von mir erzählt?«, grinste Henrik. »Na, dann hoffe ich, nur das Schlechteste.«

Sie kicherte, und auch das klang verblüffend echt. Beinahe so, als würden sie lockere Konversation betreiben. Aber die weiß hervortretenden Fingerknöchel an ihren Händen, mit denen sie die Tischkante umklammerte, spra-

chen eine deutlich andere Sprache. Unter der Oberfläche tobte ein Krieg.

»Klar, hat sie«, sagte sie und zwinkerte ihm verschwörerisch zu. »Da haben Sie sich ja was vorgenommen, das ist Ihnen hoffentlich klar, ja?«

»So einigermaßen. Deshalb wollte ich auch etwas ganz Besonderes machen, ganz klassisch, sozusagen.«

»Klassisch?«

»Ich wollte mich ihren Eltern vorstellen. Und bei ihrem Vater um Elsas Hand anhalten, ganz offiziell. Wie finden Sie das?«

Das Lächeln auf Frejas Gesicht gefror.

Ein bisschen wie Wasser auf einem See im Winter, fand Henrik, nur im Zeitraffer.

»Das ist wohl keine so gute Idee, fürchte ich«, sagte sie merklich kühler.

»Oh«, sagte Henrik. »Und wieso nicht?«

»Ihre Eltern sind beide tot. Gestorben, als sie neun Jahre alt war. Danach hat sie bei ihren Großeltern gelebt.«

Ich weiß, dachte Henrik. Aber ich finde es überaus interessant, dass Sie das ebenfalls wissen, Frau Karlsson, als ihre Assistentin.

Blieb die Frage, was sie noch so alles wusste. Irgendwie fand er das Lächeln der rothaarigen Pin-up-Schönheit von Minute zu Minute weniger anziehend.

»Oh je, das tut mir leid zu hören«, sagte Henrik. »Da habe ich ja großes Glück, dass ich Sie getroffen habe. Das wäre mächtig in die Hose gegangen, wenn ich versucht hätte, das aus Elsa herauszubekommen.«

»Na ja, sie geht auch nicht gerade hausieren damit, verständlicherweise.«

»Verständlicherweise.«

»Und ihre Großeltern, leben die noch?«

Freja schüttelt den Kopf.

»Elsa ist in Skogby aufgewachsen, aber als sie zu studieren begonnen hat, sind ihre Großeltern zurück nach Ystad gezogen. Ihrem Großvater gehörte eine Werft hier, wussten Sie das?«

»Nein. Eine Werft?«

»Ja, unten am Industriebahnhof. Er hat sie schließlich verkauft an irgendeine ausländische Firma, und die haben alle Arbeiter entlassen und den Laden dichtgemacht und das war's dann.«

»Oh je.«

»Ja, seitdem rostet das Ding vor sich hin.«

»Aber das Gebäude steht noch?«

»Ich glaube schon, ja, so einigermassen. Aber nicht mal Elsa traut sich da rein, sie hat richtig Schiss vor dem Ding, das hat sie mir mal verraten. Also sollten Sie das besser ebenfalls nicht erwähnen.«

»Werd's mir merken, danke! Sie sind wirklich ein unerschöpflicher Quell nützlicher Informationen.«

»Na ja, das mit der Werft muss dem alten Herrn wohl das Herz gebrochen haben. Kurz darauf ist er nämlich gestorben, und Elsas Großmutter lebte danach auch nicht mehr lange. Sie haben Elsa aber ein kleines Vermögen hinterlassen nach dem Verkauf der Werft. Den Porsche hat sie zum Beispiel schon gefahren, als sie selbst noch studiert hat.«

»Wow, das hat sicher Eindruck gemacht«, sagte Henrik.

»Nicht so sehr wie ihre akademischen Leistungen«, stellte Freja richtig.

Oder ihre äußerlichen Reize, ergänzte Henrik in Gedanken, denen du dich auch nicht gerade gut entziehen kannst, wie?

Henrik zuckte mit den Schultern und sagte: »Okay, ich

merke schon, meine originellen Verlobungsideen werden nicht so gut ankommen. Na ja, dann werde ich ihr das blöde Ding wohl einfach mal bei Gelegenheit in die Hand drücken.«

»Na, Sie sind ja ein echter Romantiker.«

»Ja, nicht wahr?«

»Sie könnten's doch an eine Kerze binden oder in einem Dessert verstecken oder so«, schlug die ganz und gar reizende Freja vor und lächelte ihn verträumt an. Und hasste ihn dabei bis aufs Blut, dessen war sich Henrik sicher.

»Bestimmt nicht«, sagte Henrik. »Am Ende verschluckt sie sich noch dran und ich käme um die Chance, mir einen Korb von ihr zu holen.«

Sie lachte, ein glockenheller Laut.

»Vielleicht kriegen Sie gar keinen Korb«, sagte sie und streckte die Hand nach seiner aus, um sie ein bisschen zu tätscheln. Aber Henrik bemerkte, wie kalt ihre Hand dabei war.

Ein paar Minuten später verließ er den Hörsaal wieder und fummelte nach dem Handy in seiner Jackentasche. Er würde Elsa bei Gelegenheit fragen müssen, wie viel von ihren intimen Informationen über Elsa sie tatsächlich aus erster Hand erfahren hatte, und was davon das Resultat des detektivischen Spürsinns war, den die meisten Stalker irgendwann entwickelten. Denn, da war er inzwischen sicher, genau das war Freja Karlsson. Eine Stalkerin, die in ihre Chefin verknallt war. Und vielleicht war sie auch mehr als das.

SIEBENUNDFÜNFZIG

Hochschule Malmö, psychologische Fakultät, Elsa
Mattssons Büro

Mit zitternden Fingern holte Freja das Paket aus der Schublade in Elsas Schreibtisch. Das allein war vermutlich eine ausgesprochen waghalsige Idee, weil sie vor allem auf der Annahme beruhte, dass Elsa auch in den nächsten Tagen noch so sehr von ihrer Arbeit für die Polizei beansprucht werden würde, dass sie nicht an der Uni auftauchte.

Andererseits war das Paket direkt an Elsa adressiert worden. Und sie hatte es angenommen, unter Zeugen. Was wiederum nahelegte, dass sie die Tatsache, es geöffnet zu haben, nicht lange würde verbergen können, wenn diese Katze erst mal aus dem Sack war. Bloß, dass es keine Katze war und kein Sack, sondern ...

Sie zwang sich, die beiden Klappen zu öffnen, die das Paket lose verschlossen. Wahrscheinlich könnte sie es einfach mit Klebeband wieder zumachen. Oder es verbrennen, ja das war vermutlich das Beste. Bloß dass, wer immer

das geschickt hatte, damit vermutlich eine Reaktion provozieren wollte – bei ihr, bei Elsa oder für wen das Paket nun eigentlich bestimmt gewesen war – und wenn die ausblieb? Wer konnte sagen, was dann geschah?

Freja zwang sich, den Blick zu senken. Mit spitzen Fingern griff sie nach der Serviette, die sie über den Inhalt des Pakets gebreitet hat, dann zog sie sie beiseite.

Sie presste sich die freie Hand vor den Mund, so schlimm war der Gestank aus dem Paket inzwischen. Der kleine Vogelkörper hat offenbar schon zu verwesen begonnen.

Minuten später stürmte Freja aus dem Büro, das Päckchen, inzwischen wieder fest mit Klebeband umwickelt, unter den Arm geklemmt. In ihrer Hast bekam sie kaum mit, dass ihr Jacob Söderlund aus dem Weg springen musste, der offenbar unterwegs zu Elsas Büro war.

»Hey!«, rief er ihr hinterher. »Was ist denn in dich gefahren?«

Doch sie hörte ihn gar nicht.

ACHTUNDFÜNFZIG

Das Versteck

Der riesige Mann zuckt zusammen, als er das Geräusch des Schlüssels hört, der oben an der Tür im Schloss gedreht wird. Dann Schritte, tap, tap, tap, die Treppe runter.

Sein massiger Kopf fährt herum und er blickt aus Augen, die viel zu müde sind und deshalb furchtbar brennen, auf die Gestalt, die vor ihm steht.

Sie trägt Gummistiefel und einen gelben Regenmantel, der ihr bis über die Knie reicht. Unter der Kapuze ist im schummerigen Licht des Kellers kein Gesicht zu erkennen, nur ein schwarzes Loch. Ein schwarzes Loch, aus dem die Stimme kommt. So wie es immer war.

Eine Stimme, die sich in seine Gedanken brennt wie flüssiges Eisen. Ole hasst diese Stimme leidenschaftlich, aber er liebt sie mindestens genauso sehr.

Er könnte es nicht ertragen, wenn diese Stimme eines Tages verstummte, das wäre das Ende von allem. Deshalb nimmt er auch schon lange seine Pillen nicht mehr – weil er die Stimme hören *muss*. Er hat seitdem öfter Kopf-

schmerzen und es fällt ihm zunehmend schwerer, sich zu konzentrieren, und manchmal – manchmal ist da diese Wut und es gibt nur eine Möglichkeit, sie rauszulassen.

Er muss an den Vogel denken – dieses fragile Leben in seiner großen Hand, die sich um den kleinen Leib schließt und zudrückt, und das kleine Herz, das panisch in der winzigen Brust zu flattern beginnt, als der Vogel begreift, dass es für ihn zu Ende geht.

Aber hat er das getan?

Hat er den Vogel *wirklich* getötet?

Oder ist er davongeflogen?

Frei?

Ole weiß es nicht mehr.

»Ole«, sagt die Stimme und er konzentriert sich wieder auf das Hier und Jetzt, auf die Stimme.

Als die Hand ihn am Kopf berührt, schließt er die Augen. Oles gesamter Körper streckt sich der Berührung dieser Hand entgegen. Wie ein Hund, ein geprügelter Hund, der doch immer wieder aufs Neue zurückkehrt zu der Hand, die ihn füttert und züchtigt. *Ja*, denkt Ole, das könnte ihm gefallen. Und vielleicht muss diesmal der kleine Hund nicht sterben.

Aber: Gibt es einen Hund, oder hat er auch das nur geträumt? Er weiß es nicht, alles scheint ihm zu entgleiten. Gedanken, in dicke Watte gepackt, die kommen und gehen.

»Ole, du bist mir immer der Liebste gewesen von allen«, sagt die Stimme aus dem schwarzen Loch unter der Kapuze, und Ole glaubt es. Es gibt nichts, das er mehr glauben möchte als das. Als dass die Stimme ihn liebt. Denn das würde bedeuten, dass alle Züchtigung, die er von der Hand erfahren hat, nur ein Zeichen tiefer Liebe sind. So sehr will er das glauben.

Aber Ole ahnt bereits, dass er einen Fehler gemacht hat,

einen furchtbaren Fehler. Diese Erkenntnis, die er verdrängt hat, dämmert jetzt, da die Stimme zu ihm spricht, wieder in ihm auf. Er kann sich bloß nicht mehr daran erinnern, worin genau sein Fehler bestand.

Die Gestalt in der Kapuze durchschreitet den kleinen Raum, bleibt vor dem Stuhl mit den gelösten Fesseln stehen, dann geht sie weiter, zum Käfig, hebt die Decke und

...

»Was ist passiert?«, fragt die Stimme.

Die Stimme spricht nicht besonders laut, aber dennoch zuckt Ole bei jedem Wort zusammen.

»Was um alles in der Welt hast du getan?«

Mit zwei Schritten ist die Gestalt bei ihm, das grelle Gelb ihres Regenmantels rast heran, und dann ist sie über ihm. Jetzt *brüllt* die Stimme und wirkliche Schläge prasseln auf Ole ein wie schwere Regentropfen, aber das bekommt er kaum mit.

Denn ihm ist eingefallen, *was* er falsch gemacht hat.

Schluchzend geht er zu Boden, während die Gestalt jede Kontrolle verliert. Schläge und Tritte prasseln auf den großen Mann ein, der sich auf dem Boden zusammenkrümmt wie ein Baby. Er kann das Salz seiner eigenen Tränen schmecken und den Rotz und dann das Blut, als ihn ein Stiefeltritt mitten im Gesicht erwischt.

»Es war ... war nicht meine Schuld«, wimmert er, aber er weiß, dass er das alles verdient hat, die Tritte und die Schläge und den Schmerz. Denn es ist *alles* seine Schuld und niemandes Schuld sonst.

Allein die Schuld von Ole, dem großen, dummen Jungen.

Dann hören die Tritte und Schläge abrupt auf, und Ole liegt stumm in seinem Elend auf dem kalten Betonboden.

Aber es ist wahr – er hat das alles verdient.

»Sie ist in meinen Kopf rein, mit ihrer Stimme«, schluchzt er leise, aber selbst er weiß, dass das keine Entschuldigung ist. Für das, was er getan hat, gibt es keine Entschuldigung.

»Sie hat gesagt, dass sie meine Freundin sein will«, sagt er, doch inzwischen ist ihm längst klar, dass das Mädchen gelogen hat. Niemand möchte der Freund von einem sein, der so ist wie er. Einem Gestörten. Einem Mörder. Einem, der Vögel mit seiner Hand totmacht und kleinen Hündchen den Bauch aufschneidet. Nur die Stimme unter der Kapuze spricht die Wahrheit. Die einzige Wahrheit, die es in Oles Leben je gegeben hat.

Je geben wird.

Dann spürt er die Hand der Gestalt auf seiner Wange.

Während sie ihm die Tränen und den Rotz von der Wange wischt, schnieft er und riecht den Gummigeruch der Handschuhe, den Regen auf dem Gummimaterial des gelben Mantels, die Erde im Profil der Stiefel. Das tut so gut.

»Ist schon gut, Ole«, sagt die Stimme. »Es ist gut.«

Und er will es glauben, das will er so sehr.

»Jetzt wird alles gut werden, Ole«, sagen die Stimmen und jetzt kommen sie wieder aus seinem Kopf oder zumindest teilweise. Vermischen sich mit der aus der Kapuze zu einem einzigen dröhnenden Singsang.

Er dreht sich um, reckt sein Gesicht der Gestalt entgegen, die sich zu ihm hinabbeugt und ihn weiter streichelt. Der Mann lächelt ein verheultes Lächeln, während er dankbar in die Schwärze unter der Kapuze blickt. Die endlose Schwärze, die schon so lange ein Teil von ihm ist.

Dann schließt er die Augen.

Alles würde gut werden.

16. November

NEUNUNDFÜNFZIG

Hochschule Malmö, psychologische Fakultät, Vorzimmer
von Elsa Mattssons Büro

Mathilde war vollkommen darauf konzentriert, die kleinen Fasern von den Apfelsinenstückchen zu pulen, die sie vor sich auf einem Papiertaschentuch ausgebreitet hatte, als die Tür mit einem lauten Krachen aufflog.

Die Sekretärin fuhr entsetzt zusammen. Um ein Haar hätte sie das Ergebnis ihrer langwierigen Bemühungen vom Tisch gewischt.

Freja Karlsson stand im Türrahmen, einen gehetzten Ausdruck im Gesicht und einen Blick in den Augen, der nichts Gutes verieß.

»Ist Elsa hier?«, verlangte sie zu wissen.

Keine Entschuldigung, nicht einmal ein Hallo.

»Ich, äh ...«, begann Mathilde.

»Ist sie hier?«

Freja brüllte beinahe.

So hatte Mathilde sie noch nie erlebt. So aufgebracht, so

... war da noch etwas anderes in ihrem Blick? Furcht etwa? Aber Furcht wovor?

Mathilde schüttelte den Gedanken ab. Schließlich war nicht sie die Psychologin, sondern nur für den Papierkram zuständig. Und fürs Apfelsinenschälen.

»Nein«, sagte sie. »Soweit ich weiß, hilft sie der Polizei noch bei diesem schrecklichen Fall mit den entführten Mädchen.«

»Ja«, sagte Freja und es klang seltsam unpassend in Mathildes Ohren. *Ja, aber was?*

»Hat sie ...«, sagte Freja gehetzt. »Ich meine, hat sie angerufen oder so was? Also heute Morgen? Sich vielleicht nach mir erkundigt oder so?«

»Äh, nein«, sagte die Sekretärin, »ich glaube nicht.«

Sie warf einen Blick auf das Display der Telefonanlage. »Nein, heute Morgen hat überhaupt noch niemand angerufen. Aber hätte sie das nicht sowieso eher auf Ihrem Handy probiert, Freja?«

Freja, die inzwischen die Mitte des Zimmers erreicht hatte, ließ sich schwer in einen Sessel gegenüber von Mathildes Schreibtisch fallen. Dort sank sie regelrecht in sich zusammen und schien angestrengt zu überlegen, während sie einen Punkt an der Wand hinter der Sekretärin fixierte. Oder vielmehr durch die Wand hindurchstarrte, schien es.

Nach einer Weile räusperte sich Mathilde, warf einen sehnsüchtigen Blick auf die Apfelsinenschnittchen, dann öffnete sie eine Schreibtischschublade und ließ die zerlegte Frucht samt Taschentuch darin verschwinden. Vermutlich nicht der richtige Zeitpunkt, um Freja Karlsson zu fragen, ob sie ein Stück abhaben wolle.

Jemand anderer erschien im Türrahmen.

Der Student aus Elsas Klasse, dieser gut aussehende.

Jacob Irgendwas. Ah ja, Söderlund. Ein netter Junge, fand Mathilde, und sehr zuvorkommend.

Er schenkte Mathilde ein bezauberndes Lächeln, das sie mit einer schüchternen Geste erwiderte, eine Art kleiner Scherz zwischen ihnen. Aber irgendwie misslang die Wirkung heute angesichts von Freja Karlsson, die immer noch versuchte, ein Loch in die Wand hinter Mathilde zu starren. Und dabei so intensiv nachzudenken schien, dass sie Jacobs Anwesenheit nicht einmal mitbekam.

»Freja«, wandte er sich lächelnd an sie, »ich wünsche dir einen wunderschönen Morgen. Ich hab mich gefragt, ob wir beide vielleicht ...«

Frejas Kopf ruckte herum, und sie starrte ihn an. Mit einem Blick, der Mathilde noch für den restlichen Tag im Gedächtnis bleiben würde, und darüber hinaus. Nicht direkt boshaft, aber ganz bestimmt auch mehr als nur ein bisschen verärgert über diese Unterbrechung. Stinksauer war eindeutig der passendere Ausdruck.

»Raus!«, zischte sie Jacob an.

»Aber ...«

»Raus, sage ich!«, brüllte Freja. »Und in Zukunft machst du verdammt noch mal Termine wie jeder andere Scheißstudent auch, sonst Sorge ich dafür, dass du von dieser beschissenen Uni fliegst, du Arschloch!«

Jacob Söderlunds Gesichtsfarbe wechselte in rascher Folge von Kalkweiß zu Knallrot und dann, etwas langsamer, wieder zurück, während er im Türrahmen stand, den Daumen in den Trageriemen seines Rucksacks gehakt und Freja wortlos anstarrte.

Dann drehte er sich abrupt um, schloss die Tür hinter sich und war verschwunden. Mathilde hörte, wie sich seine Schritte den Gang hinunter entfernten. *Ja*, dachte sie, *vielleicht war sein Verhalten Freja gegenüber nicht immer ganz*

angemessen, aber ihn so anzufahren, das hatte der arme Junge nun ganz bestimmt auch nicht verdient. Und diese Schimpfworte!

»Scheiße«, flüsterte Freja.

Dann zog sie ihr Handy hervor und rief jemanden an. Der offenbar nicht dranging, denn nach einer Weile nahm Freja das Handy vom Ohr, im Begriff, aufzulegen, doch dann überlegte sie es sich doch noch einmal anders, presste es wieder ans Ohr und sprach offenbar auf die Mailbox am anderen Ende.

»Wir müssen uns treffen«, sagte sie, »am Hafen. Schreib mir die Uhrzeit, sobald du das abhörst.«

Dann legte sie auf und steckte das Handy weg.

Sie erhob sich, drückte sich die Handballen auf die Augen und strich sich dann ihr langes rotes Haar zurück. Was auch schon mal gepflegter ausgesehen hatte, bemerkte Mathilde mit stiller Befriedigung.

»Okay«, sagte Freja. »Ich muss weg, melde mich krank, können Sie das bitte vermerken?«

»Äh...«, machte Mathilde. »Und die Vorlesungen?«

»Fallen bis auf Weiteres aus. Machen Sie bitte eine Rundmail und schreiben Sie es auch in die Facebook-Gruppe.«

»Aber ...«

»Morgen bin ich wieder da«, versprach Freja, dann stapfte sie aus dem Büro, wo eine völlig sprachlose Mathilde zurückblieb. Als sich die Tür hinter Freja geschlossen hatte, schüttelte diese den Kopf und öffnete die Schublade.

Diesen netten Jungen so anzubrüllen, also wirklich, das war nun wirklich keine Art, egal, welche Laus Freja Karlsson da gerade über die Leber gelaufen sein mochte. Wie die sich überhaupt auführte.

Sie fasste das Taschentuch mit spitzen Fingern an den

Ecken an und hob es zurück auf den Tisch, wobei sie bemerkte, dass sie plötzlich überhaupt keinen Appetit mehr auf die Frucht hatte. Also schob sie die ganze Angelegenheit an die Seite ihres Schreibtischs und begann stattdessen, die Rundmail an die Studenten aufzusetzen, in der sie verkündete, dass alle Vorlesungen von Freja Karlsson heute leider wegen Krankheit ausfallen müssten.

SECHZIG

Pub Vagabond, Malmö

Als Bara schließlich den Vagabond Pub erreichte, war aus seinem anfänglichen Bammel richtiggehend Schiss geworden. Dabei sah das Lokal einladend aus, drinnen hatte es gemütliche Sitzecken und Holzvertäfelung an den Wänden, ohne jedoch spießig oder übermäßig teuer zu wirken.

Dennoch wäre Bara beinahe umgekehrt, als er davorstand, die Klinke schon in der Hand. Plötzlich erschien ihm die Flucht als etwas ausgesprochen Vernünftiges. Warum sich die Erniedrigung der Blicke und des Geraunes antun, die ihm entgegenschlagen würde, sobald er die Kneipe betreten würde? Warum nicht einfach auf dem schnellsten Weg nach Hause fahren, mit der Bahn, und dann noch ein wenig lesen, vielleicht. Und ganz schnell vergessen, dass es eine Linda gab oder dieses Restaurant oder dieses süße Lächeln und die blonden Zöpfe und ...

»Willst du reingehen oder nur die Tür festhalten?«,

fragte eine weibliche Stimme hinter ihm und riss Bara aus der Starre seiner Gedanken.

Als er sich umdrehte, stand sie vor ihm und plötzlich war alles, das ihm gerade noch durch den Kopf gegangen war, vergessen. Genau genommen war er im ersten Moment nicht einmal fähig, *irgendetwas* zu denken, so sehr war er von dem Anblick des blonden Mädchens hingerissen.

Es half nichts, musste er sich eingestehen, es hatte ihn erwischt. Er war erledigt, Hals über Kopf verknallt, und sie wusste es. Aber das würde ihm die Kraft geben, alles zu ertragen. Sollten sich diese Typen da drin doch über ihn lustig machen, sollten sie ihn anpöbeln oder verprügeln, das war ihm egal. Für Linda würde er es auf sich nehmen.

Schließlich schafft er es, zurückzulächeln, und mehr war nicht nötig.

Sie ging einen Schritt näher heran, umarmte ihn ohne das geringste Zögern, und als er den Duft ihres Shampoos roch, entspannte er sich endlich auch und schlang die Arme um sie. Es war Ewigkeiten her, ging es ihm durch den Kopf, dass er jemanden umarmt hatte oder jemand ihn.

»Ich bin sehr froh, dass du gekommen bist«, sagte er in glasklarem Schwedisch. Er hatte den Satz lange genug eingeübt.

»Hätte ich mir um keinen Preis entgehen lassen, deinen Kampf mit der Tür«, sagte sie und grinste ihn an. *Ja*, dachte Bara, *sie mag blond sein, aber trotzdem ist die Ähnlichkeit zu dieser Pippi Långstrump aus dem Kinderbuch unverkennbar.*

Er erwiderte das Grinsen und stellte fest, dass es auch Ewigkeiten her war, dass er so gegrinst hatte. Ewigkeiten her, dass er sich aus einem Versteck traute, in das er sich

zumindest teilweise selbst hineinmanövriert hatte. Wie ein Tier, das nach einem langen Winterschlaf erwachte und blinzelnd aus den Schatten trat. Und er begann, sich an den Jungen zu erinnern, der er gewesen war, bevor die Welt um ihn herum in Flammen, Tod und Chaos aufgegangen war, genau jetzt, genau hier, bei ihr.

Wegen ihr.

Es stellte sich heraus, dass ihn im Inneren des Restaurants überhaupt niemand zur Kenntnis nahm, jedenfalls nicht so, wie er befürchtet hatte. Als sie die Kneipe betraten, schauten sie ein paar Gäste an und wandten sich dann wieder ihrem Essen und ihren Gesprächen zu. Sie waren einfach zwei weitere Gäste und fertig.

Bara atmete erleichtert aus.

»Ich hab dir doch gesagt, es ist schön hier«, flüsterte ihm Linda zu und ein weiteres Mal erhaschte er den Duft ihres frisch gewaschenen Haars. Sie setzten sich an einen Tisch in der Ecke und eine lächelnde Kellnerin brachte ihnen die Karte. Linda lugte über den Rand ihrer Karte und sagte: »Frag mich, okay? Nicht, dass du dir aus Versehen ein Kilo Rollmops bestellst.«

Bara starrte sie entsetzt an.

»Was ist das?«, hauchte er und zauberte damit ein weiteres spitzbübisches Lächeln auf ihre Wangen, gefolgt von einem leisen Kichern, als er mit furchtsam aufgerissenen Augen fragte: »Wo rollt es denn hin, dieses Mops?«

Natürlich wusste Bara, was das war. Ein Fisch, zusammengerollt und auf ein Holzstäbchen gespießt. Und sie wusste natürlich ebenfalls, dass ihm das klar war.

Seltsam, dachte er. Wenn er sich in Rosengård mit einem Mädchen wie Linda sehen ließe, würde man sie beide schon von Weitem vollpöbeln. Er fragte sich, ob es

nicht gerade Leute wie Jamal und sein eigener Bruder waren, die nach Kräften dafür sorgten, dass der Hass nie wirklich aufhörte, zu schwelen, während sie sich stets und ständig als die Opfer einer fehlgeleiteten Einwandererpolitik darstellten. Aber natürlich nur, wenn ihnen das gerade in den Kram passte.

Und er fragte sich, ob es wirklich richtig gewesen war, mit der Reporterin vom Expressbladet zu sprechen. Sie hatte so freundlich gewirkt und so verständnisvoll. Aber er hatte auch von dem Polizeiauto erfahren, das am Abend, nachdem der Artikel erschienen war, in die Luft geflogen war. Von den hasserfüllten Graffiti. Vom Racheversprechen für einen, der ganz bestimmt nicht gerächt werden wollte. Das alles hatte er ganz bestimmt nicht gewollt.

Letztlich aßen sie beide Salat, und zwar einen, in dem sich kein einziger Rollmops versteckte. Linda bemerkte, dass sein Schwedisch sich nochmals verbessert habe, er erwiderte, das sei nur dank ihrer Hilfe so und mit manchen Wörtern habe er noch ganz schön Probleme.

»Ich auch«, hatte sie gelacht, und sich an *bissihatik!* versucht, der arabischen Entsprechung des Zuprostens. Nicht schlecht, hatte er gesagt, und dann hatten sie beide ein bisschen gelacht, was sie überhaupt sehr viel getan hatten an diesem wundervollen Abend.

Der sogar noch ein bisschen besser geworden war, nachdem er sie nach Hause begleitet hatte. Wie sich herausstellte, wohnte Linda in einer Studenten-WG in der Nähe, wo sie Bara ihren Mitbewohnern vorgestellt hatte, während sie in der Küche bei einem letzten Kaffee beisammensaßen.

Und schließlich hatte Linda ihn in ihr Zimmer geführt.

»Ich will mehr wissen über dich, Bara al-Askari«, hatte sie gesagt. »Viel mehr. Erzähl es mir einfach, wenn du so weit bist.«

Er hatte genickt und es ihr versprochen.

EINUNDSECHZIG

Kanalgatan, Malmö, alter Industriehafen

Für einen Moment überlegte Freja, ob sie einfach hineinfahren sollte. Groß genug war die Einfahrt der Werft dafür, immerhin hatte man sie so konstruiert, dass mit Schiffersatzteilen beladene Lkws hindurchpassten.

Aber dann beschloss sie, es dennoch nicht zu tun. Die Vorstellung, mit dem Motorenlärm die Ruhe in der seit Jahrzehnten stillgelegten Halle zu stören, verursachte ihr dumpfe Kopfschmerzen. Oder brachte sie ihr vielleicht auch nur wieder in Erinnerung. Also drehte sie den Zündschlüssel herum und der Motor erstarb.

Für einen Moment starrte sie durch die Frontscheibe des Wagens auf die Einfahrt, die sich vor ihr wie ein gigantisches schwarzes Maul auftat, durch das man in die Halle blicken konnte wie in den Bauch eines kolossalen Ungeheuers. Was freilich eine ganz und gar absurde Vorstellung war. Oder?

Jenseits dieses Portals in die Schattenwelt befand sich eine gewaltige Fabrikhalle, ebenfalls längst dem fortschrei-

tenden Verfall anheimgefallen. Lastenkräne, für immer eingerostet auf den Trägerschienen unter der Decke, Böcke und Werkbänke, die Büros, die einige wagemutige Graffiti-künstler über die verrostete Treppe erreicht und mit obszönen Schmierereien verziert hatten.

Es war ein faszinierender Ort, hauptsächlich wegen des gigantischen Ausmaßes, in dem der Verfall hier gewütet hatte. Am meisten aber irritierte Freja das Gerippe eines gewaltigen Schleppdampfers, der im Trockendock in der Mitte der Halle lag. Wenig mehr als ein halb fertig gebauter Rumpf, weiter als bis zu den Aufbauten war die Konstruktion nie fortgeschritten. Die monströse Schiffsruipe hob sich vor der grauen Silhouette des nebligen Kanals ab wie ein gestrandeter Urzeitriese.

Es hatte zu regnen begonnen, Tropfen begannen, die Scheibe zu überziehen.

Freja warf einen Blick auf die große schwarze Sporttasche auf dem Beifahrersitz. *Nur für den Fall*, dachte sie, während sie eine Hand danach ausstreckte und sie für einen Moment auf dem groben Nylonstoff verweilen ließ. *Nur für den Fall*.

Dann stieg sie aus.

Es war noch kälter, als sie erwartet hatte. Das lag vor allem an dem Wind, der ihr unvermittelt ins Gesicht schlug. Hier unten am Hafen, in der Nähe des Wassers, schien er besonders eisig zu sein.

Sie schlug den Kragen ihrer Jacke hoch, dann lief sie eilig die letzten Meter bis zur Einfahrt hinüber und betrat die gigantische Halle.

Drinne war das Gebäude noch ungemütlicher, als es der Anblick von draußen vermuten ließ. In den letzten Jahren hatten sich noch nicht mal die Graffiti-künstler wieder hergetraut.

»Hallo?«, rief sie leise, als sie ein paar Meter in die Halle hineingelaufen war.

Damit schreckte sie ein paar Tauben auf, die geräuschvoll durch die offene Front des Gebäudes in den grauen Himmel davonflatterten, in Richtung des Kanals, um sich woanders eine Unterkunft zu suchen, in der sie ungestört ihren Taubengeschäften nachgehen konnten.

Es gab nicht allzu viel zu sehen für Freja, während sich ihre Augen allmählich an die Finsternis gewöhnten. Durch das Tor auf der Seeseite, durch das die Tauben soeben entkommen waren, drang das Licht des trüben Novembertages hinein, es genügte gerade so, ein paar vereinzelte Konturen aus den Schatten zu reißen, welche die Halle erfüllten.

Maschinen, ein gigantischer Laufkran, dessen verrostete Kette bis auf den Schiffsrumpf in der Mitte der Halle hinabreichte. Überall sperriger Unrat, vermutlich war der Boden voller Metallteile. *Gut*, dachte Freja, *dass ich doch nicht reingefahren bin. Damit hätte ich mir leicht einen Platten holen können, oder Schlimmeres.*

Sie fröstelte.

Sie war immer noch allein im furchteinflößenden Halbdunkel der Werft, obwohl sie sich sogar um ein paar Minuten verspätet hatte. Kaum verwunderlich, bedachte man die Kurzfristigkeit, mit der die Verabredung erfolgt war. Dennoch, sie hasste es, sich zu verspäten. Oder auf jemanden warten zu müssen. Sie tastete ihre Taschen nach ihrem Handy ab und stellte fest, dass sie es nicht dabei hatte.

Offenbar musste sie es im Auto vergessen haben.

»Mist!«, murmelte sie und drehte sich, um zurück zum Wagen zu gehen.

Als sie die Bewegung am Rande ihres Blickfeldes wahr-

nahm, fuhr Freja herum. Eine Gestalt war aus dem Schatten getreten und kam auf sie zu.

Freja spürte, wie sich jeder Muskel ihres Körpers anspannte und sie instinktiv eine Verteidigungsstellung einnahm. Keine Stellung, die sie in dem Selbstverteidigungskurs gelernt hatte, den sie vor ein paar Jahren mal besucht hatte, sondern die verkrampfte Haltung eines unerfahrenen Opfers.

Eine Abwehrhaltung.

Für einen Moment verfluchte sie sich dafür, die Pistole nicht mitgenommen zu haben, aber andererseits ... was sollte diese blödsinnige Angst? Niemand wusste, dass sie hier war. Niemand außer ...

Die Gestalt trat aus den Schatten. Erleichtert stieß Freja den Atem aus.

»Du hast mir vielleicht einen Schrecken eingejagt!«

»Tut mir leid.«

»Ich bin froh, dass du da bist. Ich ...« Freja brach ab, dann setzte sie neu an. »Es wird alles gut, nicht wahr? Jetzt wird alles gut, oder? Bitte sag mir, dass wir immer noch das Richtige tun.«

Das Lächeln ihres Gegenübers wurde noch ein bisschen breiter. »Natürlich tun wir das Richtige, Freja. Es war immer das Richtige. Und jetzt gibt es sowieso kein Zurück mehr.«

ZWEIUNDSECHZIG

Malmö, Stockholmsvägen

»Shit«, fluchte Elsa leise.

»Was denn?«, fragte Henrik, während er den Wagen durch den dichten Regen und den stockenden Verkehr steuerte, beide offenbar entschlossen, ihnen das Leben heute noch ein bisschen schwerer zu machen als sonst.

»Sie geht nicht ran«, antwortete Elsa und starrte wütend auf ihr Handy. »Ich erreiche Freja einfach nicht.«

»Arschloch, dämliches!«, brummte Henrik.

Elsa sah erschrocken auf. Seine Antwort hatte nichts mit ihr zu tun, sondern mit dem Fahrer eines großen schwarzen Mercedes, der sich vor ihnen in die Spur gedrängt hatte, ohne den Blinker gesetzt zu haben.

»Scheiße!«, rief Henrik und trat abrupt auf die Bremse. Elsas Telefon flog in den Fußraum zwischen ihre Schuhe. Der Mercedes vor ihnen hatte ohne ersichtlichen Grund ein halsbrecherisches Bremsmanöver hingelegt, beinahe wären sie aufgefahren.

»Mist!«, fluchte Elsa und beugte sich nach vorn, um auf dem Boden zwischen ihren Beinen herumzutasten.

»Am liebsten würde ich aussteigen und dem Kerl die Meinung geigen«, sagte Henrik. »Oder ihm besser gleich den Lappen wegnehmen.«

Elsa fand ihr Telefon und hob es auf.

»Geht's noch?«, fragte Henrik. Vermutlich meinte er damit das Telefon.

Elsa entspernte das Gerät, warf einen Blick drauf und nickte.

»Dem geht's gut«, sagte sie. »Falls du das überhaupt meinst.«

Henrik schnaufte ein Kichern.

»Na immerhin. Ich glaube nämlich, hier stecken wir erst mal fest.«

Der Verkehr vor ihnen war tatsächlich komplett zum Erliegen gekommen.

In dem Moment begann Elsas Telefon zu klingeln.

»Das ist Mathilde«, sagte sie nach einem Blick auf das Display, dann nahm sie ab.

»Hi Mathilde. Ja. Ich bin's. Ich kann Freja nicht erreichen. Ist sie zufällig bei dir? Oder hast du eine Ahnung, wo ...?«

Sie hörte zu.

»Was? Wie, sie war da und ist gleich wieder gegangen? Krank, hat sie gesagt? Jetzt? Hast du mal versucht, sie ...?«

Eine weibliche Stimme am anderen Ende schnatterte derart aufgeregt und laut in den Hörer, dass es sogar Henrik über das Geräusch des laufenden Motors hinweg hören konnte.

»Oh, okay«, sagte Elsa, »demnach hast du sie also nicht erreicht. Nein, Mathilde, ich auch nicht. Ja, das ist wirklich

merkwürdig. Hat sie denn sonst noch was gesagt, als sie vorhin da war?»

Wieder hörte sie eine Weile zu, dann: »Mit mir? Verdammt. Hat sie aber nicht. Ich habe nur diese seltsame Nachricht bekommen, dass ich sie unbedingt zurückrufen soll. Und das versuche ich seitdem, nur leider ohne den geringsten Erfolg. Was? Ja, ich bin auf dem Weg nach Skogby. Wegen der Ermittlungen, ja. Ja, Mathilde, es geht um das entführte Mädchen. Hör mal, sollte sie doch noch mal auftauchen, sag ihr ...«

Elsa kaute auf ihrer Unterlippe herum, während sie überlegte. »Ja, sag ihr, dass sie mich auf jeden Fall sofort zurückrufen soll. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Und probier es bitte immer mal auf ihrem Festnetzanschluss. Vielleicht ist der Akku von ihrem Handy leer und sie merkt es nicht. Ja, es ist wichtig, Mathilde. Ich danke dir, das ist furchtbar lieb.«

Dann legte Elsa auf.

»Freja ist verschwunden?«, fragte Henrik stirnrunzelnd.

Inzwischen hatten sie den Stockholmsvägen verlassen und waren auf der Burlövsbron in Richtung Skogby unterwegs. Der Verkehr hatte sich deutlich gelichtet, während der Regen unverdrossen weiter auf sie herabprasselte.

»Ich fange an, mir ernsthaft Sorgen um sie zu machen«, sagte Elsa leise.

DREIUNDSECHZIG

Skogby, im Nordosten von Malmö

»Und?«, fragte Henrik. »Ist es wie in deiner Erinnerung?«

Eine seltsame Frage, fand Elsa. Wie in ihrer Erinnerung? War es nicht genau das, was sie bislang so überaus erfolgreich davon abgehalten hatte, zu einer Erinnerung zu werden? Dieser Ort, was er für sie bedeutete, und jetzt der Verfall, der von der einstigen Idylle übrig geblieben war?

Hatte diese Idylle je wirklich existiert?

Oder hatte das Böse hier schon längst gewohnt, als es noch keiner hatte sehen wollen? War das der wahre Grund, warum sie letztlich alle von hier weggezogen waren? Weil es nur einen Auslöser gebraucht hatte – ein Ereignis, das dem Bösen ein Gesicht verliehen hatte?

Sie schüttelte den Kopf.

»Kleiner als in meiner Erinnerung«, sagte sie dann.
»Und abgefückter.«

Viel, viel abgefückter.

Um Welten abgefückter.

Und das lag nicht nur daran, dass Skogby heutzutage eine Geisterstadt war.

»Es hieß, man habe auf dem Baugrund Unterspülungen festgestellt«, sagte sie. »Stimmt vermutlich auch. Hier waren die Keller schon immer feucht gewesen, und in fast jedermanns Fassade waren Risse.«

Henrik schenkte ihr einen nachdenklichen Seitenblick, den sie nicht erwiderte. Vermutlich meinte sie mit der Bemerkung die Fassaden der Häuser, aber vielleicht hatte das in gewisser Weise auch auf die Leute zugetroffen, die in ihnen gewohnt hatten.

Vielleicht hatte ihnen nach dem *Ereignis* plötzlich nicht mehr gefallen, was sie im Spiegel sahen, wann immer sie hineingeblickt hatten.

Risse in der Fassade.

Elsa zuckte mit den Schultern. »Ich glaube, die meisten Leute haben eine Menge Geld verloren, als sie das aufgegeben haben«, sagte sie.

»Vermutlich«, sagte Henrik.

Elsa deutete auf die Ruinen eines Spielplatzes. Ein von Efeu überwuchertes, verrostetes Klettergerüst. Einer von diesen Drehtellern, von irgendwelchen Vandalen aus der Verankerung gerissen, das Geländer verbogen. Der Sandkasten, der sich irgendwo unter jenen Ranken dort verbergen musste.

»Aber ich glaube, die meisten waren irgendwie auch froh, von hier wegzukommen«, sagte Elsa dann. »Speziell die, die Kinder in dem Alter hatten.«

»Verstehe«, sagte Henrik.

Tut er das wirklich?, dachte Elsa. Konnte überhaupt irgendjemand verstehen, was wirklich geschehen war?

»Es ist zu viel passiert«, sagte sie, mehr zu sich selbst als zu Henrik. »Damals. Und danach.«

Henrik nickte. Betrachtete sie wieder von der Seite, glaubte dabei vielleicht, sie sähe es nicht. Aber das tat sie, aus dem Augenwinkel. Er hob den Arm ein Stück, wie um sie zu umarmen, dann ließ er ihn wieder sinken. *Guter Henrik*, dachte Elsa. *Viel zu gut für diese Welt.*

»Ich glaube, ich kann die Leute von damals verstehen«, sagte er dann, statt der Umarmung. Wählte die Worte, die weisere, unverbindlichere Alternative zu körperlicher Nähe.

Gute Entscheidung.

Elsa drehte sich wortlos um und ging voran, Henrik folgte ihr. Ein Stück die Hauptstraße entlang, die einzige Straße, die es überhaupt in Skogby gab. Je gegeben hatte. Je geben würde. Ein paar Meter nach dem letzten Haus auf der linken Seite endete sie in einem kleinen Platz, der als Wendeschleife gedient hatte, und das war's dann.

Ein paar Häuser, leer stehend, dem Verfall anheimgegeben, das war alles, das heute noch von Skogby übrig war. Vermutlich hätte ihr all das bekannt vorkommen müssen, hätte sie die Namen der Familien nennen können müssen, die hier gelebt haben. Die Kinder, mit denen sie zur Schule gegangen war. Deren Eltern. Die Namen der Haustiere.

Aber da war gar nichts.

»Da haben wir gewohnt«, sagte sie, als sie ein Haus erreicht hatten, das den anderen entlang der Straße in jeder Hinsicht glich. Mit der Ausnahme des Nachbarhauses natürlich. Oder vielmehr dem, was von jenem Nachbarhaus noch übrig war.

Noch etwas, das es nicht bis in die Gegenwart geschafft hatte. Aber wer schaffte das schon wirklich, jemals?

Haben wir da gewohnt, wirklich?, dachte sie. *War ich das oder jemand anderer? Wer hat gleich noch mal in diesem Haus gelebt mit meinen Großeltern?*

Vor Ole und danach?

Vor diesem Tag im Wald, der alles verändert hat, für alle hier, oder war dieser Tag nicht vielleicht nur die unvermeidliche Auflösung gewesen von etwas, das schon viel früher begonnen hatte? Seinen Ursprung genommen hatte irgendwo tief im Kaninchenbau, wo man dem kleinen Lichtpunkt entgegenkriecht, weil man ihn für den Ausgang hält. Aber manchmal, da ist dieser Lichtpunkt nur ein Spiegel oder der Beginn eines Tunnels, der noch tiefer in die Erde führt.

Tiefer und tiefer, nach unten.

»Dann ist das daneben das Haus der Ingmarssons?«, fragte Henrik leise und riss Elsa damit aus ihren Gedanken.

Er starrte zu der Fassade des Häuschens hinüber, oder vielmehr der Ruine davon, die rechts neben dem Haus stand, in dem einst ein kleines Mädchen namens Elsa Mattsson gewohnt hatte, das vielleicht nur zufällig den gleichen Namen trug wie sie und ein paar Fotos besaß, die eben jenes kleine Mädchen zeigten – ein ernsthaftes, kleines Mädchen, auf beiden Seiten von ihren Großeltern flankiert, die ebenso ernsthaft in die Kamera blickten wie das Kind. Und dann gab es noch die *anderen* Fotos, aber auch das war vielleicht schon gar nicht mehr wahr.

»Ja«, sagte sie und schüttelte den Kopf, wie um all diese seltsamen Gedanken herauszuschütteln. »Das ist es, wie du siehst. Da wohnte Ole. Das ist der Zaun, und siehst du hinten das Gestell in unserem Teil des Gartens? Das war die Schaukel. Wo ich ... wo er mir die Sandformen hinterlassen hat.«

»Ja«, sagte Henrik leise. »Wo er dir die Sandformen hinterlassen hat. Und den Rest.«

War das Bitterkeit in seiner Stimme? Trauer? Wut? Manchmal, dachte Elsa, ist es nicht allzu weit her mit

deinen psychoanalytischen Fähigkeiten, Elsa Mattsson, wirklich.

Und irgendwie hätte sie da beinahe gelächelt.

»Das ist seltsam«, sinnierte Henrik.

»Was?«

»Hat seine Mutter, also hat Frau Ingmarsson nicht gesagt, das Haus wäre bis auf die Grundmauern niedergebrannt?«

»Ja.«

Das Haus war eine Ruine, keine Frage. Das Dach war komplett verbrannt und war so schwer auf die unteren Gebäudeteile gekracht, dass es die darunterliegenden Mauern einfach mit sich in die Tiefe gerissen hatte. Elsa stellte sich vor, wie das Feuer gewütet hatte, eine blendende, alles verzehrende Flammensäule in der Dunkelheit. Ein Signal, das in den Himmel reichte, vielleicht bis in das ihr bekannte Universum. Ein kurzes Aufblitzen, dann wieder Dunkelheit.

Aber Henrik hatte recht. Wenn man so direkt davor stand, blickte man lediglich auf die Fassade der Vorderfront, und diese war geradezu erstaunlich gut erhalten, wenn man von den Wucherungen absah, wo sich die Natur ihr angestammtes Territorium zurückgeholt hatte, und von dem fehlenden Dach, natürlich. Vermutlich war das Feuer zuerst im hinteren Teil des Gebäudes ausgebrochen und die Feuerwehr war noch rechtzeitig eingetroffen, um wenigstens das Gesicht des Gebäudes zu wahren, gewissermaßen.

Eine seltsame Ironie.

»Man kann sogar noch das Graffiti lesen, dort drüben, siehst du?«, sagte Henrik leise. »Das ist scheißgruselig, wenn du mich fragst.«

»Ja«, sagte Elsa. »Ist es auch.«

Da stand es. **MONSTER**, in verblasster roter Farbe.

Wie Blut, eingesickert in die ehemals weiß getünchte Fassade. Das »R« war nicht mehr vollständig, weil sich am oberen Teil ein Stück Verputz gelöst hatte, aber lesen konnte man es trotzdem noch. Und diesen besonderen Anstrich würde die Fassade erst verlieren, wenn auch sie eines Tages unter der Last ihrer Vergangenheit zusammenfallen würde.

»Ich will mir das ansehen«, sagte Henrik.

»Ja«, sagte Elsa wieder.

Ihre Stimme kam ihr seltsam tonlos vor, so als spräche eine andere Person durch ihren Mund, benutzte sie nur als Transmitter dieser kargen Botschaft.

Natürlich. Natürlich wollte er es sich ansehen. Deswegen waren sie schließlich nach Skogby gekommen, dem Ort, an dem alles begonnen hatte. Und gleichzeitig alles eine düstere Auflösung erfahren hatte.

Sie wählten den Weg durch den ehemaligen Garten der Njödhs, an der Schaukel vorbei und dann durch das Loch im Zaun hinüber auf das Grundstück der Ingmarssons.

Genau wie sie es damals getan hatte.

VIERUNDSECHZIG

»Hier war ich noch nie«, sagte Elsa und Henrik wunderte sich über die Verblüffung in ihrer Stimme.

Als ob sie zum ersten Mal hier, in Skogby, der Stadt ihrer Kindheit wäre. Aber das war natürlich Quatsch. Wahrscheinlich meinte Elsa, dass sie heute zum ersten Mal das kleine Rasenstück hinter dem ehemaligen Haus der Ingmarssons betrat, das vielleicht einmal ein kleiner Kräutergarten gewesen war. Oder einfach schon immer ein ziemlich verwildertes Stück Grünfläche.

Hier hinten sah das Haus deutlich schlimmer aus als von vorn, denn hier hatte das Feuer lange genug Zeit gehabt, um gründliche Arbeit zu leisten und sich satt zu fressen. Von der ursprünglichen Architektur des Hauses ließ sich gerade so noch der Grundriss erahnen. Der Rest war nicht mehr als eine Schutthalde.

Trümmer, Mauerreste und verkohlte Balken, überwuchert von einst gierigen Ranken, jetzt aufgrund der Witterung braun und abgestorben, nur hier und da ein vereinzelt grünes Blatt, zu störrisch, um abzusterben, wenig mehr als eine Maske von Leben.

Schwer, sich vorzustellen, dass dieser Haufen Geröll mal ein Haus gewesen war, die Heimat von irgendjemandem, wenn auch von Leuten wie den Ingmarssons. Von den Eltern eines Mörders.

Nein, zwang Henrik sich, so darfst du nicht denken. Es gibt keine Leute wie die Ingmarssons. Letztlich kann es nur zwei Arten von Menschen geben: schuldig Verurteilte und Unschuldige. Schwarz und weiß, ganz einfach, wie im Comic. Alles andere ist ein todsicherer Weg in die Psychiatrie oder zu Schlimmerem.

Dann sah Henrik genauer hin.

Der wilde Bewuchs der verbrannten Dachbalken war nicht gleichmäßig. An einigen der Balken fehlten die Ranken, waren zur Seite geschoben worden oder ...

Er bückte sich und hob ein loses Stück Geäst auf, an dem noch ein paar frische grüne Blätter hingen.

Abgerissen.

Jemand war hier gewesen, und das war noch nicht allzu lange her. Henrik ging in die Hocke und zog Elsa mit zu sich herunter.

»Was?«, fragte sie, während sie versuchte, in der Hocke ihr Gleichgewicht nicht zu verlieren.

»Jemand war hier«, flüsterte Henrik.

»Was?«

»... ist vielleicht noch hier. Sieh nur!«

Henrik deutete auf ein paar abgebrochene Zweige in einem Gebüsch, das dort gewachsen war, wo vor dem Brand vielleicht ein Tisch gestanden hatte oder jemandes Bett.

»Sieh mal genauer hin. Der Balken.«

Es stimmte, die Spuren waren frisch. Das Holz des Geästs war an der Bruchstelle noch ganz weiß.

»Jemand hat diesen Balken beiseitegeschoben?«, fragte

Elsa. Sie schien erst jetzt zu begreifen, was das vielleicht bedeutete. Nein. Nur bedeuten konnte.

»Okay«, sagte Henrik. »Bleib unten und rühr dich nicht.«

Noch bevor Elsa protestieren konnte, stand er auf und rief: »Hallo? Kommen Sie raus, hier ist die Polizei!«

Nichts.

Natürlich nicht. Nicht mal ein Vogelzwitschern im Wald hinter dem Grundstück, rein gar nichts. Nur die absolute Stille. Was hatte er auch erwartet? Wer immer hier gewesen war, war längst fort.

Oder?

»Ich frage mich ...«, sagte Henrik und ging hinüber zu dem Balken, um ihn eingehender zu untersuchen. Als Elsa ihm von hinten auf die Schulter tippte, fuhr er zusammen.

»Elsa! Ich habe doch gesagt, bleib unten! Wer weiß, ob uns nicht wer beobachtet.«

»Das glaube ich nicht«, sagte sie leise und setzte flüsternd hinzu: »Und außerdem tun mir die Knie weh, wenn ich so lange auf dem Boden herumhocken muss.«

»Was ist denn?«

Elsa sagte nichts, sie deutete nur auf eine Stelle weiter hinten am Haus. Dort, wo zwei verkohlte Balken aufeinandergefallen waren und ein verschobenes X bildeten. Das Gesträuch war dort besonders dicht.

»Ich glaube, da ist was«, sagte sie.

Henrik folgte ihrem Blick, dann erstarrte er.

Einen Moment später hastete er zu der Stelle hinüber.

Jemand hatte einen Haufen abgestorbener Zweige aufgeschichtet, das aber nicht einmal besonders sorgsam getan. Den Eindruck eines Gebüschs erweckten sie nur aus einiger Entfernung. Stand man direkt davor, bemerkte man

sofort, dass sämtliche Blätter an den Zweigen längst abgestorben waren und auch nie wieder blühen würden.

Henrik packte die Zweige und warf sie beiseite.

Da war ein hölzernes Viereck unter den verzogenen Balken.

Eine Falltür.

»Was glaubst du, ist da unten?«, fragte Henrik flüsternd.

»Woher soll ich das wissen?«, flüsterte Elsa zurück. »Ich war nie in seinem Haus. Was denkst du denn?«

»Ich weiß nicht. Sagtest du nicht, er habe damals im Haus seiner Eltern in einem *Keller* gewohnt?«

»Es ... glaubst du, das hier ist, was davon noch übrig ist? Und dass er vielleicht noch intakt ist, also der Keller? Dass er vielleicht dort unten ...«

Ihre Stimme war zu einem Flüstern herabgesunken.

»Es ist kein Schloss davor«, sagte Henrik.

Elsa nickte.

»Ja«, sagte Henrik. »Und ich werde da runter gehen.«

»Was?«

Elsa starrte ihn aus großen Augen an.

»Okay«, Henrik nickte. »Du bleibst oben. Und diesmal wirklich, das meine ich ernst. Geh da um die Ecke des Hauses und ruf Agnes an, wenn du nicht innerhalb von zwei Minuten was von mir hörst. Am besten suchst du schon mal ihre Nummer raus und hältst den Finger über der Wähltaste. Hast du mich verstanden, Elsa?«

Elsa nickte stumm, und dann ging sie ein paar Meter von der Falltür weg in die Richtung, in die Henrik gezeigt hatte. Er schenkte ihr ein Lächeln, das bestenfalls halbherzig geriet, dann zog er seine Pistole und öffnete die Falltür.

FÜNFUNDSECHZIG

Henrik wischte die Zweige mit dem Fuß beiseite, hockte sich hin und klappte das Scharnier auf, das die Falltür verschloss. Da waren ein Riegel und eine Öse, um ihn mit einem Vorhängeschloss zu verschließen. Henrik ging auf alle viere und beugte sich hinab zu dem Riegel.

Da waren frische Spuren im Rost, Stellen, an denen das Metall hindurchschimmerte. Jemand hatte ihn also unlängst benutzt.

Blieb die Frage, ob die Falltür von innen verschließbar war. Neben jeder Menge anderer offener Fragen, natürlich.

Henrik schnippte den Riegel mit seinem gekrümmten Zeigefinger auf, dann klappte er die Falltür mit einer schwungvollen Bewegung nach oben und warf sich gleichzeitig herum, um jemandem, der ihn im Keller vielleicht erwartete, kein allzu offensichtliches Ziel zu bieten.

Dann lauschte er.

Nichts.

Kein Geräusch drang aus dem Keller, auch nicht, als Henrik seinen Spruch von vorhin wiederholte.

»Polizei, kommen Sie da raus!«

Keine Reaktion.

Vorsichtig lugte er über den Rand hinab in die Tiefe. Von da, wo er jetzt hockte, konnte er die Stufen einer einfachen Holzterrasse erkennen, die in den Keller hinabführte. *Nur ein Kohlekeller, dachte Henrik, oder vielleicht auch die Heimstatt der Werkbank des Vaters. Oder was immer Oles Vater in diesem Keller so getrieben haben mochte, bevor er ihn als Kinderzimmer für seinen mörderischen Sohn benutzt hat.*

Henrik kramte eine kleine Taschenlampe aus der Innentasche seiner Jacke und ließ deren starken Lichtstrahl in den Keller fallen. Viel mehr war nicht zu sehen, außer der Holzterrasse und ...

Da unten war irgendwas.

Etwas Helles, und es lag am Boden der Terrasse.

Ein menschlicher Körper?

Ja, dachte Henrik, oder ungefähr tausend andere Möglichkeiten. Sei kein Idiot. Schließe aus dem, was ist, und nicht aus dem, was sein könnte.

Guter Rat. Und wo wir schon dabei sind, wäre es nicht auch eine verdammt gute Idee, endlich Verstärkung zu rufen?

Nur, falls doch jemand daheim ist.

Es war dumm, das wusste Henrik, und alles andere als vorschriftsmäßig, aber er wusste auch, dass ihn kein noch so schlauer Spruch noch davon abhalten würde, da runterzugehen. Er schwang sich über den Rand der Luke, Waffe und Taschenlampe im Anschlag, dann betrat er die oberste Stufe der Holzterrasse.

Es musste einen Lichtschalter geben, aber wer konnte sagen, ob der noch funktionieren würde? Jedenfalls war das, fand Henrik, nicht der geeignete Moment, um danach zu suchen. Also ging er einfach weiter, setzte einen vorsich-

tigen Fuß vor den anderen und begnügte sich mit dem Lichtkegel, den seine Taschenlampe in die staubige Finsternis schnitt.

Als er schließlich das Ende der Treppe erreichte, erfuhr er, was das Weiße war, das dort auf dem Boden lag.

Als er begriff, was er sah, krampfte sich sein Herz schmerzhaft in seiner Brust zusammen, doch er riss sich zusammen. Blieb wachsam. Schob das, was er fühlte, einfach auf. In fünf Minuten, sagte er sich, wenn du sicher weißt, dass hier unten kein Irrer mit einem Steakmesser auf dich losgehen wird. Dann wirst du dir Gefühle erlauben. Nicht jetzt.

Es war ein Unterhemdchen, ganz offenbar in einer Kindergröße und sehr wahrscheinlich das eines Mädchens. Es hatte einen Aufdruck aus Herzen in einem verblassten Pink (oder vielleicht war das auch nur das Licht seiner Lampe, unbarmherzig und kalt?). Auf dem kleinen Stück Stoff war ein eingetrockneter, rostroter Fleck von der Größe einer Kinderfaust. Oder Motorenöl, und das Hemdchen hatte schlicht als Putzlappen gedient.

Doch er wusste längst, dass diese Hoffnung nicht der Wahrheit entsprach. Nicht hier unten.

Nicht in der Höhle des Monsters.

»Scheiße«, zischte Henrik durch zusammengebissene Zähne. Wie aus weiter Ferne spürte er, dass etwas seine Stirn herabließ und ihn dabei kitzelte. Er ignorierte es, auch als der Schweißtropfen sein Auge erreichte, das sofort zu brennen begann.

Henrik trat von der letzten Stufe auf den schmutzverkrusteten Betonboden, wobei er darauf achtete, nicht auf das Hemdchen zu treten.

Du hast gewusst, was das ist, seit du den ersten Blick

draufgeworfen hast, schoss es ihm durch den Kopf. Natürlich hatte er das.

Dennoch ging er weiter in den Keller hinein, und jetzt bemerkte er auch den fauligen Gestank, der mit jedem Schritt intensiver wurde.

Verfaulte Lebensmittel, dachte Henrik. *Als laufe man durch eine gigantische Biotonne, die ein paar Tage in der prallen Sonne gestanden hat.*

Irgendwo summten Fliegen, in Henriks sensiblen Ohren hörte es sich wie ganze Schwärme an. Henrik lief weiter, nichts als konzentrierte Aufmerksamkeit jetzt.

Und dann entdeckte er den Rest.

SECHSUNDSECHZIG

Der Keller

Der Gestank stammte hauptsächlich von den Abfalltüten, die in einer Ecke des kleinen Raumes herumlagen. Henrik hielt den Atem an, als er einen flüchtigen Blick in einen der Säcke warf. Reste von Lebensmittelverpackungen, Pizzakartons, jede Menge Speiseabfälle, die von einer haarigen grün-weißen Schicht überzogen waren, und irgendetwas, das möglicherweise mit Fäkalien beschmierte Kleidungsstücke waren. Oder noch mehr Motorenöl.

Unzählige fette Fliegen krabbelten summend über die Ansammlung von Scheußlichkeiten. *Hoffen wir*, dachte Henrik, *dass sie später in diesen Säcken nichts anderes finden als Essensreste und das da. Hoffen wir, dass sie keine Reste finden von ...*

Es gab tatsächlich eine Werkbank hier unten, stellte er fest, als er den Blick angewidert abwandte und sich weiter umsah. Inzwischen war er einigermaßen sicher, dass er wirklich der Einzige hier unten war. Aber das, was er auf der Werkbank zu sehen bekam, beseitigte jeden Zweifel

daran, dass er sich an einem Ort befand, den jemand noch vor kurzer Zeit bewohnt hatte. Wenn man es denn wohnen nennen wollte.

Dieser Jemand hatte unzählige Kerzen auf der wuchtigen Tischplatte der Werkbank aufgestellt, und sie dann einfach runterbrennen lassen, bis all das Wachs zu einer einzigen Fläche zusammengeflossen war, die aussah wie eines von diesen Batik-Shirts, die sie sich als Kinder einmal selbst gefärbt hatten. Auf die dichte Wachsdecke hatte der Bewohner dann einfach immer wieder ein paar neue Stumpen gestellt. So viel also zu der Möglichkeit, dass es hier unten noch funktionierende Lampen gab.

Soweit Henrik erkennen konnte, hatte der Keller kein Fenster. Wer immer hier unten gehaust hatte, frischer Luft hatte er jedenfalls nicht viel abgewinnen können.

Auf dem Tisch lag etwas Rechteckiges, das Henrik als gefaltetes Stück Papier identifizierte, eine weitere Stumpenkerze stand darauf. Henriks Blick und der Strahl seiner Taschenlampe schweiften weiter, an der Werkbank vorbei und in die Ecke neben der Treppe. Da stand etwas, das mit einer Wolldecke verhängt war. Rechteckig, eine große Kiste, vielleicht. Eine Frachtkiste, so ließ die Größe vermuten. So eine, wie man sie im Hafen zum Verschiffen von Tieren benutzte.

Bitte, dachte Henrik. Lass sie bitte nicht da drin sein.

Bitte nicht.

Er nahm die Taschenlampe zwischen die Zähne, um auch seine zweite Hand frei zu haben. Der Stahl zwischen seinen Zähnen schmeckte kalt und metallisch, ein unnachgiebiger Fremdkörper in seinem Mund. Das Licht, ein schrecklicher weißer Kreis auf dem ausgebleichenen Muster der schmutzverkrusteten Wolldecke.

Dann riss er die Decke mit einem einzigen Ruck zur Seite.

Darunter kam keine Transportkiste zum Vorschein, sondern eine Art krude zusammengeschusterter Käfig aus Stahlrohren, die jemand zusammengeschweißt hatte, der zumindest genug davon verstanden hatte, dass das groteske Gebilde nicht auseinanderfiel. Nicht schön, aber ausgesprochen effektiv. Die Tür des Käfigs war weit offen. Darin lag ein Mensch, zusammengekrümmt wie ein Kleinkind.

Und dieser Mensch war ohne jeden Zweifel tot.

Nur Sekunden später steckte Henrik den Kopf zur Falltür heraus und saugte gierig die kalte Luft in seine Lungen. Da stand Elsa und sah ihn aus großen, fragenden Augen an.

»Scheiße ...«, hauchte sie, und das musste sich wohl darauf beziehen, wie er aussah. Kein Wunder.

»Hast du Agnes schon am Telefon?«, wollte Henrik wissen.

Elsa schüttelte den Kopf.

»Dann ruf sie jetzt an. Und sag, sie soll die Spurensicherung gleich mitbringen und jeden, den sie greifen kann. Sag ihnen, wir haben das Versteck des Monsters gefunden.«

SIEBENUNDSECHZIG

Ich hab sie alle umgebracht.

Habs gemacht weil die Stimmen gesagt haben ich solls machen. Ich hab gelogen damit der Doktor mich gehen lässt. Die Stimmen waren dann weg wegen den Pillen. Aber wie ich sie nich mehr genom hab, sin sie zurückgekomm.

Am Anfang warn sie wie immer und ich hab auch Angst gehabt und mich schlecht gefühlt. Aber dann ham sie gesagt was ich machen soll mit den Mädchen.

Ich wollte das erst nicht aber es ist wichtig, dass man sie ritzt und reinschneidet damit die Dämonen rauskomm. Die Dämonen, das sind die Stimmen, wenn sie böse sind. Die ham die Mädchen in sich drin gehabt und ich musste sie doch rauslassen und dann hab ich sie befreit. Ja, das hab ich gemacht und die Stimmen ham mir gesagt wie. Das war das Experiment, man muss es machen bis die Stimmen weggehen in den Mädchen drin.

Es war ganz einfach, weil sie noch klein sind.

Dann geht es ganz einfach, ham die Stimmen gesagt und das stimmt. Ich weiß nicht obs mir leidtut, weil ich sie doch eigentlich nur befreit hab. Das ham mir ja die Stimmen in

meim Kopf drin gesagt immer wieder und die kamen ja aus den Mädchen raus auch. Dass es gut ist was ich mach ham sie gesagt. Denn wenn sie leiden, leide ich auch und das nennt man die Buse. Und die Buß muss man machen, wegen der Befreiung und der Sele.

Und die kommt jetzt. Die Befreiung für mich, und dann wern die Stimmen nie wieder kommen, und ich brauch auch keine Pillen mehr für meine Sele. Nie wieder. Die Stimmen ham gesagt das alles gut wird.

Alles wird gut und ich hab meine Mama lieb.

Ole

ACHTUNDSECHZIG

Skogby, der Keller im Haus der Ingmarssons

Die Schrift war krakelig und un gelenk wie die eines Kindes. Angesichts dieses offensichtlichen intellektuellen Defizits und der Masse an Rechtschreibfehlern stand der Inhalt des Geschriebenen in einem nahezu grotesken Kontrast dazu.

Elsa, die inzwischen ebenfalls in den Keller hinabgestiegen war, nickte mit zusammengepressten Lippen, als Agnes ihr den Brief hinhielt, den Henrik auf der Werkbank gefunden hatte, und eine Schriftprobe daneben, welche sie sich in aller Eile aus den Unterlagen Dr. Sjöbergs hatte faxen lassen.

»Identisch, würde ich sagen«, sagte Elsa. Es war ihr deutlich anzusehen, wie sehr sie darum kämpfte, die Beherrschung nicht zu verlieren. »Offenbar hat Ole das geschrieben, ja.«

»Willst du wieder hoch?«, fragte Agnes, »ich meine ...?«

Elsa schüttelte den Kopf.

Presste die Lippen aufeinander.

Es werde schon gehen, irgendwie, behauptete sie. Aber

sie musste das hier unten sehen. Alles davon, jedes Detail. Sie musste einfach, und auch das verstand Agnes.

Inzwischen waren die Leute von der Spurensicherung eingetroffen, hatten die Baustrahler aufgebaut, welche den Keller in ein unnatürlich grelles Licht tauchten. Sie standen unschlüssig am Fuße der Treppe herum, in ihre weißen Overalls gehüllt, die sie aussehen ließen wie Astronauten, die sich in die falsche Filmkulisse verirrt haben.

»Wir sind gleich fertig«, rief Agnes ihnen zu, dann wandte sie sich wieder Elsa zu.

»Er ist da drüben«, sagte sie und deutete in die Ecke neben der Treppe. »In einem Käfig. Vermutlich hat er darin die Mädchen eingesperrt und ...«

»Hat er sich selbst ...?«, fragte Elsa.

Agnes nickte. »Sieht so aus, zumindest auf den ersten Blick. Mit einer Pistole. Es gibt eine Eintrittswunde an der Schläfe, aber wir haben noch nicht nach der Waffe gesucht. Vermutlich liegt sie unter seinem ... vermutlich liegt sie unter ihm. Der Schuss war aus nächster Nähe, das sieht man. Ist kein schöner Anblick. Er hat auch Schnittwunden, aber ...«

»Dein Schmerz ist mein Schmerz«, murmelte Elsa.

»Wie bitte?«, fragte Agnes.

»Das hat er damals immer gemurmelt, wenn er mich geschnitten hat.«

»Das tut mir leid, ich wusste ja nicht ... oh mein Gott, Elsa.«

»Er hat sich damals auch selbst geschnitten, als er das gesagt hat. All das Gefasel, wie es in dem Brief steht. Dass er damit Buße tut und ... und dass ihm das Leid seiner Opfer selbst Schmerzen bereitet. Der ganze irre Scheiß.«

Elsa schüttelte angewidert den Kopf.

»Verdammt.«

Agnes streckte in einer angedeuteten Geste die Hand nach ihrer Schulter aus, aber dann ließ sie sie wieder sinken.

»Das ist schlimm«, sagte Agnes. »Dass sie ihn damals in die Anstalt gesteckt haben, anstatt ...«

»Nein«, sagte Elsa und schüttelte energisch den Kopf. »Das war das einzig Richtige. Schlimm ist, dass sie ihn wieder rausgelassen haben.«

Agnes' Augen waren große schwarze Tümpel in dem seltsamen Flutlicht hier unten. Lange sah sie Elsa an, dann nickte sie.

»Vielleicht wäre es das Beste gewesen, sie hätten ihn überhaupt nirgends hingesteckt, wenn du mich fragst«, sagte sie leise.

Elsa schenkte ihr einen langen Blick, forschend.

»Wegen der Mädchen«, sagte Agnes und es klang beinahe ein bisschen entschuldigend. »Aber auch wegen ihm selbst. Ich begreife den Sinn einfach nicht, von ... von all dem hier.«

Elsa nickte stumm, schaute dann zur Werkbank, auf der zahllose billige Stumpenkerzen zu einer dichten Wachsdecke zusammengelaufen waren – erstarrte Lavaströme in allen Farben des Regenbogens, nahezu aufreizend fröhlich an einem Ort wie diesem. Wie ein Lachen, das einem in der Kehle sitzt, wo es überhaupt nichts zu lachen gibt.

»Vielleicht ist es am besten, gar nicht nach einem Sinn zu suchen«, sagte sie schließlich. »Ich glaube, wenn man das lange genug macht, wird man irgendwann genauso verrückt.«

Agnes schaute sie noch ein bisschen von der Seite an, doch Elsa hob den Blick nicht von der Tischplatte, starrte einfach auf das wächserne Farbchaos. Agnes nickte.

»Vermutlich hast du recht«, sagte sie dann zu Elsa.

»Also lass uns zusehen, dass wir diesen ganzen Mist abschließen und die kleine Lilly finden. Und dann können wir alle einmal durchatmen.«

Jetzt blickte Elsa auf, sah Agnes ins Gesicht.

Das, was sie da sagte, das mit dem Aufatmen war so herzerreißend naiv, dass Elsa das Bedürfnis hatte, sie auf der Stelle zu umarmen. Einfach dafür, dass es Menschen gab wie sie. Die einfach nicht aufhörten, daran zu glauben, dass der morgige Tag besser werden würde als die endlose Reihe von Scheißtagen, die sie bisher durchlebt hatten.

»Okay«, sagte Elsa leise und schenkte Agnes ein tapferes kleines Lächeln, »schauen wir uns den Käfig an.«

NEUNUNDSECHZIG

Skogby, vor dem Haus der Ingmarssons

Sie saßen im inzwischen eingetroffenen Einsatzwagen zusammen, hauptsächlich, um den Männern und Frauen von der Spurensicherung ihren Job nicht noch zusätzlich zu erschweren. Für den Moment hatten sie sich genug in dem stinkenden Keller umgesehen. Was nicht hieß, dass es nicht noch jede Menge offener Fragen gab.

»Was soll das heißen, keine Waffe?«, fragte Agnes.

»Na ja, wir haben keine gefunden am Tatort«, sagte Felix Claesson, der Leiter der Spurensicherung. »Also, ich meine, einer von euch hat sie nicht zufällig gefunden und irgendwie, äh ... mitgenommen?«

Claesson schaute ein wenig unsicher zwischen Agnes und Henrik hin und her.

»Willst du mich verarschen, Felix?«, schnaubte Agnes, während sie Claessons Blick finster erwiderte. Henrik ließ ein amüsiertes Schnauben hören.

»Ich dachte ja bloß, vielleicht hat die sich jemand

genauer ansehen wollen oder so ...« Sein Blick zuckte in Henriks Richtung.

»Was glaubst du denn?«, fragte Agnes.

»Na ja, vermutlich nicht«, sagte der Mann.

»Aber wo wir schon dabei sind, blöde Fragen zu erörtern«, mischte sich Henrik ein. »Unter dem Körper habt ihr nachgesehen, ja?«

Der Mann nickte.

»Wir haben jeden Winkel da unten zwei Mal abgegrast, machen gerade die dritte Runde. Aber schließlich suchen wir nach einer Waffe, nicht nach mikroskopisch kleinen Spuren. Und wenn er sich selbst erschossen hat, kann die Waffe ja nun auch nicht anschließend durch den halben Raum geflogen sein.«

»Vermutlich nicht, nein.«

»Verdammt«, sagte Agnes.

Henrik nickte zustimmend. »Und da geht er dahin, unser Feierabend«, sagte er dann. »Wenn dieser Kerl sich also nicht selbst ausgeknipst hat, dann war es folglich jemand anderer. Und der hat anschließend die Waffe mitgenommen.«

»Der Brief«, sagte Agnes. »Also, der liest sich für mich durchaus wie ein Abschiedsbrief. Die Waffe kann wer auch immer mitgenommen haben, ohne ihn erschossen zu haben.«

»Stimmt natürlich«, sagte Claesson.

»Ein Komplize?«, fragte Elsa.

»Das wäre eine Möglichkeit«, sagte Henrik, »jedenfalls wusste jemand, wo er Ole finden würde. Und zwar noch, bevor wir auf diese Idee gekommen sind. Ich könnte mir auch vorstellen, dass dieser Jemand, als ihm, oder vielleicht auch ihr, klar wurde, was Ole da unten getrieben hat, durchgedreht ist und beschloss, der Sache ein für alle Mal

ein Ende zu machen. Vielleicht weil diese Person endlich einsah, dass sie all die Zeit blind gewesen ist ...«

»Seine Mutter«, flüsterte Elsa.

Henrik nickte. »Das würde doch passen, nicht?«

»Okay«, sagte Agnes, während sie sich mit den Zeigefingern die Schläfen massierte. »Dann fahrt ihr beiden da hin. Findet raus, ob sie was weiß. Erzählt ihr, dass Ole tot ist, und schaut, wie sie reagiert. Mann, ich überlege mir gerade, ob ich die Frau einsperren soll oder ihr einen Orden verleihen.«

Claesson sog scharf Luft ein.

»Das hast du nicht gehört, klar?«, sagte Agnes, dann kramte sie ihr Handy aus der Tasche.

»Ich werde mal besser Nyström anrufen«, sagte sie. »Vielleicht kriege ich es ja sogar hin, ihm das Ganze als kleinen Fahndungserfolg zu verkaufen. Immerhin ist unser mutmaßlicher Mörder jetzt tot. Dummerweise damit aber auch unser Hauptverdächtiger, was das Verschwinden von Lilly Ljungberg betrifft. Jedenfalls werden wir jede Hilfe brauchen können, um die Sache ein für alle Mal abzuschließen. Und hoffentlich noch rechtzeitig, um ...«

»Das Mädchen«, sagte Elsa leise, »Lilly. Du glaubst, sie lebt vielleicht noch.«

Agnes nickte.

»Ich hoffe inständig, dass wir sie finden und dass sie dann noch lebt. Ich werde eine Großfahndung draus machen, wer weiß, vielleicht kriegen wir ja auch eine zivile Beteiligung durch. Wobei ich eigentlich überhaupt nichts mehr weiß, seit dem Desaster in Rosengård.«

Henrik nickte und erhob sich.

Elsa tat es ihm gleich.

Als er schon die Schiebetür des Wagens geöffnet hatte, blieb er noch einmal stehen und drehte sich zu Agnes um.

»Also, wenn sie noch lebt, dann ist sie doch höchstwahrscheinlich bei der Person, die Ole erschossen hat, oder? Ich meine, die Fesseln und der Käfig dort unten. Ich glaube, wir können davon ausgehen, dass er sie da unten gefoltert hat.«

Agnes und Claesson nickten gleichzeitig.

»Bloß wird diese Person die Kleine kaum zu Hause absetzen. Immerhin hat sie einen Mord auf dem Gewissen, selbst wenn es um den Mord an einem solchen ... an einem Mörder geht.«

Agnes nickte.

»Dann seht zu, dass ihr auf dem schnellsten Weg zu seiner Mutter kommt. Und du«, sie wandte sich an den Kriminaltechniker, »siehst mal besser zu, dass deine Jungs da unten irgendeinen Hinweis auf den Verbleib des Mädchens finden. Haare, Spuren, irgendwas. Das hat ab sofort oberste Priorität, klar?«

SIEBZIG

Malmö-Rosengård

Das Hochhaus am Bennets väg sah bei ihrem zweiten Besuch nicht einladender aus als beim ersten Mal, eher im Gegenteil. Dichte graue Regenwolken hatten sich am Himmel über der Stadt zusammengezogen, in den das Gebäude nun wie ein anklagend erhobener Zeigefinger ragte.

Die Sonne war dabei, für diesen Tag aufzugeben. Blass versank sie irgendwo außerhalb ihres Sichtfeldes am Horizont, als sie das Gebäude betraten.

Diesmal öffnete Maria Ingmarsson ihnen sofort, fast so, als hätte sie schon den ganzen Tag in der Nähe der Tür verbracht und ins Treppenhaus gelauscht. Fast so, als hätte sie mit ihnen gerechnet.

Als Henrik in ihr müdes, abgespanntes Gesicht blickte, steckte er die Waffe weg. Diese Frau, da war er nun sicher, hatte niemanden ermordet, und schon gar nicht ihren Sohn. Jedenfalls nicht, indem sie ihm eine Waffe an den Kopf gehalten und abgedrückt hatte.

»Was wollen Sie schon wieder hier?«, fragte Maria Ingmarsson mit matter Stimme.

Sie sah erschöpft aus, müde. Jetzt, wo er sie so sah, die nikingelben Finger, die nervös am Saum der billigen Nylonschürze spielten, das offene, strähnige Haar, tat sie Henrik nur noch leid. Niemand hatte verdient, ein Monster zum Sohn zu haben.

»Frau Ingmarsson ...«, begann Elsa, aber die Frau wandte den Kopf ruckartig zu Henrik herum.

»Okay, von mir aus«, murmelte Elsa, »schon verstanden.«

Das, dachte Henrik, *hat allerdings auch niemand verdient*, und es hatte sich was mit seinem Mitleid für Maria Ingmarsson.

»Können wir reinkommen?«, fragte Henrik.

Nur für den Fall. Und, weil man so was einfach nicht im Treppenhaus erledigen sollte. Egal, um wen es ging und was der verbrochen hatte.

»Ja, na klar, kommen Sie nur rein«, die Frau stieß ein humorloses Krächzen aus, das vielleicht ein Lachen hatte werden sollen, aber dann in einen trockenen Husten übergang.

»Immer ... reinspaziert!«, hustete sie hervor, »geht ja sowieso schon zu wie im Taubenschlag hier.«

Elsa schloss die Tür hinter ihnen, Maria Ingmarsson würdigte sie weiterhin keines Blickes.

Sie setzten sich erneut auf die zerschlissene Couch wie beim letzten Mal, und Maria steckte sich eine neue Kippe an. Die stammte aus einer neuen Schachtel, fiel Henrik auf, diesmal ein billiger Abklatsch amerikanischer *Camels*, *bloß eben mit einem K statt des C*. Auch diese Schachtel war bereits halb leer.

Draußen auf dem Balkon bauschte der Wind ein Stück

Stoff, das sich von der Sitzfläche eines der Klappstühle losgerissen hatte, als wollte es davonfliegen. Irgendwo hin, nur weg von hier.

»Also, was wollen Sie denn noch?«, fragte Maria. »Haben Sie den Ole vielleicht endlich gefunden?«

»Das haben wir allerdings, Frau Ingmarsson«, sagte Henrik. »Oder darf ich Maria sagen?«

Zur Antwort krächzte sie etwas, das Henrik als Einverständnis auffasste, das aber alles Mögliche hätte heißen können. *Na schön, Maria*, dachte er. *Und mit welchem Schock fangen wir nun an? Ich hätte nämlich ein paar zur Auswahl.*

»Ole hat sich in Ihrem alten Haus aufgehalten, Maria. Genau genommen hat er sich im Keller versteckt.«

»Was?«

»Ihr altes Haus in Skogby. Da haben Sie doch gewohnt, nicht wahr?«

Sie nickte. Blinzelte. Versuchte, das Gehörte zu verarbeiten, und die Konsequenzen, die sich daraus ergaben. Wenn sie nicht wirklich überrascht war, dann war sie bestimmt die beste Lügnerin, der Henrik je begegnet war. Ihre Augen verblassten zu kleinen, glanzlosen Knöpfen auf der anderen Seite einer Wand aus Zigarettenrauch, die sich wie eine Trennwand zwischen sie geschoben hatte. *Meine Seite, eure Seite.*

Und sie hatte auch mitbekommen, dass er in der Vergangenheitsform geredet hatte, auch das war ihr deutlich anzusehen. *Gut*, dachte Henrik. Das würde ihr die Sache vielleicht ein wenig leichter machen. Hoffentlich.

Trotz allem war sie letztlich eine Mutter.

»Wir glauben, dass Ole hinter der Ermordung zweier kleiner Mädchen steckte und hinter der Entführung eines dritten.«

Nicken, ein Blick aus zusammengekniffenen Augen, hinter denen sich alles Mögliche verbergen konnte. Oder gar nichts.

»Sie sehen nicht besonders überrascht aus, Maria.«

»Sollte ich das denn?«, krächzte sie hervor. »Nach allem, das passiert ist? Was die aus meinem Sohn gemacht haben in dieser Scheißklinik? Zu *was* die meinen Sohn gemacht haben?«

»Wie meinen Sie das, Maria?«

»Ach ...«, sie winkte ab, jetzt zitterte die Zigarette zwischen ihren Fingerspitzen.

Ihr Kopf ruckte herum und sie blickte starr zum Fenster hinaus, in den grauen Himmel ohne Sonne mit den dunklen, drohenden Wolken, dem flatternden Fetzen Stoff auf dem Balkon. *Wer weiß*, dachte Henrik, *ob sie wirklich jemals wiederkommt in diese Gegend, die Sonne.*

»Hatten Sie Kontakt zu Ole, Maria? Ich meine, seit er bei Ihnen ausgezogen ist? Wissen Sie, wo die Frau wohnt, die er als seine Freundin bezeichnet hat, wissen Sie ...«

»Ich weiß gar nichts«, sagte sie. »Nicht mal, ob das mit der Freundin gestimmt hat.«

»Aber Sie sagten, Sie hätten eine junge Frau gesehen.«

»Ja, und? Hier wohnen eine Menge Leute. Wer weiß, wer davon was mit wem zu schaffen hat, und worüber diese Frau mit Ole gesprochen hat.«

»Aber ...«

»Vielleicht hat sie ihn ja nur nach dem Weg gefragt, was weiß ich.«

»Warum haben Sie uns dann erzählt, dass ...«

Sie stieß ein brüchiges Lachen hervor.

»Weil ich's ihm gewünscht hab, begreifen Sie das nicht? Dass er jemanden findet, der ihn versteht. Damit er ein Leben führen kann wie andere Leute. Ein normales Leben.

Er ... er war doch noch ein Kind! Im Kopf ist er immer ein Kind geblieben. Und jetzt sagen Sie mir, was passiert, wenn man ein Kind für zwanzig Jahre wegsperret. Was so was bringen soll.«

»Also glauben Sie, er hat möglicherweise gelogen, als er sagte, er ziehe zu seiner Freundin?«

»Nein«, sagte Maria Ingmarsson entschlossen. »Für ihn war es die Wahrheit, da gibt's keinen Zweifel. Er hat niemals gelogen, verstehen Sie? Das *konnte* er gar nicht. Zumindest nicht, bis sie ihn in die Anstalt gesperrt haben. Es war nur so, dass er manchmal Dinge gesehen und gehört hat, die wir nicht ... aber für ihn waren diese Dinge immer real. Er hätte mir nie was vorgemacht. Seiner Mutter. Er hat mich geliebt.«

Elsa ließ ein verächtliches Schnauben hören und Henrik warf ihr einen hastigen Blick zu. Warnend, nicht erbost. Zumindest hoffte er, dass es so bei ihr ankommen würde.

»Sie wissen also nicht, ob diese Frau tatsächlich existiert?«

»Nein. Was hätte ich denn auch dagegen machen sollen? Er ist einfach gegangen und ich bin nur eine alte Frau. Schwach. Krank.«

»Okay, Maria, ich verstehe. Aber bitte verstehen Sie auch mich ein bisschen. Wir versuchen, das Leben eines Kindes zu retten, eines kleinen Mädchens.«

Wie auch sie mal ein kleines Mädchen gewesen sein muss, auch wenn man das heute kaum noch glauben mag, dachte Henrik. Ob sie selbst sich wohl gelegentlich daran erinnerte? Ob sich Mörder daran erinnerten, wie es gewesen war, als sie selbst klein und schutzlos gewesen waren?

»Davon weiß ich nichts«, sagte sie mit Bestimmtheit. »Zum Teufel, wofür halten Sie mich? Ich ...«

Sie stieß den Atem aus und ließ den angefangenen Satz in der Luft hängen. Dann atmete sie ein, langsam, begleitet von einem feuchten Rasseln in ihrer Brust. Sie verzog das Gesicht, als ob ihr jeder Atemzug Schmerzen bereitete.

»Warum fragen Sie nicht Ole«, sagte sie dann, während sie weiter trotzig zum Fenster hinausstarrte. »Wo Sie ihn doch jetzt gefunden haben.«

»Ole ist tot, Maria«, sagte Henrik. »Wir gehen davon aus, dass ihn jemand erschossen hat. Unten, in seinem Versteck in Ihrem alten Haus.«

Keine Reaktion, außer einem kaum merklichen Nicken. Maria Ingmarsson präsentierte ihnen einfach weiter ihr Profil, während sich die Zigarette in ihren Fingern langsam in ein dünnes Stäbchen aus Asche verwandelte.

Als dieses erlosch, kringelte sich ein letztes Rauchfähnchen zur Decke empor. Erst jetzt bemerkte Henrik die einzelne Träne, welche die Wange der alten Frau herabließ, und das leichte Zittern, das ihren Körper ergriffen hatte.

Dann, nach einer Ewigkeit, wandte sie sich endlich wieder zu ihnen um. Zu Elsa diesmal, die sie die ganze Zeit so geflissentlich ignoriert hatte. Sie schaute sie lange an, so als sähe sie sie zum ersten Mal oder jetzt erst richtig, durch den Nebel aus Rauch, durch die Wand aus Schweigen.

Dann öffneten sich ihre spröden, gesprungenen Lippen und fragte mit tonloser Stimme: »Und? Bist du jetzt zufrieden?«

EINUNDSIEBZIG

Sie schwiegen den gesamten Weg nach unten. Weil es einfach nichts zu sagen gab – nichts, das irgendetwas hätte erklären können, geschweige denn, es ändern. Nicht für sie, nicht für Maria und ganz bestimmt auch nicht für Ole.

Dazu war es längst zu spät.

Bist du jetzt zufrieden?

»Wir mussten es probieren«, sagte Henrik leise, als sie das Erdgeschoss erreicht hatten. »Wegen des Mädchens.«

Elsa nickte.

Natürlich, wenn auch nur die kleinste Chance bestand, Lilly zu finden, dann mussten sie diese nutzen, um jeden Preis. Und vielleicht, ganz tief in ihrem Inneren, empfand sie ja auch ein kleines bisschen Befriedigung bei der Vorstellung, Oles Mutter von seinem Tod zu erzählen.

Aber das war ihr nur am Anfang so vorgekommen. Bis sie begriffen hatte, dass Maria Ingmarsson genauso ein Opfer der Taten ihres Sohnes geworden war wie die Mädchen, die er entführt und gequält hatte.

Wie sie.

Es war dennoch nur eine schale Form von Gerechtig-

keit, eine Rache ohne Trost, ohne Wiedergutmachung. Der Tod brachte niemanden ins Leben zurück, der Tod heilte keine Wunden. Das konnte nur die Zeit, und manchmal nicht mal die.

»Was machen die da?«, fragte sie, als sie die Menschen vor dem Hauseingang bemerkte, die sich dort zu einer Schar zusammengefunden hatten und irgendetwas auf dem Fußweg zu betrachten schienen. Jugendliche zumeist, viele von ihnen in dicke Daunenjacken gehüllt, standen in der Gegend herum. Ein paar von ihnen hatten ihre Handys gezückt, telefonierten. Andere schienen zu filmen.

»Ach Scheiße, auch das noch«, zischte Henrik. »Können die sich nicht die Schädel einschlagen, nachdem wir hier verschwunden sind?«

Er beschleunigte seinen Schritt, um zur Haustür zu kommen und das zu unterbrechen, das er auf den ersten Blick für den Beginn einer Auseinandersetzung gehalten hatte.

»Die prügeln sich nicht, glaube ich«, sagte Elsa leise, aber das hörte Henrik schon nicht mehr.

Kaum war er draußen, zückte er seinen Ausweis und erzählte was von Polizei Malmö, danach schlug die große Glastür zu und schnitt ihm damit abrupt das Wort ab. Elsa sah, dass die Jugendlichen ihm ohne Zögern Platz machten. Damit er sehen konnte, was da vor ihnen auf dem Boden lag.

Und jetzt, da sie beiseitetraten, sah sie es auch.

Der Wind hob einen Teil der verschlissenen Kittelschürze an und spielte damit, während Elsa zusah, dass sich die Blutlache, die unter dem reglosen Körper hervorquoll, immer weiter auf dem schmutzigen Betonboden ausbreitete.

Langsam trat sie auf die Haustür zu, öffnete sie und trat

hinaus zu Henrik, der bereits dabei war, eine Ambulanz zu rufen.

Doch für Maria Ingmarsson, das wussten sie beide, würde jede Hilfe zu spät kommen.

Irgendwo hoch oben, sieben Stockwerke über ihren Köpfen, riss sich der kleine Stoffetzen los und flatterte ungesehen hinaus in die einbrechende Nacht, in die Finsternis und ins Vergessen.

ZWEIUNDSIEBZIG

Skogby, vor dem Haus der Ingmarssons

Jemand klopfte an die Tür des Einsatzwagens. *Irgendwie bescheuert*, dachte Agnes, *schließlich ist das kein Büro, nur ein blöder Kleintransporter*. Trotzdem rief sie: »Herein!«, vermutlich aus Gewohnheit.

Die Schiebetür glitt scheppernd zur Seite und es erschien der Kopf von Felix Claesson, dem Leiter der Spurensicherung, im Ausschnitt.

»Felix«, sagte Agnes. »Gibt's was Neues?«

»Äh, ich glaube schon, ja«, sagte Claesson. »Vielleicht solltest du mitkommen und es dir selbst anschauen.«

»Dann ist es was Wichtiges?«, fragte Agnes, während sie schon dabei war, in ihre Jacke zu schlüpfen.

Nichts, das sie jetzt lieber täte, als für ein paar Minuten aus diesem stickigen Wagen zu entkommen, in dem sie die letzte Stunde hauptsächlich damit verbracht hatte, dem Polizeichef hinterherzutelefonieren, um ein paar dringend benötigte Kräfte für die Suche nach Lilly Ljungberg zu mobilisieren.

Bisher nur leider ziemlich erfolglos.

Agnes stieß einen gedanklichen Seufzer aus, bevor sie sich wieder Claesson zuwandte, der ihr von der aufregenden Entdeckung berichtete, die sie im Keller gemacht hatten.

Aufregend war diese in der Tat. Dumm nur, dass man sie nicht schon vor einer Stunde gemacht hatte.

Agnes folgte dem wie ein Wasserfall plappernden Techniker die Stufen hinab in den Keller, der inzwischen ein völlig neues Bild abgab: Der Käfig war leer und nur noch ein eingetrockneter, kleiner See von rostroter Farbe deutete darauf hin, dass der Körper von Ole Ingmarsson hier gelegen hatte.

Ein Umriss aus Klebeband stellte die Position nach, in der man seinen Körper gefunden hatte. Der Boden, der Tisch und natürlich hauptsächlich der Käfig, in dem der massige Leib des Mannes gelegen hatte, waren mit jeder Menge bunter Fähnchen gespickt. Die Hülse sowie das Geschoss, das Ole getötet hatte, hatte man inzwischen offenbar ebenfalls gefunden, das hatte Claesson ihr vorhin berichtet. Von der Waffe selbst gab es jedoch nach wie vor keine Spur.

Henrik hätte eigentlich auch längst anrufen sollen, ergänzte Agnes in Gedanken – was war da nur los? Sie machte sich eine gedankliche Notiz, ihn anzurufen, sobald sie Claessons Neuigkeit mit eigenen Augen gesehen hatte.

Außer ihr und dem Leiter der Kriminaltechnik befanden sich nur noch zwei weitere Polizisten in dem kleinen Kellerraum, beide in weiße Schutzanzüge gekleidet. Sie standen abwartend vor dem kleinen Fenster, das sich direkt über dem Käfig in der Wand befand, und auch Claesson bewegte sich jetzt darauf zu.

»Wir haben anfangs nicht drauf geachtet, weil es eigent-

lich zu hoch ist.«

»Bitte?«, fragte Agnes.

»Das Kellerfenster. Es ist zu hoch, um es vom Boden aus zu erreichen. Ziemlich enge Geschichte, da müsste man sich verbiegen wie ein Schlangenmensch.«

»Oder sehr klein sein«, ergänzte Agnes flüsternd.

Claesson nickte.

»Oder das, ja. Außerdem war es komplett mit dieser lichtdichten Folie verklebt.«

»Verstehe. Und?«

»Na ja, Sorenson ist auf den Käfig geklettert, um ein Panoramafoto von dem Raum zu schießen. Und da hat er es bemerkt.«

»Hat was bemerkt, Felix?«

»Die Schleifspuren, auf dem Rahmen vor dem Fenster. Außen.«

»Schleifspuren?«

Allmählich kam sich Agnes vor wie ein Papagei. Warum musste man diesem Kerl auch alles förmlich aus der Nase ziehen?

»Ja, da sind Spuren im Ruß vor dem Fenster. Wir glauben, die stammen von einer Strumpfhose – einer Kinderstrumpfhose. Man konnte es am Muster sehen. Und das Opf...« Felix zögerte. »Also der Mann im Käfig hätte wohl nicht durch dieses Fenster gepasst.«

»Nee«, sagte Agnes, »das hätte er offensichtlich nicht gekonnt. Haben Sie Fingerabdrücke gefunden an dem Fenster?«

Claesson nickte.

»Überall, auch am Rahmen. Sie führen bis nach draußen.«

»Aber das heißt ...«

»Ja. Das heißt, dass die Kleine vielleicht fliehen konnte.

Sie ist durch das Fenster gekrabbelt und abgehauen.«

»Oh Gott«, sagte Agnes. »Das sind ja fantastische Neuigkeiten! Ich muss sofort ...«

»Ja«, unterbrach sie Claesson. »Aber wie ich schon gesagt habe, sie wäre da allein unmöglich hochgekommen.«

»Scheiße!«, sagte Agnes, »aber wenn das stimmt, lässt das alles in einem völlig anderen Licht erscheinen.«

»Ja, und ich habe inzwischen auch schon mit dem Labor telefoniert, wo sie im Moment die Leiche des Mannes untersuchen. Die sagten mir, dass sich Herr Ingmarsson die meisten Schnitte, wenn nicht alle, vermutlich selbst zugefügt hat. Einschnittwinkel und die Tiefe der Spuren deuten darauf hin, wobei auch Fremdeinwirkung, zumindest teilweise, natürlich nicht ganz auszuschließen ist, aber da die Waffe verschwunden ist – warum sich dann mit Schnitten abmühen? Der Gerichtsmediziner hat jedenfalls keine Fesselspuren bei ihm gefunden.«

»Das heißt, Ole hat Lilly geholfen, zu fliehen«, murmelte Agnes. »Und ist dann dafür von seinem Komplizen getötet worden. Nachdem er sich, zum Beispiel aus Reue, selbst Schnitte zugefügt hat.«

»Das könnte es heißen, ja«, sagte Claesson.

»Natürlich heißt es das«, sagte Agnes bestimmt. »Weil Ole nämlich selbst ein Gefangener war, ob nun freiwillig oder nicht. Sonst hätte er ihr ja auch einfach die Tür aufmachen können.«

Claesson nickte.

»Stimmt. Wenn man an der Öse des Riegels draußen ein Schloss befestigt oder auch nur einen kleinen Stock durchschiebt – dürfte es ziemlich schwer werden, die Falltür von innen zu öffnen. Nahezu unmöglich.«

Agnes hastete die Stufen hinauf aus dem Keller. Noch im Laufen zerrte sie ihr Telefon aus der Jackentasche.

DREIUNDSIEBZIG

Elsa und Henrik

Sie schwiegen beide die ganze Fahrt zurück zum Revier, denn es gab nichts, das man noch hätte sagen können. Nichts, das auszusprechen ihnen noch lohnend erschien. Dafür aber jede Menge Dinge, über die man nachdenken konnte. Grübeln konnte, bis zur Verzweiflung, wenn einem der Sinn danach stand.

Elsa betrachtete Henriks Profil.

Gefasst, konzentriert blickte er durch die Scheibe hinaus in die Dunkelheit, während die Lichter der entgegenkommenden Autos sein Gesicht für lange Sekunden in grelles Licht tauchten und tiefe Schatten hineinschnitten, bevor sein Profil wieder der Dunkelheit anheimfiel. Wie Blitze, bei einem Gewitter, in Zeitlupe. An. Aus. An. Aus.

Als Elsas Handy klingelte, zuckte sie zusammen.

Gott, dachte sie, ich muss dringend mal schlafen. Werde schlafen, und zwar ausgiebig. Die ganze Nacht und den folgenden Tag. Werde schlafen, bis ich nicht mehr schlafen kann. Sobald das Mädchen gefunden ist. Dann werde ich

mich krankmelden und eine Woche lang überhaupt nichts anderes mehr tun, als zu schlafen.

Ein Blick auf das Display des Telefons verriet ihr, dass Mathilde versuchte, sie zu erreichen. Merkwürdig, um diese Uhrzeit. Elsa drückte auf die Annehmen-Taste und hielt das Telefon ans Ohr.

»Hallo Elsa«, sagte Mathilde, seltsam verrauscht und fern. So als riefe sie von einem anderen Planeten an oder aus einer anderen, längst vergangenen Zeit.

»Hej Mathilde, was gibt's?«

»Na ja, Elsa, ich wollte fragen, ob ich nach Hause darf. Weil du mich doch gebeten hattest, zu warten, bis Freja auftaucht.«

»Und, ist sie?«, fragte Elsa. Etwas in ihrem Magen zog sich zusammen.

»Äh, nein«, sagte Mathilde, »ich habe es auch andauernd auf ihrem Handy probiert und zu Hause, sie geht aber einfach nicht ran. Aber alle anderen sind schon vor Stunden nach Hause gegangen und ...«

»Oh. Ja, klar, du kannst gehen. Schönen Feierabend, ja?«

»Danke, Elsa. Dir auch.«

Dann legte sie auf.

»Scheiße«, sagte Elsa und starrte auf das Display, obwohl das längst wieder erloschen war.

»Was ist denn?«, fragte Henrik.

Elsa schüttelte unwillig den Kopf.

»Es ist Freja. Sie ... ich weiß nicht, sie ist immer noch nicht aufgetaucht.«

»Deine Assistentin?«, fragte Henrik.

»Ja, sie hat sich heute Morgen krankgemeldet und seitdem ist sie einfach weg. Hat sich praktisch in Luft aufgelöst, ist nicht erreichbar. Ich hatte Mathilde, das ist

unsere Sekretärin, gebeten, ihr hinterherzutelefonieren, und habe es auch selbst schon ein paar Mal probiert, aber sie geht einfach nicht ans Telefon. Auf meine Mailboxansagen und SMS reagiert sie auch nicht. Ich mach mir wirklich Sorgen, Henrik.«

»Okay«, sagte der. »Wir schauen auf dem Rückweg mal bei ihr vorbei. Aber jetzt müssen wir uns erst mal anhören, was Agnes herausgefunden hat.«

»Okay. Vermutlich hast du recht.«

»Ich bin sicher, ihr geht's gut. Freja, meine ich.«

Elsa nickte stumm.

Ein paar Minuten später parkte Henrik den Wagen vor dem Haupteingang des Polizeireviers. Inzwischen hatte man die demolierte Scheibe durch eine neue ersetzt, immerhin. Jemand hatte die Wand gegenüber weiß getüncht, das Graffiti, das Rache für Bara al-Askari gefordert hatte, war verschwunden.

Aber man sah noch den schwarzen Fleck auf der Straße, wo das Polizeiauto in die Luft geflogen und ausgebrannt war.

VIERUNDSIEBZIG

Polizeirevier Malmö-Süd

»Genau. Und deshalb nehmen wir an, dass Folgendes in dem Keller passiert ist«, sagte Agnes, die gerade dabei war, die versammelte SoKo Marlis auf den neuesten Stand zu bringen. »Ole hat die Mädchen gefoltert und vermutlich auch entführt, und höchstwahrscheinlich spielte er zumindest eine Rolle bei dem Tod der beiden Mädchen, von denen wir bisher wissen.«

»Höchstwahrscheinlich«, schnaufte Löfgren. »Pah!«

»Ruhe!«, rief Agnes. »Und zuhören, verdammt noch mal.«

Löfgren hob entschuldigend die Hände.

»Wir gehen inzwischen davon aus, dass Ole Ingmarsson nicht der alleinige Täter war, sondern einen Komplizen hatte. Wir glauben, dass er – aus welchem Grund auch immer – dem zuletzt entführten Mädchen, Lilly, zur Flucht verholfen hat ...«

Löfgren murmelte irgendwas von *Orden verleihen* und

verdammter Irrer, aber so leise, dass es Agnes einfach überging.

»Und wir glauben, dass er deshalb sterben musste. Wer immer sein Komplize war, hat ihn entweder in dem Keller eingesperrt oder anderweitig dafür gesorgt, dass Ole den Keller nicht verlassen konnte. Und, wer immer dieser Komplize sein mag, er hat vermutlich nicht damit gerechnet, dass Ole sich gegen ihn stellen und Lilly helfen würde. Wir glauben, der Mord an Ole war eine Tat im Affekt, aus eben diesem Grund. Um ihn zu bestrafen. Und vielleicht auch, weil er damit zur Gefahr für seinen Komplizen geworden war. Vielleicht, weil Lilly das Gesicht dieses Komplizen kennt.«

Agnes schaute sich in der Runde um, dann sprach sie weiter.

»Wir glauben, jemand hat Ole benutzt. Jemand, der von seiner Vergangenheit wusste und von seinen ... Neigungen.«

Sie warf einen Blick in Löfgrens Richtung, aber diesmal hielt sogar der die Klappe.

»Gab es denn Spuren am Tatort?«, sagte Bergman, ein anderer Ermittler. »Von diesem mysteriösen Komplizen, meine ich.«

»Bisher nicht«, Agnes schüttelte den Kopf, »aber die Spurensicherung und das Labor arbeiten mit Hochdruck daran, irgendwelche verwertbaren Hinweise zu finden.«

Sie machte eine Pause und schaute in Henriks Richtung, der nickte ihr kaum merklich zu.

»Henrik und Elsa werden weiterhin Oles Vergangenheit durchkämmen, vielleicht bringt das was. Oles Mutter, die einzige Angehörige, die Ole noch hatte, hat heute Abend Suizid begangen, als sie ... äh, als sie vom Tod ihres Sohnes erfuhr.«

»Weil sie die ganze Zeit wusste, dass er schuldig war!«, rief Löfgren wieder dazwischen. »Das ist doch offensichtlich, Mensch!«

»Halt die Klappe, hab ich gesagt!«, fuhr ihn Agnes an. »Oder ich werf dich aus der SoKo, verdammt! Lilly hätte den Keller ohne fremde Hilfe nicht verlassen können und man hat keine Waffe bei Ole gefunden. Kapierst du das endlich mal? Er hat der Kleinen vielleicht das Leben gerettet.«

Alle starrten zu Agnes, dann wandten sich die Blicke der Versammelten langsam Löfgren zu.

Der lehnte sich grinsend in seinem Stuhl zurück. »Ja«, sagte er dann. »Ich hab dich verstanden, klar und deutlich.«

Sein Grinsen wurde noch eine Spur breiter, als er hinzufügte: »Chefin.«

Was er natürlich meinte, war *Noch-Chefin*. Bald schon *Exchefin*. Jeder kapierte das, auch Agnes. Sie schüttelte den Kopf und machte weiter.

»Daher, und bis wir irgendwelche neuen Hinweise auf den Mittäter haben, ist die oberste Priorität, Lilly Ljungberg schnellstmöglich zu finden. Nyström hat mir weitere Unterstützung zugesichert, und ein Hubschrauber ist unterwegs. Bis der hier eintrifft, will ich, dass Sie mit allen verfügbaren Mitteln nach Lilly suchen. Laut Spurensicherung hat sie auf dem Rasen vor dem Keller einen Abdruck hinterlassen, aber sie sind sich nicht sicher. Unterteilt den Rasen um das Haus in Quadranten und fangt an zu suchen.«

Alle erhoben sich.

»Aber es könnte auch sein, dass der Komplize Lilly noch hat, nicht wahr?«, fragte Bergman.

»Ja«, sagte Agnes. »Und deswegen werden wir drei«, sie deutete auf Elsa, Henrik und sich selbst, »jetzt jeden Stein

umdrehen, unter dem der sich vielleicht verstecken könnte.«

Bergman nickte und verließ dann ebenfalls den Raum. Besonders glücklich wirkte er dabei allerdings nicht. Als er gegangen war, schloss Agnes die Tür und drehte sich zu Henrik und Elsa um.

»Scheiße, was ist da bloß passiert im Bennets väg? Und ausgerechnet wieder in Rosengård, verdammt!«

»Sie ist gesprungen«, erklärte Henrik. »Von ihrem Balkon. So etwas passiert, war nicht vorauszusehen. Klar, sie wirkte traurig, als wir ihr das mit Ole erzählt haben. Aber überrascht wirkte sie nicht gerade. Und schon gar nicht so, als würde sie den schnellen Weg nach unten nehmen, sobald wir ihr den Rücken kehren. Und dafür, dass sie in Rosengård wohnt, kann ja nun niemand was. Blöder Zufall, das gebe ich ja zu, aber eben auch nur das. Ein Zufall.«

Agnes nickte.

»Und sie hat nichts gesagt, bevor sie ...?«

»Nichts, das uns weiterhelfen würde. Ich glaube, ihr ist erst in diesem Moment klar geworden, wen sie da ein Leben lang in Schutz genommen hat. Wessen Unschuld sie sich immer wieder eingeredet hat. Was ihr Sohn in Wirklichkeit war. All die Jahre.«

Agnes nickte nachdenklich.

»Und da ist noch etwas«, sagte Henrik und nickte Elsa zu.

»Ja«, sagte die, »es ist wegen Freja. Meine Assistentin an der Uni. Sie ist verschwunden. Geht nicht ans Telefon. Schon den ganzen Tag. Nachdem sie sich heute Morgen überstürzt krankgemeldet hat.«

»Und?«, fragte Agnes.

»Na ja«, sagte Elsa leise und senkte den Kopf. »Sie

wusste davon. Von dem, was damals passiert ist ... also von der Sache mit Ole und mir.«

»Sie *wusste*, dass er dich als Kind entführt hat und ...«

»Sie kannte seinen Namen nicht oder irgendwelche Details. Nur die Geschichte selbst. Ich hab's ihr erzählt, als ... in einem Moment der Schwäche, okay?«

»Scheiße!«, sagte Agnes. Dann traf sich ihr Blick mit dem von Henrik. »Oh, verdammt! Glaubst du, sie könnte ... ich weiß nicht, in die Sache verwickelt sein? Dass sie in Gefahr ist?«

Elsa nickte.

»Wenn jemand sich ganz bewusst Oles bedient hat, um Elsa eine Botschaft zu senden ...«

»Die Nacht, als Ole mit dem Messer bei dir eingestiegen ist«, sagte Agnes.

»Es wäre möglich«, sagte Elsa leise.

»Und wenn diese Person sich mit Elsas Leben beschäftigt hat, musste sie zwangsläufig auch auf Freja stoßen«, sagte Henrik. »Auch wenn eure Beziehung natürlich rein beruflicher Natur ist.«

Elsa warf ihm einen raschen Seitenblick zu und er verstummte.

»Dann habe ich sie in Gefahr gebracht«, sagte Elsa und blickte zwischen Agnes und Henrik hin und her. »Einfach dadurch, dass ich an dem Fall mitgearbeitet habe. Wenn ihr was passiert ist, ich ... ich weiß nicht, was ich dann tun würde. Ich könnte mir das nie verzeihen.«

»Ihr ist nichts passiert«, sagte Henrik mit Bestimmtheit. »Und das wird es auch nicht. Klar?«

Elsa nickte schwach.

»Hast du einen Schlüssel zu ihrer Wohnung?«, fragte Agnes.

»Sie hat ihn mir mal gegeben, damit ich Blumen gießen kann, wenn sie nicht da ist«, sagte Elsa. »Aber ich ...«

Dann verstummte sie.

»Okay«, sagte Agnes. »Dann fahren wir als Erstes da hin. Wir finden sie, ich verspreche es dir.«

Henrik nickte. »Wir finden sie, Elsa. Und es geht ihr gut. Ich bin sicher.«

Fünf Minuten später saßen sie in Agnes' Wagen und waren auf dem Weg zu Frejas Wohnung.

FÜNFUNDSIEBZIG

Friisgatan, Malmö-Zentrum

Frejas Wohnung war in einem nahezu peinlich aufgeräumten Zustand. Und ganz offenbar war sie tatsächlich nicht daheim. Nachdem sie ein paar Mal geklingelt hatten, hatten sie die Tür schließlich mithilfe von Elsas Schlüssel aufgeschlossen.

»Offenbar mag sie Minimalismus«, sagte Henrik, als sie sich in ihrem Wohnzimmer umsahen.

Eine Schrankwand aus unlackiertem Echtholz, ein langer, flacher Tisch, vermutlich aus demselben Material. Beides sicher teuer, aber gleichzeitig seltsam klobig und unpraktisch, und eine Couch, die zu allerletzt dazu einlud, sich darauf zu setzen.

Elegant, ja. Stilvoll, sicher.

Aber auch derart betont kühl, dass man praktisch versucht war, nach dem Fehler im Bild zu suchen, nach dem einen Krümelchen Schmutz in der Erscheinung allumfassender klinischer Sauberkeit, die Elsas Wohnung zu vermitteln versuchte.

»Sie wollte eigentlich Innenarchitektin werden«, sagte Elsa. »Hat sie mir mal gesagt.«

»Hm«, machte Henrik und ging ins nächste Zimmer, das sich als Frejas Schlafzimmer herausstellte. Für den Bruchteil eines Augenblicks zuckte sein Blick zu Elsa und die nickte unmerklich.

Ja, hier haben wir's getrieben, schien ihr Blick zu sagen. *Bist du nun zufrieden?* Schnell konzentrierte sich Henrik wieder auf das Zimmer.

»Hier ist es ja noch übersichtlicher als im Wohnzimmer«, sagte Agnes. »Ich meine, es ist schick, keine Frage. Hat Stil, aber irgendwas fehlt ...«

»Emotionen?«, half Elsa aus.

Agnes nickte und schenkte ihr einen unbehaglichen Blick. »Hier sieht's aus wie in einem Werbekatalog für ein teures Möbelhaus.«

Elsa ließ das unkommentiert und öffnete stattdessen den großen Kleiderschrank. Sauber nebeneinander aufgereihte Businesskostüme – jetzt, wo sie drüber nachdachte, hatte sie Freja nie in Jeans und T-Shirt oder gar einem Paar der inzwischen allseits so beliebten Jogginghosen gesehen. Weder an der Uni noch sonst wo. Nicht einmal zu irgendwelchen Fetten. Wie zum Beispiel einer ganz bestimmten Weihnachtsfeier vor ein paar Jahren. Auch da war sie in einem eleganten Kostüm aufgetaucht, das dezent ihre körperlichen Vorzüge unterstrichen hatte. Elsa erinnerte sich noch gut an das geheimnisvolle Knistern, das Frejas Rock auf ihren bestrumpften Beinen gemacht hatte, als sie ihn nach oben geschoben hatte.

Im Inneren des Schrankes setzte sich die peinliche Ordnung nahtlos fort. Freja schien sogar die Abstände zwischen den aufgehängten Kleidungsstücken akkurat ausgerichtet zu haben.

Agnes öffnete die zweite Tür.

Auf dieser Hälfte unterteilte sich der Schrank in vertikale Fächer. Blusen, hauptsächlich in grau und weiß, ordentlich zusammengelegt, und Unterwäsche. Die in ihrer Verspieltheit in einem so starken Kontrast zu Frejas restlichen Klamotten stand, dass es einem förmlich ins Auge springen *musste*.

Agnes schloss den Schrank wieder.

Das schlauchförmige Badezimmer bot ebenfalls wenig Überraschungen. Eine eckige, schwarz gekachelte Wanne in der Mitte des Raumes, drei stilvolle, aber völlig zweckfreie Dekoelementen auf dem Rand des schwarz glänzenden Ungetüms, ein Waschbecken, natürlich ebenfalls aus schwarzer Keramik.

Zwei kleinere Schränke, Heizung, Handtuchhalter – alles sauber, aufgeräumt und offenbar erst kürzlich gründlich geputzt. Eine weitere Tür, die in ein winziges WC führte. Auch hier versteckte sich niemand.

Eine Tür weiter stießen sie auf das erste wirkliche Hindernis. Diese Tür war nämlich verschlossen.

»Shit«, sagte Henrik. »Der Lage nach vermute ich, wir haben hier eine Abstellkammer oder so was.«

»Man fragt sich«, sagte Agnes nachdenklich, »wozu sie die abgeschlossen haben sollte.«

»Private Gründe, vermute ich«, sagte Elsa. »Sie würde bestimmt nicht wollen, dass wir so einfach da reinstürmen und ...«

»Sie könnte da drin sein«, sagte Agnes. »Freja.«

»Wohl kaum«, sagte Elsa entschieden. »Ich meine, dann hätte sie uns doch längst gehört, oder?«

Demonstrativ wummerte sie gegen das Türblatt.

»Freja?«, rief sie, »bist du da drin?«

Keine Antwort, natürlich nicht.

»Wie lange ist sie verschwunden?«, fragte Agnes.

»Scheiße, ich weiß nicht«, sagte Elsa zögernd. »Den ganzen Tag vermutlich.«

Henrik und Agnes wechselten einen vielsagenden Blick.

»Ihr denkt doch nicht wirklich«, fragte Elsa, »dass sie da drin ist? Und das wird sie doch in jedem Fall hinterher mitkriegen. Wenn wir das Schloss aufknacken. Ist das überhaupt legal? Ich meine ...«

»Ja«, sagte Henrik. »Vermutlich hast du recht. Und wir haben auch keinen Durchsuchungsbefehl. Eigentlich dürften wir gar nicht hier sein.«

Er sah Elsa eindringlich an.

»Aber ich darf hier sein«, sagte Elsa nach kurzem Nachdenken. »Ich bin ihre Freundin und ich habe den Schlüssel.«

»Ja.«

»Okay. Brich sie auf.«

»Sicher?«

»Jetzt mach sie schon auf. Ich erklär ihr das schon irgendwie. Es wird vermutlich sowieso nichts Besonderes drin sein.«

»Okay«, sagte Henrik und trat vor die Tür, um zu tun, was getan werden musste.

Es sollte sich allerdings zeigen, dass Elsa mit ihrer Vermutung falsch lag, was die Harmlosigkeit des Zimmers betraf.

Oder vielmehr dessen, was sie darin fanden.

SECHSUNDSIEBZIG

»Was zur Hölle ist das alles?«, entfuhr es Henrik, nachdem er das Licht angeschaltet hatte. Es hatte nur eines kräftigen Tritts gegen das Türblatt in Höhe des Schlosses bedurft, um das Zimmer zu öffnen. Die Tür hatte stabiler ausgesehen, als sie letztlich gewesen war.

Das, was sie hinter ihr fanden, stand im krassen Gegensatz zum Rest der Wohnung. Offenbar war Frejas penibler Ordnungsfimmel nicht bis hierher gelangt. In dem kleinen, schlauchförmigen Zimmer herrschte scheinbar das reinste Chaos.

Aber nur auf den ersten Blick. Auf den zweiten ergab das alles einen Sinn, offenbarte sich der Zusammenhang, der die Unmengen von Papierstücken, Fotos und sonstigen Utensilien in diesem Raum miteinander verband.

»Das sieht ja aus wie bei uns auf dem Revier!«, sagte Agnes und deutete auf die fensterlose Seitenwand, die komplett zu einer Wandtafel umgestaltet worden war. Hier hing eine gigantische Karte von Malmö und Umgebung, eingerahmt von unzähligen Fotos, Zeitungsausschnitten und handschriftlichen Notizen – das alles miteinander

verbunden durch ein regelrechtes Spinnennetz aus roten Wollfäden, die sich über die gesamte Breite der Wand erstreckten. Und ja, auch die verwendeten sie auf dem Revier gelegentlich.

»Oh Scheiße«, entfuhr es Elsa, als sie erkannte, wer auf den meisten der Fotografien abgebildet war, welche die Wände bedeckten.

»Das bist du, Elsa«, stellte Agnes fest, »und da ist Ole Ingmarsson. Und ein Bild von Marlis. Ana. Lilly. Und alles, das die Zeitungen bis jetzt darüber gebracht haben, würde ich sagen. Was zum Henker ist das hier?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Elsa und drehte sich langsam um die eigene Achse. Am hinteren Ende des Raumes, direkt vor dem Fenster, stand ein stabiler, allerdings ziemlich zerkratzter Schreibtisch, auf dem sich weitere Papiere und einige Ordner türmten. In der Mitte des Tisches stand ein MacBook neueren Baujahrs.

»Hast du eine Ahnung, warum sie das gemacht hat?«, fragte Agnes, die sich inzwischen intensiv mit der Karte und den Fotos an der Wand beschäftigte. »Ich meine, diese roten Fäden zeigen zu jedem Ort, den du in letzter Zeit besucht hast. Die Uni, dein Haus, die Wohnung, in der du vorher gewohnt hast. Hier ist Eksjö, wo du Björklund mit dem pädophilen Sportlehrer geholfen hast, und hier Skogby, dein Haus und das der Ingmarssons und ... oh, mein Gott.«

Henrik richtete den Blick auf den Punkt auf der Karte, auf den Agnes deutete.

»Ist das ...?«, fragte Agnes.

Henrik folgte ihrem Finger zu den anderen Orten und sagte dann: »Ja, das sind die Orte, an denen wir die Mädchen gefunden haben. An jedem ist ein Kreuz, siehst du? Und das ist das Hochhaus, in dem Anas Eltern

wohnen. Vermutlich stand dort auch der Container, in dem sie gelegen hat, als Dahlberg sie aufgesammelt hat. Aber das war natürlich immer nur unsere Vermutung, nie gesichertes Wissen, nachdem uns in Rosengård die Ermittlungen um die Ohren geflogen sind, deshalb ging das auch nie an die Presse. Elsa, hast du ihr etwas davon erzählt?»

»Ich?» Elsa drehte sich um und starrte Agnes ungläubig an. »Natürlich nicht! Wir haben eh kaum miteinander gesprochen in den letzten Tagen, und wenn, dann ging es immer nur um Unisachen. Zu mehr hatten wir überhaupt keine Zeit.«

»Verdammt«, knurrte Agnes. »Wie ist sie dann also an all diese Informationen gekommen? Ich meine, ein bisschen was davon stand in der Presse, klar, aber die Adresse von Anas Eltern – das hat niemand gewusst außer ...«

»Außer uns dreien«, sagte Elsa düster, »und ...«

»Und Ole«, sagte Henrik. »Seht euch das mal an.«

Sie folgten seinem Blick.

Henrik stand vor einem Stück der Wand, an der ein Bild in Postergröße hing. Es zeigte einen Schnappschuss von Elsa, die in ihrer Küche vor ihrem Laptop saß, offenbar durch das Küchenfenster hindurch aufgenommen – das Fenster, durch das Ole vor ein paar Tagen eingestiegen war. Höchstwahrscheinlich war es von jemandem geschossen worden, der unbemerkt in Elsas Garten gestanden hatte. Da die Lampe in der Küche leuchtete, war es vermutlich abends oder in der Nacht geknipst worden. Elsa trug auf diesem Bild nichts als ein Spaghettiträgeroberteil, offenbar war das Bild bereits im Sommer entstanden.

»Sie ist also wirklich ein Stalker«, sagte Henrik.

»Henrik«, wandte Elsa ein. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Sie ...«

»Sie ist nie drüber hinweggekommen, dass sie abgewiesen wurde von dir.«

»Was?«, fragte Agnes aus der Ecke des Raumes, rief es beinahe.

»Henrik, bitte«, sagte Elsa leise.

»Nein«, sagte Henrik. »Es wird Zeit, dass Agnes davon erfährt. Das hätte sie längst erfahren sollen. Es ist nicht deine Schuld, Elsa. Nichts davon. Aber wir müssen mit offenen Karten spielen.«

Elsa senkte schweigend den Kopf.

»Was hätte ich längst erfahren sollen, Elsa?«, fragte Agnes. »Was läuft hier eigentlich?«

»Freja und ich«, sagte Elsa, während sie Henrik einen finsternen Blick zuwarf. »Wir kannten uns vielleicht doch privat.«

»Was?«

»Sie stand auf mich, okay?«

»Oh«, sagte Agnes.

Scheiße, Henrik, schien Elsas Blick zu sagen, als sie Henrik anfunktete. *Manchmal bist du so ein verdammter Idiot.*

»Wir haben auf einer Weihnachtsfeier ein bisschen rumgeknutscht«, sagte Elsa. »Keine große Sache. Und später hatten wir einen One Night Stand, einen einzigen, mehr nicht. Oder zumindest habe ich das gedacht. Scheiße, ich konnte ja nicht ahnen, dass sie ...«

»Dass sie eine durchgedrehte Stalkerin ist? Obwohl du eine ausgezeichnete Psychologin und außerdem, ach ja, noch ihre Chefin bist?«, schnappte Agnes, der es offenbar nicht gelang, ihren Ärger zu verbergen.

Und verdammt, sie hatte ja recht. Elsa hätte etwas merken müssen. Ja, bestimmt sogar. Frejas niedergeschlagene Blicke, wann immer sie ein Stück weiter von ihr

weggerückt war. Ihre Bereitschaft, sofort alles stehen und liegen zu lassen, wenn Elsa ihre Assistenz benötigte. All das waren Hinweise gewesen und ziemlich deutliche dazu.

»Ja«, sagte Elsa. »Vielleicht hätte ich was merken müssen. Kann schon sein. Aber das hier? Ich dachte, die Sache mit mir wäre längst überwunden. Sie hat es mit keinem Wort danach wieder erwähnt.«

Aber das war ja nicht alles, oder?, schien Hendriks Blick zu sagen. Da war noch diese Sache mit der Pistole, die du in ihren Mund schieben solltest. Die Nacht, in der du dich beinahe vor ihr gegruselt hast, weil sie so ... anders zu sein schien als sonst.

Doch diesmal drang er nicht weiter in sie. Und warum auch? Die Katze war aus dem Sack, sie standen in einem abgeschlossenen Zimmer in der Wohnung einer offenbar völlig gestörten Frau, die Elsa jahrelang als ihre Assistentin beschäftigt hatte. Und diese Frau galt es, umgehend zu finden. Nur das zählte jetzt.

Neben dem überlebensgroßen Schnappschuss von Elsa hingen massenweise kleinere Bilder von Ole, vielmehr rahmten sie Elsas Bild regelrecht ein. Jedes davon war auf andere Weise zerstörerisch verunstaltet worden: Bei einigen war ein schwarzes Kreuz quer über das gesamte Bild gemalt worden, bei anderen waren Oles Augen übermalt oder ausgekratzt, sodass es aussah, als hätte sie ihm jemand mit einem kruden chirurgischen Werkzeug entfernt. Ein Bild zeigte aufgemalte schwarze Tränen, die aus einem der zerstörten Augen über seine Wangen liefen.

Eine Weile starrten sie alle stumm auf die Bilder.

Schließlich war es Elsa, die wieder zu sprechen begann.

»Oh Gott«, sagte sie leise. »Jetzt kapiere ich, was das soll! Sie hat ... Ole ... sie ... oh!«

Einen Augenblick starrte sie Agnes noch aus aufgeris-

senen Augen an, die Hand vor den Mund gepresst, dann machte sie auf dem Absatz kehrt und stürzte aus dem Raum. Agnes und Henrik hörten ihre Absätze noch über das Parkett des Flurs klappern, bevor sie im Badezimmer verschwand und sich heftig in die Kloschüssel erbrach. Auch das hörten sie durch die geschlossene Tür.

Als sie zurückkehrte, war Henrik inzwischen offenbar zum gleichen Schluss gekommen wie Elsa. Er nahm sie in die Arme, das heißt, er versuchte es, aber sie löste sich von ihm. Nicht jetzt, sagte ihr Blick, und schon gar nicht *hier*.

»Sie kannte meine Vergangenheit«, sagte Elsa. »Was mir Ole als Kind angetan hat. Ich habe ihr natürlich nie irgendwelche Namen genannt. Oder wo wir damals gewohnt haben, aber ich nehme an ...«

»Das ist nichts, das man nicht mit ein bisschen Internetrecherche herausfinden könnte«, sagte Agnes. »Damals waren die Zeitungen sicher voll davon. Der Rest ist eigentlich nur Fleißarbeit.«

Elsa nickte.

»Ich glaube, sie wollte sich von Anfang an an Ole rächen, für das, was er mir damals angetan hat. Freja wollte das für mich tun, oder zumindest hat sie das wohl anfangs geglaubt. Sie wollte ... sie wollte ihn für das bezahlen lassen, was er mir angetan hat. Sie hat das alles für mich getan. Weil sie mich ...«

Agnes drehte sich um und betrachtete die Fotos auf der Wand, Henrik nickte düster. *Weil sie dich liebt.*

»Also hat sie hier herumgesessen und Daten über dich gesammelt, okay. Und dann hat sie gewartet, bis dieser Dr. Sjöberg ihn wieder rauslässt, oder wie?«

»Nein«, sagte Elsa. »Ich glaube, als sie wusste, wer Ole

war und in welcher Anstalt er saß, hat sie die Sache selbst in die Hand genommen. Sieh mal auf dem Schreibtisch nach.«

Das machten sie. Das, was Elsa meinte, waren Zettel, die meisten davon Computerausdrucke. Darauf standen in Druckbuchstaben einfache, kurze Sätze, auf jedem Blatt einer.

»Ich höre keine Stimmen mehr.«

»Ich weiß, dass die Stimmen nicht echt sind.«

»Ich fühle mich gut. Ich fühle mich ausgeglichen.«

»Ich mag helle Farben und interessiere mich für Tiere. Vögel mag ich sehr, am liebsten die niedlichen Spatzen.«

Und so weiter, ein ganzer Stapel davon.

»Liest sich wie einer von diesen Abreißkalendern mit Sprüchen zur Selbstmotivation«, sagte Henrik. »Allerdings für jemanden, der größere Probleme als ein leichtes Motivationsdefizit hat.«

»Die waren für Ole, oder?«, fragte Agnes.

Elsa nickte. »Das glaube ich, ja. Sie muss sie ihm irgendwie in die Klinik geschmuggelt haben. Ole hat sie dann auswendig gelernt, damit er weiß, was er sagen soll bei den Gesprächen mit Sjöberg. Die Art von Fragen, die zu diesen Antworten passen, stellt man für gewöhnlich schwer schizophrenen Patienten, um zu sehen, wie sie auf die Medikamente ansprechen. Und bei Oles IQ ...«

»... wäre gar niemand auf die Idee gekommen, dass er lügt«, vervollständigte Agnes den Satz. »Dass er überhaupt lügen kann.«

»Ja«, sagte Henrik. »Nicht mal seine eigene Mutter hat ihm das zugetraut. Nicht, bis er in der Anstalt gewesen ist, hat sie gesagt. Das waren ihre exakten Worte.«

»Also hat Freja dafür gesorgt, dass er entlassen wurde«, sagte Agnes.

»Aber sie kann doch wohl nicht einfach so in eine

Klinik spaziert sein und den Patienten irgendwelche Zettelchen zugesteckt haben«, fragte Henrik.

»Natürlich nicht«, sagte Elsa. »Aber sie kann sich zum Beispiel an den leitenden Psychiater wenden, von Kollegin zu Kollege.«

»Du denkst doch nicht ...«, sagte Henrik und starrte Elsa an. Die nickte langsam.

»Doch, Henrik, genau das denke ich. Wir waren da und haben uns diesen Kerl zur Brust genommen, aber ein wichtiges Detail ist uns dabei leider komplett durch die Lappen gegangen.«

»Okay«, sagte Agnes. »Ich bleibe hier und rufe die Spurensicherung. Geht schon. Seht zu, dass ihr diesen Kerl noch in der Praxis erwischt. Vielleicht weiß er ja, wo Freja Karlsson ist.«

Henrik nickte, dann stürzten er und Elsa aus der Wohnung.

SIEBENUNDSIEBZIG

Parkplatz der Sankt-Lars-Klinik, nahe Malmö

Sie erwischten Sjöberg, als der gerade auf dem Weg zu seinem Wagen war. Um ein Haar hätten sie ihn beziehungsweise seinen parkenden Wagen allerdings im wörtlichen Sinne erwischt, denn Henrik schoss überaus beherzt die gewundene Auffahrt hoch, die zur Klinik hinaufführte.

»Da ist er!«, rief Henrik und brachte den Wagen so abrupt zum Stehen, dass Elsa kräftig gegen die Gurte geschleudert wurde.

»Hey!«, rief sie, aber Henrik beachtete sie gar nicht.

Während sie den Gurt löste und sich die schmerzende Schulter rieb, war er schon mit weit ausholenden Schritten unterwegs zu Sjöberg, der verdattert vor seinem Wagen stand, den Autoschlüssel in seiner schlaffen Linken, als wäre ihm der Zweck dieser Dinger für den Moment entfallen.

»Können Sie nicht aufpassen?«, rief er. »Hier in so

einem Tempo hochzubrettern, das ist ein Krankenhaus ... oh, Sie sind es.«

Jeglicher Zorn verschwand augenblicklich aus seiner Stimme, begleitet von dem bisschen Autorität, die er vielleicht zu besitzen geglaubt hatte, als er Henrik wieder erkannte.

»Sjöberg!«, sagt der und packte den Mann am Kragen seines Wintermantels. »Kennen Sie Freja Karlsson? Sagen Sie schon!«

Offenbar ist Henrik nicht in der Stimmung, sich mit Höflichkeiten aufzuhalten, dachte Elsa, während sie sich zu den beiden Männern gesellte.

»Guten ... äh, guten Abend«, sagte Sjöberg verwirrt, als er Elsa erblickte. Sie nickte knapp.

»Haben Sie sie gekannt?«, fragte Henrik noch einmal, nun lauter. »Sagen Sie schon!«

»Ich ... ich weiß nicht«, sagte der gute Doktor. »Wer soll das sein?«

»Meine Assistentin«, erklärte Elsa. »Lehrstuhl für klinische Psychologie an der Hochschule Malmö. Schlank, adrett, rothaarig. Ziemlich hübsch, Mitte zwanzig. Klingelt da was?«

»Also ... äh, ach so. Also ja, es kann sein, dass die mal hier war wegen irgendeines Forschungsprojekts. Ich weiß es nicht mehr genau.«

Der Mann war ein miserabler Lügner.

»Das Projekt hatte nicht zufällig mit Ole Ingmarsson zu tun, oder?«, fragte Henrik. Nun war seine Stimme ganz leise geworden. Sie hatte ziemlich genau die Lautstärke einer zischenden Lunte an einem Pulverfass, fand Elsa. Und der Doktor kapierte das vermutlich auch gerade.

Kurz darauf schien er auch den Rest zu kapiieren.

Ihm sackten die Beine weg und er musste sich am Auto-

dach festhalten, um nicht umzufallen. Keiner kam auf die Idee, ihn zu stützen.

»Sie hat ... oh, ich ... oh mein Gott. Ich wusste doch nicht, Ich hatte geglaubt, dass sie ... und ich. Dass wir ... oh, mein Gott.«

»Sie hatten ein Verhältnis mit ihr«, sagte Elsa. Das war so grotesk, dass es beinahe hätte amüsant sein können. Und nun war es ebenso offensichtlich.

»Was?«, rief Henrik.

Der Doktor nickte kaum merklich.

»Was?«, fragte Henrik noch mal. »Ich denke, sie war lesb...«

Dann kapierte er es.

»Moment«, sagte er und packte den Doktor am Revers seines Mantels, um ihn wieder auf die Beine zu ziehen. »Sie hat mit Ihnen geschlafen und dafür haben Sie ihr Zugang zu Ole Ingmarsson verschafft? Im Ernst, Mann? Sind Sie noch bei Trost, Sie Arschloch?«

»So war es nicht, sie ...«

Der Psychiater hatte Mühe, nicht einfach wieder in sich zusammenzusacken. Doch Henrik hielt ihn gut am Kragen seines Mantels fest.

»Sie sagte, sie bräuchte Daten. Für ihre Doktorarbeit. Anfangs hat sie nicht mal direkt von Ole gesprochen. Ich war es, der ihn ... ihn ihr gezeigt hat.«

»Sie haben was?«

»Ich wollte sie ein bisschen beeindrucken«, schluchzte Sjöberg. Wenn Henrik ihn losließe, würde er tatsächlich aufs Pflaster knallen wie ein Sack Kartoffeln, dessen war sich Elsa sicher. »Das Monster ... das Monster von Skogby. Ich ... ich wollte sie beeindrucken. Ich wusste ja nicht ...«

»Und dann?«, fragte Elsa.

Henriks Lippen waren zu einem dünnen Strich zusam-

mengepresst. Er starrte den Doktor aus hasserfüllten Augen an.

»Nicht«, flüsterte Elsa und legte ihm warnend eine Hand auf den Arm. *Eine* interne Ermittlung in derselben Abteilung der Malmöer Polizei war mehr als genug.

Langsam löste Henrik seine Hände von den Mantelaufschlägen Sjöbergs und der Doktor taumelte gegen seinen Wagen, wo er sich auf die Motorhaube fallen ließ und dann aus großen, dunklen Augen zu ihnen hochstarrte. *Wie ein kleiner Junge*, dachte Elsa. *Wie ein kleiner, dummer Junge, dem allmählich klar wird, dass er eine entsetzliche Dummheit begangen hat.*

»Können wir das ...«, begann er, während Tränen über seine schwabbeligen, von Bartstoppeln übersäten Wangen liefen. »Können wir das bitte für uns behalten?«

Henrik drehte sich abrupt zu Elsa um. So als ertrüge er Sjöbergs Anblick keine Sekunde länger. Den Anblick eines vorgeblichen Arztes, der seine Patienten wie Tiere in einem Zoo vorführte, nur um ein Mädchen zu beeindrucken.

»Will der mich verarschen, Elsa?«, fragte Henrik und schüttelte den Kopf. »Erst sorgt er dafür, dass Ole Ingmarsson frei kommt und sich drei Mädchen schnappen kann, drei kleine Mädchen, und dann fragt er mich auch noch, ob wir das für uns behalten können? Echt jetzt?«

»Henrik«, sagte Elsa leise und verstärkte den Druck ihrer Hand auf seinem Oberarm. Sie spürte, dass die Muskeln darunter angespannt waren wie Drahtseile, die kurz davor standen, zu reißen.

»Dr. Sjöberg«, wandte sie sich an den Arzt. »Was hat Freja dann gemacht? Nachdem Sie ihr Zutritt zu Ole Ingmarsson verschafft hatten?«

»Sie hat eine neuartige Methode der Stressbewältigung auf ihn angewandt. Sie hat ... sie ist so talentiert, ich habe so

etwas noch nie bei einem Patienten mit akuter Schizophrenie gesehen. Es gab Fortschritte – und das in so kurzer Zeit – gewaltige Fortschritte. Er war wie ausgewechselt, seit sie mit ihm zusammengearbeitet hat. Da war keinerlei Aggression mehr in ihm. Er hat sogar aufgehört, Stimmen zu hören.«

»Wie lange hat sie diese Therapie mit ihm durchgeführt?«

»Ich weiß nicht, sechs Monate vielleicht. Er hat sich gebessert, wirklich. War vollkommen resozialisiert, sie hat mich überzeugt, dass ...«

»Moment«, sagte Elsa. »Freja war der Meinung, Ole sei resozialisierungsfähig? Sie wollte ihn *heilen*?«

»Ja«, sagte Sjöberg. »Das war doch das große Ziel ihrer Arbeit. Der neuen Methode. Aber davon wussten Sie doch, Frau Mattsson.«

»Wie bitte?«

»Ja.« Sjöberg nickte bekräftigend. »Diese neue Behandlungsmethode und die Betreuung von Frejas Doktorarbeit, das lief doch alles über Ihren Lehrstuhl. Ich habe Ihre Unterschrift gesehen und sogar Ihre Anmerkungen auf Frejas Entwürfen.«

»Moment«, sagte Elsa und ging zurück zum Auto, wo sie in ihrer Handtasche kramte und dann mit ein paar Bögen zurückkam.

»Diese Bemerkungen?«, sagte sie und hielt dem Doktor ein paar Blätter unter die Nase, die dieser hastig im Licht der Straßenlaterne durchsah. Computerausdrucke, mit handschriftlichen Korrekturen und Notizen. Studentarbeiten, die Elsa unterwegs durchgesehen hatte.

»Ja«, sagte Sjöberg. »Ich würde sagen, so sahen die aus. Es war auf jeden Fall diese Handschrift drauf. Ihre Handschrift, Frau Mattsson.«

»Was?«, fragte Henrik verwirrt.

»Das kann nicht sein«, sagte Elsa. »Sie muss meine Handschrift gefälscht haben. Von dieser Doktorarbeit höre ich jedenfalls zum ersten Mal. An der Uni hatte sie ein völlig anderes Thema.«

Sjöberg blickte verwirrt blinzelnd zwischen ihnen hin und her.

»Verpissen Sie sich«, sagte Henrik schließlich. »Aber halten Sie sich in Bereitschaft. Wir werden uns noch sehr ausführlich mit Ihnen unterhalten müssen.«

Sjöbergs eifriges Nicken hatte etwas von einem Wiesel, als er um seinen Wagen herumhuschte und die Fahrentür öffnete.

ACHTUNDSIEBZIG

»Gott«, stöhnte Henrik, als sie wieder allein im Auto saßen.

»Ich hätte diesem Scheißkerl am liebsten ...«

»Hat man gemerkt«, sagte Elsa.

»Hat man das, ja?«

Sie mussten beide ein bisschen lächeln, aber das hielt nicht lange an.

»Manchmal kann ich Agnes gut verstehen, weißt du«, sagte Henrik nach einer Weile. »Was der Kerl ihr da an den Kopf geknallt hat, und dann solche Fälle wie dieser Idiot hier. Gott, wie wird so jemand überhaupt Psychiater?«

»Das willst du nicht wissen«, sagte Elsa. »Und ich offengestanden auch nicht. Aber ich weiß, was passieren wird, wo alles ans Licht kommt. Seine Familie, meine ich ...«

»Ich scheiß was drauf, ob dem Kerl seine Frau wegrennt, ehrlich. Höchstens frage ich mich, warum sie das nicht schon längst getan hat. Ach, Scheiße.«

»Themenwechsel?«

Henrik nickte.

»Also, was wissen wir bisher?«, fragte Elsa. »Aus deiner Sicht.«

»Hm, okay. Freja, die offenbar ein übersteigertes Interesse an dir hat, vertieft sich in deine Vergangenheit. Besonders der Punkt hat es ihr angetan, als du ... na ja, diese Geschichte mit Ole eben.«

»Als er mich gefoltert hat, meinst du.«

Henrik blickte zu ihr hinüber.

Sie nahm das gefasst, ja. Aber wer konnte sagen, wie es *in* ihr aussah? Was sie tat, wenn sie allein war, und er weit weg? Und was würde sie sagen, wenn er sie jetzt fragte, ob er für immer in ihrer Nähe bleiben sollte, wenn ... weil er sie ...

Er schüttelte den Gedanken ab.

Nicht jetzt, schalt er sich. Jetzt würde sie dich nur unweigerlich fortstoßen. Und vielleicht nie wieder in ihre Nähe lassen.

»Jedenfalls hat sie irgendwann herausgefunden, was passiert ist und wie die Beteiligten hießen. Dann hat sie Ole Ingmarsson ausfindig gemacht. In der Klinik. Hat Sjöberg bezirzt, obwohl sie ... äh, lesbisch ist.«

»Das habe ich nie behauptet, Henrik. Ich habe dir nur von ihrem Interesse an meiner Person erzählt, und dass wir herumgeknutscht haben. Eigentlich weiß ich so gut wie gar nichts über ihr Privatleben. Vielleicht ist sie ja bisexuell.«

»Okay. Aber du hast sie nie mit jemand anderem gesehen, einer Freundin oder einem Freund, von mir aus?«

»Nein. Ich ging wohl davon aus, dass sie, wenn sie jemanden hat, diese Person nicht mit an die Uni bringen würde, wegen ...«

»Wegen dir?«

»Ja. Nein. Ich weiß nicht, so was in der Art vielleicht.

Ansonsten schien sie ja nur aus Arbeit zu bestehen. Sie ist gut, weißt du? In dem, was sie tut.«

»Workaholic, hm?«, fragte Henrik und stieß ein Seufzen aus. »Von wem sie das bloß hat.«

»Vielleicht wollte ich auch nicht zu viel Interesse an ihrem Privatleben zeigen, verstehst du?«, fragte Elsa.

»Ja«, sagte Henrik, »schon klar. Wie auch immer. Jedenfalls verführt sie Sjöberg und sorgt so dafür, dass sie freien Zugang zu Ole hat. Sie schmuggelt ein paar einfache Sätze in die Klinik und bringt Ole dazu, diese Sätze aufzusagen, wann immer Sjöberg irgendwelche Tests mit ihm durchführt. So überzeugt sie ihn nach einer Weile davon, dass Ole nicht mehr gefährlich ist.«

»Und es vielleicht niemals war.«

»Was?«

»Überleg mal. Wenn sie Sjöberg einreden konnte, dass Ole damals zu Unrecht in einer Klinik für schwer psychisch gestörte Menschen landete, was das für einen Wirbel verursacht hätte. Man hätte Sjöberg in Akademikerkreisen gefeiert wie einen Rockstar. Und sie ebenfalls.«

»Und du glaubst, er hat ihr das abgenommen?«

»Ich glaube, Ruhm und Sex haben schon immer gut zusammen funktioniert. Oder vielmehr: die Aussicht darauf.«

»Widerlich«, sagte Henrik. »Aber vermutlich hast du recht. Sie bringt Sjöberg also dazu, Ole als geheilt zu entlassen, und der weiß auch schon, wer auf ihn aufpassen soll. Seine Mutter nämlich. Ausgerechnet. Wenn es nach der ging, saß ihr Goldengel ohnehin völlig zu Unrecht in der Anstalt.«

»Ich könnte mir vorstellen, dass Freja auch da ihre Finger im Spiel hatte. Jedenfalls wusste sie, wo Oles Mutter wohnte. Ich hab es auf der Karte gesehen, an ihrer Wand.«

»Scheiße. Die Freundin, von der die Mutter gesprochen hat. Eine Rothaarige, hat sie gesagt. Das war demnach Freja.«

Elsa nickte.

»Und als wir Maria Ingmarsson erzählt haben, dass wir untrügliche Beweise dafür haben, dass Ole die Mädchen entführt hat und dann selbst ermordet wurde ...«

»Da war ihr vermutlich längst klar, wer das alles eingefädelt hatte. Und wer sie demnächst vielleicht ebenfalls besuchen würde.«

»Deshalb hat sie plötzlich so zurückgerudert, als es um seine angebliche Freundin ging. Sie wusste sehr genau, wer das war. Vielleicht hat sie sie sogar persönlich kennengelernt. Freja könnte ihr bei diesem Treffen alles Mögliche vorgespielt haben.«

»Warte. Du glaubst, Freja hat genau gewusst, was Ole die ganze Zeit getrieben hat? Dass er Mädchen entführte und mit ihnen dasselbe machte, was er dir damals angetan hat?«

»Der Regenmantel«, sagte Elsa leise.

»Was?«

»Es wurde keiner gefunden, unten in dem Keller, oder?«

»Scheiße. Du glaubst, dass *Freja* die Mädchen entführt hat? Das ist völlig verrückt, Elsa!«

»Ein Experiment, Henrik. Das muss es für sie gewesen sein. Ein Experiment, um Oles Geisteszustand zu erforschen. Herauszufinden, was ihn zu so etwas treibt. Dem Bösen ins Auge zu blicken. Darum geht es doch bei dem, was wir tun?«

»Was *ihr* tut, Elsa?«

»Psychologie. Die *Seelenkunde*. Die Wissenschaft der

Erforschung dessen, wozu der Mensch fähig ist, wenn du so willst. Und *warum*, das natürlich auch.«

»Aber das ist etwas anderes. Wenn es stimmt, was du über Freja sagst, dann wäre das krank. Abartig.«

Elsa schüttelte langsam den Kopf.

»Es mag unzählige Bezeichnungen dafür geben, aber Philosophen und Psychologen hat das Thema nie losgelassen, weißt du. Die Seele und die Finsternis, die darin lauert. *Wenn du lange genug in den Abgrund schaust, dann schaut der Abgrund auch in dich.*«

»Was?«

»Nietzsche. *Jenseits von Gut und Böse.*«

»Ach so. Scheiße, ist das krank, Elsa. Wirklich.«

»Mag sein. Aber wenn ich raten müsste, dann würde ich auch niedere Motive bei Frejas Handlungen nicht ganz ausschließen.«

»Ja, klar. Wie weit runter kann man denn von da noch gehen?«

»Das meine ich nicht. Sondern Eifersucht.«

»Wie bitte?«

»Ich habe Freja immer wieder fortgestoßen, ihre Avancen abgelehnt, mehr als ein Mal. Sehr deutlich sogar, besonders nach dieser Sache mit der Pistole in ihrem Mund. Das muss in ihr geschwelt haben, ich denke, so etwas kannte sie bislang nicht. Sie ist schließlich ein ziemlich hübsches Mädchen. Bei Sjöberg dürfte sie jedenfalls kaum auf Ablehnung gestoßen sein.«

»Ja, und?«

»Und ich habe es nicht gesehen. Wie sehr sie sich das alles zu Herzen nimmt. Wie *wichtig* ich ihr bin. Das hätte ich aber sehen *müssen.*«

»Ich verstehe immer noch nicht, was das mit Ole zu tun hat.«

»Vielleicht wollte sie sich an mir rächen, Henrik. Nicht direkt natürlich, das hätte sie nicht gekonnt. Also brauchte sie Ersatz, hat ihren Hass auf mich stattdessen auf die Mädchen projiziert. Und wie hätte sie diese Ersatzbilder von mir mehr quälen können, als sie das schlimmste Erlebnis meiner Kindheit wieder und wieder durchleben zu lassen? Von der Hand des Mannes, der mich damals ...«

»Elsa«, sagte Henrik leise und streckte die Hand nach ihrem Arm aus, doch sie wich ein Stück zurück, also ließ er es bleiben.

»Ole war also gewissermaßen ihr Erfüllungsgehilfe. Für ihre Rache an mir. Sie hat ihn unter Sjöbergs Aufsicht lang genug getestet, um sicherzustellen, dass er mit den Mädchen tun würde, was er mit mir getan hat. Sie hat ihn einfach nur mit neuen Opfern versorgt.«

»Und er war ihr Sündenbock«, murmelte Henrik. »Zumindest, solange er gemacht hat, was sie ihm befahl. Wenn wir ihn lebend gefasst hätten, wäre die Sache ohne großes Nachforschen über den Tisch gegangen. Er war der Täter, daran hätte wohl niemand je gezweifelt.«

»Ja«, sagte Elsa. »Aber dann ist etwas schiefgegangen. Ole muss es irgendwie gelungen sein, klarzusehen, ihren Bann zu durchbrechen. Ein winziges Stück Menschlichkeit in sich zu finden.«

»Deshalb hat er das Mädchen fliehen lassen«, sagte Henrik. Sein Atem kondensierte als feiner Nebel an der Frontscheibe.

»Als Freja das bemerkt hat, muss sie einfach durchgedreht sein und hat ihn erschossen.«

Er nickte nachdenklich.

»Das würde passen. Abgesehen von den Schnittwunden, die er sich selbst zugefügt hat, deutet alles, das wir im Keller gefunden haben, auf eine Kurzschlussstat hin. Und

direkt danach ist sie dann verschwunden, einfach Hals über Kopf getürmt.«

»Ja, und abgesehen von mir gibt es noch jemanden, der ganz weit oben auf ihrer Liste stehen dürfte. Jemanden, der sie vielleicht sogar gesehen hat und sie identifizieren kann. Jemanden, der keinesfalls hätte überleben sollen.«

»Lilly Ljungberg.«

TEIL 4
FREJA KARLSSON

17. November

NEUNUNDSIEBZIG

Malmö-Kronheim

»Komm schon, Lykke, du störrischer kleiner Dummkopf«, brummelte Berggren, »oder willst du jetzt so tun, als wäre das alles meine Idee gewesen? Bei so einem Wetter rauszugehen. Und dabei hast du vorhin ein Theater veranstaltet, als wolltest du mir gleich auf den Teppich machen.«

Die angesprochene Dackelhündin blickte fragend zu ihrem Herrchen auf. Oder vielleicht auch entschuldigend, dachte Berggren. Und das sollte sie besser auch. Es war nichts zu machen, sie war einfach nicht dazu zu bewegen, endlich ihr Geschäft zu verrichten. Ob das bei ihr auch allmählich das Alter war?

Berggren seufzte und blickte zum Haus der Ljungbergs hinüber. Verlassen und grau lag es da, und vermutlich spiegelte es auf diese Weise den Gemütszustand seiner Bewohner einigermaßen treffend wider.

Wie das wohl sein musste, seine Tochter so zu verlieren, und diese Ungewissheit? Sich das vorzustellen, dass dieser

Kerl sie sich einfach geschnappt hatte, der schon die anderen beiden Mädchen ... und auf welche Weise! Schrecklich, so was. Die Berggrens hatten keine Kinder, aber – wenn einer das Lykke antun würde. Nicht auszudenken, was man in einer solchen Situation durchlitt. Und was man zu unternehmen bereit sein würde, um den Kerl zu schnappen. Vermutlich gab es da so etwas wie ein Limit nicht.

Berggren blickte nachdenklich auf Lykke, die sich immer noch standhaft weigerte, ihr Geschäft zu verrichten, obwohl sie schon geschlagene fünf Minuten im strömenden Regen herumstanden. Und überhaupt – würde dieses furchtbare Wetter eigentlich überhaupt je wieder aufhören?

Der Hund hob den Kopf und starrte hinüber zum Haus der Ljungbergs. Nein, das stimmte nicht ganz. Genau genommen starrte Lykke auf das Grundstück dahinter. In den Garten. Aus dem, wie sie sagten, die kleine Lilly entführt worden war, während ihre Mutter ihren Rausch ausgeschlafen hatte. Schrecklich, so was. So jemand konnte sich doch wohl nicht Mutter nennen, so eine Unverantwortlichkeit! Die schämte sich vermutlich in Grund und Boden, und hatte sie nicht auch allen Anlass dazu?

Aber das war das Problem bei diesen jungen Leuten heutzutage. Versuchten immer, alles gleichzeitig unter einen Hut zu kriegen. Höher, schneller, weiter und die Kinder möglichst oft bei den Großeltern parken. Da ist so was doch kein Wunder.

Berggren stutzte und starrte mit zusammengekniffenen Augen zum Wald hinter dem Grundstück hinüber.

Da hatte sich was bewegt!

Ja, dort zwischen den Büschen am Waldrand, am Zaun. Jetzt, noch einmal! Etwas Weißes blitzte auf, dann war es wieder verschwunden.

Lykke schlug an.

Wenn es nun ... aber das konnte nicht sein.

Oder?

Eine Windbö fegte Berggren den Hut vom Kopf, als er losrannte, doch der bemerkte das gar nicht. So schnell er konnte, lief er zum Garten der Ljungbergs hinüber. Das, was sich dort bewegt hatte, war klein gewesen. Und nicht weiß, sondern ... bleich. Das war ihm zumindest für einen Augenblick so vorgekommen.

Berggren stürmte er weiter voran, die völlig entfesselte Lykke nur noch mühsam an der Leine haltend. Die Hündin kläffte in einem fort und zerrte an der Leine, als wollte sie sie entzweireißen.

Dann sah er es.

Nein, *sie*.

Das, was da aus dem Waldrand getaumelt kam, war klein, schwächling und völlig verdreckt, die dünnen Beinchen bis zu den Knien mit Schlamm verkrustet. Und es war, ganz unzweifelhaft, ein kleines Mädchen.

Aber ein *lebendes* kleines Mädchen.

Als er sie erreicht hatte, warf er sich vor ihr auf die Knie, bemerkte die reißenden Schmerzen in seinen Gelenken nicht einmal.

Berggren riss sich die Regenjacke von den Schultern und packte das schlotternde Mädchen behutsam hinein, dann nahm er das kleine, reglose Bündel auf seine Arme und stand auf. Wie leicht sie war! Beinahe, als wäre sie gar nicht richtig vorhanden.

Lykke war verstummt, sie sah aus aufmerksamen Dackelaugen zu ihnen beiden hoch. Sie liefen durch den Garten zurück zum Haus der Ljungbergs.

Die Hintertür flog auf und Lillys Mutter stand dort. Kalkweiß im Gesicht, die Haare strähnig und wirr in der

Stirn hängend, sah sie zu Berggren hinüber, die Lippen zu einem umgedrehten U verzerrt. Dann spalteten sich die spröden Lippen und sie sagte: »Was machen Sie in unserem ...«

Dann riss sie die Augen auf und ihr Gesichtsausdruck wandelte sich schlagartig in einen Ausdruck von Entsetzen, Panik und Hoffnung und dann alles gleichzeitig, als sie begriff, was da aus dem Bündel ragte, das ihr völlig durchnässter Nachbar auf den Armen trug.

Da rannte sie los, rannte, so schnell sie ihre Füße trugen, bis sie Berggren und Lykke erreicht hatte. Beinahe wäre sie im feuchten Gras ausgerutscht, als sie zum Stehen kam, doch dann fing sie sich und starrte auf das kleine Gesicht in Berggrens Armen.

Ihre Augen füllten sich so plötzlich mit Tränen, als hätte jemand einen Schalter umgelegt, dann liefen sie regelrecht über, während sie ihre Arme nach dem Kind ausstreckte, nach *ihrem* Kind.

»Oh, Baby, Baby«, wimmerte Sofia Ljungberg immer wieder und presste das durchweichte Bündel in der Regenjacke an ihre Brust. »Oh mein kleiner Schatz!«

Inzwischen hatte auch Frau Berggren, welche die ganze Szene offenbar vom Nachbargrundstück aus beobachtet hatte, das Grundstück der Ljungbergs erreicht. Unschlüssig hielt sie ihrem Mann das Mobiltelefon hin.

»Ruf den Notarzt«, sagte der. »Und die Polizei.«

Die junge Mutter hatte sich inzwischen umgedreht und lief mit langsamen, beinahe andächtigen Schritten zu ihrem Haus zurück. Die Ärmel von Berggrens Regenjacke flatterten um ihren schmalen Körper, während sie ihre Tochter an sich presste.

Lykke, die Dackelhündin, folgte ihr, den Schwanz stolz

in die Höhe gereckt und ließ den kleinen Menschen nicht aus den Augen, dessen Leben sie soeben gerettet hatte.

Lilly Ljungberg war zurück.

ACHTZIG

Veberödsgatan, Malmö-Kirseberg

»Sie haben sie«, sagte Henrik.

Elsa öffnete die Tür ein Stückchen weiter, blinzelte ihn verschlafen an und fragte: »Was?«

»Mein Gott, Elsa, sie haben sie gefunden!«

Er strahlte über das ganze Gesicht, aber in seinen Augen glitzerte etwas, das verdächtig nach Tränen aussah.

»Äh«, sagte sie verschlafen, »komm doch rein. Ist ziemlich kalt so mit der offenen Tür.«

»Ja«, sagte er. »Klar. Logisch.«

Dann folgte er ihr ins Innere des Häuschens und sie schloss die Tür. Sehr zum Verdruss der beiden Zivilpolizisten im Streifenwagen vor dem Gartentor, die zu ihnen hinübergestarrt hatten. Immerhin trug Elsa nichts als ein altes T-Shirt und einen Slip, obwohl es bereits weit nach zehn Uhr morgens war. Aber verdammt, sie hatte den Schlaf echt gebraucht. Brauchte ihn immer noch, streng genommen.

Sie gähnte und fragte: »Also, was? Wen haben sie? Freja?«

»Äh, nein. Aber Lilly. Lilly Ljungberg ist zurückgekehrt.«

»Wie meinst du das, zurückgekehrt?«

»Na ja, momentan liegt sie im Krankenhaus. Intensivstation, aber ... aber ihr geht's gut. Also, den Umständen entsprechend. Sie war natürlich schwer unterkühlt und bisher hat sie nicht gesprochen, aber ...«

Nun war es an Elsa, die Augen aufzureißen.

»Fahr mich da hin, ja?«, sagte sie. »Ich muss sie sehen, sofort. Ich zieh mir nur schnell was über.«

Sie ließ ihn einfach an der Tür stehen und hastete ins Schlafzimmer.

»Ich will mir gar nicht vorstellen«, rief sie durch die angelehnte Tür, während sie ein paar halbwegs straßentaugliche Klamotten zusammensuchte. »Ich will mir gar nicht vorstellen, was die da mit ihr anstellen. Die Polizei, meine ich. Die Kleine muss doch noch völlig unter Schock stehen, und die wollen sie bestimmt verhören und alles Mögliche von ihr wissen.«

»Ja«, sagte Henrik. »Klar. Aber sie liegt in einem Krankenhaus. Sie kriegt ihre Ruhe. Schließlich sind wir keine kompletten Amateure, und die Ärzte ...«

»Ach, Ärzte!«, rief Elsa und schlüpfte in ein frisches T-Shirt und Jeans. Den BH ließ sie weg. Keine Zeit für so was jetzt. Sie zog noch einen dicken Wollpulli über, dann sagte sie zu Henrik, der zwar hereingekommen war, sich aber sittsam zur Wand umgedreht hatte: »Kannst dich wieder herumdrehen, Gentleman. Die Show ist vorüber.«

Henrik tat es.

»Manchmal bist du echt ein Spießer, weißt du das?«,

sagte sie und schenkte ihm ein flüchtiges Lächeln. »Aber auch irgendwie süß.«

Ihre Müdigkeit schien wie weggeblasen.

»Gib mir noch zwei Sekunden, um mich frisch zu machen, ja?«, rief sie Henrik zu, während sie in Richtung Badezimmer davoneilte.

»Du musst das echt nicht tun, Elsa!«, rief er ihr hinterher. »Du solltest Urlaub machen oder so was. Nach all dem, das passiert ist, meine ich. Ich bin sicher, die finden jemand anderen an der Uni, der ...«

»Ach ja?«, fragte sie und riss die Badezimmertür auf. Ein frischer Schwall Pfefferminzduft wogte Henrik entgegen. Offenbar hatte sie sich in Rekordzeit die Zähne geputzt. »Und wen finden sie als Ersatz? Freja vielleicht?«

»Scheiße«, entfuhr es Henrik. »Findest du das etwa witzig?«

Sie blieb stehen, verharrte mitten in der Bewegung und sah ihn nachdenklich von unten an.

»Nicht im Geringsten, Süßer. Aber verrätst du mir, wie ich sonst darauf reagieren soll? Ich muss weitermachen, so oder so. Ich muss einfach. Bis diese Sache ausgestanden ist. Bis zum Schluss, verstehst du?«

»Schätze schon, ja.«

»Und das will ich auch, also weitermachen. Warum also nicht mit Lilly? Ich glaube, sie wird meine Hilfe brauchen können, um ...«

Sie überlegte einen Augenblick.

»Um zurückzufinden. Ins Leben, verstehst du?«

Henrik nickte.

»Und vielleicht brauche ich ihre Hilfe dabei genauso sehr wie sie meine. Zumindest ein bisschen.«

Henrik nickte wieder.

»Seid ihr denn schon weiter, was Freja betrifft?«, fragte

Elsa, während sie in ihren Wintermantel schlüpfte und sich eine Strickmütze auf den Kopf setzte.

Henrik schüttelte den Kopf. »Die landesweite Fahndung ist raus, wir haben die nationalen Einsatzkräfte eingeschaltet, und Europol fahndet auch nach ihr. Wir werden sie finden, verlass dich drauf! Jeder Verkehrspolizist hält die Augen auf nach ihrem Auto. Die Plakate hängen überall aus und sobald sie zum ersten Mal ihre Kreditkarte benutzt ...«

Er klatschte seine Handflächen zusammen.

»Schon klar, Sherlock«, sagte Elsa. »Aber ich glaube nicht, dass sie so dumm sein wird.«

»Spielt keine Rolle. Irgendeinen Fehler wird sie machen, und ich glaube, eher früher als später. Sie ist auf der Flucht, und sie ist kein Profi. Zumindest nicht, was das betrifft. Ihr Plan, falls sie überhaupt je wirklich einen hatte, ist gründlich schiefgegangen. Wir kriegen sie.«

»Okay. Vielleicht kann uns ja Lilly etwas Neues verraten. Wenn sie so weit ist.«

»Sei vorsichtig, okay?«

In Henriks Miene zeigte sich Sorge. Um sie. Um Lilly. Auch das war durchaus ziemlich süß. Er würde einen tollen Vater und Ehemann abgeben, dieser Henrik Andersson. Irgendwann mal, für die geeignete Frau.

»Natürlich bin ich vorsichtig, Henrik. Bin ich immer. Und wenn sie wieder einigermaßen auf dem Dampfer ist ...«

»Und wir Freja geschnappt haben.«

»... und ihr Freja geschnappt habt – dann mache ich ausgiebig Urlaub. Versprochen.«

»Ich glaub dir kein Wort«, sagte Henrik.

»Doch, ehrlich. Ich dachte sogar, mal aus Schweden

raus. Pauschalurlaub, so richtig spießig. Vierzehn Tage an irgendeinen Strand in der Karibik.«

»Klingt toll. Klar. Und ...«

»Was, und?«, fragte Elsa und drehte sich zur Haustür um, um abzuschließen.

»Ich nehme an«, fragte Henrik, »ich brauche dich nicht zu fragen, ob wir vielleicht ein paar Tage davon gemeinsam verbringen wollen?«

Langsam drehte Elsa sich um.

Sie schaute Henrik von unten herauf an, ein Auge geschlossen, als müsste sie gegen die Sonne blinzeln. Skeptisch, aber auch ein bisschen verschwörerisch. Dann stellte sie sich in einer blitzschnellen Bewegung auf die Zehenspitzen und küsste ihn sanft auf den Mund.

»Frag doch einfach«, sagte sie dann. »Wenn es so weit ist.«

»Hey«, raunte Henrik, der sie völlig entgeistert, aber durchaus nicht enttäuscht anstarrte. »Da sitzen Kollegen im Wagen auf der anderen Straßenseite.«

»Oh, gut«, sagte Elsa. »Dann können die uns ja gleich ins Krankenhaus zu Lilly fahren.«

24. November: eine Woche später

EINUNDACHTZIG

Skåne Universitetskliniken, Malmö

Elsa betrat das Zimmer, in dem Lilly an einem niedrigen, grün gestrichenen Kindertisch saß. Vor ihr lag ein Blatt Papier, das sie gerade mit einem Wachsmalstift bemalte.

Sie war so vertieft in diese Tätigkeit, dass sie Elsas Eintreten zunächst gar nicht bemerkte. Ihre Zungenspitze hatte sie zwischen die Lippen geklemmt, während sie mit zusammengekniffenen Augen das Bild betrachtete, um dann hier und da noch etwas zu ergänzen.

Sie hatte Talent, das hatte Elsa schon festgestellt, als sie endlich so weit zu ihr durchgedrungen war, dass sie auf das Blatt und die Stifte reagierte.

Sie sprach noch nicht viel, und wenn sie es tat, dann sehr leise, aber das würde sich bald ändern. Die Psyche eines Kindes war in der Lage, eine Menge auszuhalten. Sie selbst war schließlich das beste Beispiel dafür.

Als Lilly nach einem neuen Stift griff, einem grünen diesmal, vermutlich um den Rasen auf ihrem Bild auszumalen oder ein Gebüsch hinzuzufügen, hob sie den Blick

und zuckte zusammen, als sie bemerkte, dass sie nicht länger allein war. Ihr erschrockener Gesichtsausdruck veränderte sich jedoch sofort, als sie bemerkte, wer da stand. Ihre Lippen kräuselten sich zur Andeutung eines schüchternen Lächelns.

Am liebsten hätte Elsa das kleine Mädchen auf dem Plastikstuhl umarmt, aber so weit war sie natürlich noch nicht. So weit würde sie vermutlich auch noch für eine ganze Weile nicht sein. Sich körperlich zu öffnen, Vertrauen zu können, wenn man so brutal betrogen worden war, das war das schwierigste überhaupt.

Aber auch das würde sie wieder lernen, eines Tages. Vermutlich. Denn Vertrauen war das Wichtigste überhaupt. Darauf kam letztlich alles an. Deshalb hatte Elsa ihr auch die Nummer ihres Handys gegeben und ihr gesagt, dass sie sie immer anrufen könne, zu jeder Tages- und Nachtzeit.

Vertrauen, darauf baute alles auf.

»Darf ich mich zu dir setzen, Lilly?«, fragte Elsa. Das Mädchen nickte und lächelte sie schüchtern an. Elsa setzte sich ihr gegenüber auf den Boden und lächelte zurück.

Langsame, aber nicht zu vorsichtige Bewegungen, ermahnte sie sich selbst, *und immer in der direkten Blicklinie bleiben.*

»Was malst du denn da, Süße?«, fragte Elsa und deutete auf das Blatt auf dem Tisch. Lilly warf einen prüfenden Blick darauf, wie, um zu sehen, ob es schon bereit für ein Publikum war, und entschied sich dann dafür. Sie drehte das Blatt vorsichtig herum, sodass Elsa das Bild betrachten konnte.

Als Elsa erkannte, was die Kleine da gezeichnet hatte, krampfte sich etwas in ihr schmerzhaft zusammen, und als sie den Blick hob, ein vorgeschobenes Lächeln auf den

Lippen, aber dennoch viel zu blass, sah sie, dass es auch Lilly bemerkt hatte. Dass Lilly wusste, oder wenigstens intuitiv ahnte, dass Elsa diese Szene kannte, sie *nur zu gut* kannte.

»Tut mit leid«, sagte Lilly leise. »Ich wollte dich nicht erschrecken.«

Elsa schüttelte den Kopf und schaute weiter auf das Bild.

»Schon gut, Süße. Du hast nichts falsch gemacht.«

Was Lilly gemalt hatte, war der Keller.

Der, in dem ein Monster namens Ole Ingmarsson sie tagelang gefangen gehalten, gequält und gefoltert hatte. Sie aller Voraussicht nach auch beinahe getötet hätte.

Und das alles, um einer Frau zu Willen zu sein, die einfach testen wollte, wie weit ein Gehirn zu gehen imstande war, das einmal mit dem wahren Bösen infiziert worden war. Wie weit das Experiment Ole gehen würde. Zu welchen Gräueltaten den kranken Mann die Stimmen in seinem Kopf treiben würden, wenn man sie nur genügend anstachelte.

Das Grün hatte Lilly dazu benutzt, die Fläche um das Viereck auszumalen, das den Kellerraum darstellte. Eine Art primitive dreidimensionale Darstellung, bei der die Perspektive nicht ganz stimmte, aber jeder, der dort gewesen war, verstand sofort, was das sein sollte. Der Rasen, das Gebüsch, die kleinen Bäume, die ihre Wurzeln in die Asche und die verbrannten Balken geschlagen hatten. Die Wiese, der Gartenzaun. Die rostigen Überreste der Schaukel. Es war alles da.

Und dann der Raum selbst: Ein Würfel, in dem ein kleinerer Würfel stand, der durch mehrere senkrechte Stäbe in Segmente zerteilt wurde – die Gitterstäbe des Käfigs. Daneben der alte, abgewetzte Holzstuhl, den sie

ebenfalls am Tatort gefunden hatten, darauf Blutrückstände von allen Opfern inklusive Ole, und Spuren im Holz, wo die Opfer an ihren Fesseln gezerrt hatten. An diesen Stellen war der Stuhl bis auf die helle Holzschicht unter der Lackierung abgewetzt.

Auf dem Stuhl saß ein Strichmännchen, gemalt in fetten schwarzen Strichen, von unbestimmbarem Geschlecht, das vermutlich Lilly darstellen sollte. Elsa musste nicht fragen, was das Rote vor und unter dem Stuhl darstellen sollte.

Sogar die hölzerne Kellertreppe hatte Lilly eingezeichnet. Auf deren Stufen stand eine weitere Gestalt, offenbar gerade im Begriff, sich dem Opfer auf dem Stuhl zu nähern. Und in der Hand hielt diese Gestalt einen länglichen, grob dreieckigen Gegenstand.

»Ist das ein Messer?«, fragte Elsa leise, nur mühevoll das Entsetzen in ihrer Stimme verbergend.

Das Mädchen nickte.

Diese Gestalt war demnach Ole, der sich bereitmachte, sie einer weiteren Tortur zu unterziehen. Schmerzhaft, ja, keine Frage, aber in gewisser Weise auch ein gutes Zeichen, eines der Genesung der kindlichen Psyche von Elsas Patientin: Es war das erste Mal, dass Lilly sich selbst mit ins Bild gemalt hatte, und das auch noch in einer Szene ihres Martyriums. Das Mädchen begann bereits, die Sache zu verarbeiten – ein erster Schritt in die richtige Richtung.

»Das ist ein Käfig, ja?«, fragte Elsa und deutete auf das kleinere Rechteck. Wieder nickte das Mädchen.

So tapfer.

»Und das auf dem Stuhl, das bist ...«, Elsa musste sich räuspern. »Das bist du, ja?«

Da schüttelte die Kleine energisch den Kopf.

»Nicht?«, fragte Elsa erstaunt. War Lilly vielleicht doch noch nicht bereit, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen?

Oh Gott.

Sie wollte das der Kleinen wirklich nicht antun. Aber sie musste. Sie *musste*. Wegen Freja, wegen Henrik und Agnes. Und wegen ihr selbst, Lilly. Vor *allem* wegen ihr. Und vielleicht auch wegen sich selbst.

»Wer ist es denn dann?«, fragte sie das kleine Mädchen und gab sich Mühe, ihre Stimme möglichst beiläufig klingen zu lassen.

Lilly flüsterte etwas.

Zu leise, um es wirklich verstehen zu können, also beugte sich Elsa hinab zu ihr, bis sie beinahe den Kopf des Kindes mit ihrem Gesicht berührte, den Duft ihrer Haare riechen konnte. Die Kleine ließ es zu. Gut, das war sehr gut.

»Ole«, sagte sie dann.

Diesmal laut genug, damit es Elsa verstehen konnte.

»Aber nein«, sagte Elsa. »Das ist Ole.«

Sie deutete auf die Gestalt auf der Treppe.

»Sieh nur, er trägt seinen gelben Regenmantel, nicht wahr? Ich kann deutlich sehen, dass das Oles gelber Regenmantel ist.«

Für eine Weile betrachtete Lilly das Bild, die kleine Stirn in Falten gelegt. Überlegte. Dann schüttelte sie energisch den Kopf, dass ihre blonden Haare nur so flogen.

»Das ist die böse Frau«, flüsterte sie. »Die böse Frau mit dem Messer. Die den Ole totgemacht hat.«

Oh Gott, dachte Elsa, oh Gott, bitte nicht! Bitte lass sie nicht dabei zugesehen haben, wie ...

»Und wo bist du, Prinzessin?«, fragte sie das Kind und wunderte sich, dass sie die Worte überhaupt noch herausbekam. Ihre Fingerspitzen fühlten sich kalt wie Eis an, ganz taub und steif.

Zögernd hob Lilly eine kleine Hand, streckte ihren Zeigefinger aus und deutete auf ein kleines Viereck in der gegenüberliegenden Wand.

Das Kellerfenster.

»Hier«, flüsterte sie. »Ich bin hier. Aber die böse Frau kann mich nicht sehen.«

Natürlich, dachte Elsa. Weil sie das offene Fenster und den leeren Käfig gesehen hat, und den völlig verzweifelten Ole. Und weil sie da natürlich geglaubt hat, du seist längst über alle Berge.

ZWEIUNDACHTZIG

Fjällviksgatan, Malmö-Gullvik

Agnes saß in dem geparkten Wagen in der Einfahrt vor ihrem Haus und starrte durch die Windschutzscheibe auf das Garagentor.

Sie gedachte des Spektakels (denn wie sonst sollte man das nennen) auf dem Revier, dem sie vor wenigen Minuten entflohen war.

Lachhaft. Lächerlich, aber ihr war dennoch eher zum Heulen zumute. Wie sie sich gegenseitig über den Haufen gerannt hatten, um sich von den Pressefotografen beim Händeschütteln ablichten zu lassen!

Polizeichef Nyström, Minister Viklund und jeder sonst, der es schaffte, sein Gesicht in Richtung der blitzenden Karrieremacher zu strecken, die ihnen die Pressefotografen vor die Nase hielten. Wohlgermerkt dieselben Pressefotografen, die vor ein paar Tagen noch der erklärte Feind der Polizei gewesen waren und keine Gelegenheit ausgelassen hatten, sie als ein Haufen schießwütiger, außer Kontrolle geratener Rassisten darzustellen.

Wie schnell sich die Dinge doch ändern konnten.

Gut gemacht, Agnes, hatte Nyström sie lautstark gelobt, und dabei ihre Hand geschüttelt, als ob es kein Morgen gäbe. Er hatte es sich auch nicht nehmen lassen, ihr auf die Schulter zu klopfen, als sie in die Blitzlichter getreten waren.

Welch ein heuchlerischer Scheiß, dachte Agnes. *Zwei tote Mädchen und die Hauptverdächtige immer noch flüchtig, aber wen kümmert das jetzt noch?*

Jetzt, wo doch die kleine Lilly unter maximaler Medienaufmerksamkeit zu ihren neureichen Eltern in ihrem kleinen, neureichen Vorort zurückgekehrt war. Einem Vorort, dessen Einwohner einen nicht unerheblichen Einfluss auf die herrschende politische Macht besaßen. Nicht unwichtig, wo es doch bereits auf die nächste Wahl zuzuging.

Die Aufgabe, Freja Karlsson zu stellen, war in Windeseile zur reinen Formalität degradiert geworden wie eine zu Hause vergessene Schularbeit. Sie würde sie eben morgen nachreichen, kein Problem.

Bloß, dass es in Wahrheit gerade das war, das drohte, zu einem riesigen Problem zu werden. Hauptsächlich deshalb, weil sie bisher von der angeblich völlig kopflos geflohenen Freja Karlsson nicht die geringste Spur gefunden hatten. Nicht einen verwertbaren Hinweis, weder von anderen Dienststellen noch von der Bevölkerung. Und natürlich half es auch nicht gerade, dass das Fahndungsbild der flüchtigen Kindesentführerin bereits dabei war, von den Titelseiten besagter Zeitungen zu verschwinden. Berichten wir doch lieber von dem zurückgekehrten Mädchen, das verkauft sich viel besser.

Bloß, dachte Agnes, *wie stellt sie das an, diese Freja Karlsson? Ohne Unterstützer, ohne Hilfe von außen, ihr*

Gesicht auf dem Armaturenbrett jedes Polizeiautos von hier bis nach Dänemark? Wohin flieht sie da, wo sie doch angeblich nicht mal ein Profi ist? Wie schafft sie es, sich so derart komplett in Luft aufzulösen?

Inmitten des Händeschüttelns und Statementgebens und Fotos hier und Lächeln da, hatte Agnes zum ersten Mal in ihrer Karriere ernsthaft darüber nachgedacht, ob sie überhaupt noch Lust hatte auf diesen ganzen Zirkus.

Ob sie diesen Job nicht einfach an den Nagel hängen sollte. Was genau es eigentlich war, das sie von den Kollegen unterschied, die direkt oder mit einiger Verzögerung nach dem Einmarsch in Rosengård einfach alles hingeschmissen hatten? Und jetzt vermutlich bei irgendeinem der unzähligen privaten Sicherheitsfirmen die Füße auf irgendeinen Schreibtisch legten, und das zum doppelten Gehalt wie vorher. Und ohne ein allzu großes Risiko, dass sie ihre Frauen und Kinder eines nicht allzu fernen Abends vielleicht nicht mehr wiedersehen würden.

Tat sie das alles wirklich für das bisschen Aufmerksamkeit? Die Gunst, die ihr wie Brotkrümel vom Tisch zufielen, wenn man sie nicht gerade beschuldigte, Mist gebaut zu haben – je nachdem, was gerade besser passte.

Tat sie das für ihr Gewissen?

Sollte sie wirklich Polizistin bleiben, einfach weitermachen? Augen zu und durch, hoffen und bangen, dass schon nichts passieren würde, zumindest bis die Kinder aus dem Haus waren? Wem machte sie eigentlich noch etwas vor?

Nicht jetzt, dachte sie und parkte den Wagen. Wenn wir Freja haben. Dann setze ich mich irgendwo hin und stehe erst wieder auf, wenn ich einen Entschluss gefasst habe. Wenn diese Sache wirklich beendet ist, wenn mehr abgewendet wurde als ein drohendes politisches Debakel, wenn diese Frau keine weiteren Kinder entführen kann, weil

sie hinter Schloss und Riegel sitzt. Dann werde ich über diese Dinge nachdenken.

Und über Rosengård, und diesen Jungen namens Bara. Darüber werde ich ganz besonders intensiv nachdenken.

Wenn die Zeit dafür gekommen ist.

Sie atmete tief ein, dann wieder aus.

Ja, Freja Karlsson war momentan auf ihrer Prioritätenliste ganz weit oben, natürlich, aber genau genommen dennoch auf Platz zwei. Auf Platz eins gab es noch etwas anderes zu tun, aber das würde innerhalb der nächsten – schätzungsweise – dreißig Minuten erledigt sein, so oder so.

Etwas, das sie schon vor langer Zeit hätte tun sollen.

Aber so war das eben, nicht wahr? Man schob das Schlussstrichziehen eben so lange vor sich her, bis sich die Dinge anhäuften und dann losbrachen wie eine Flut, alle auf einmal. Und einem über dem Kopf zusammenschlugen.

Sie hatte einen Kollegen das einmal den *Tsunami* nennen hören. Er hatte ihr erklärt, dass alle Menschen – manche mehr, andere weniger – den unbewussten Drang zu dieser Art von Katharsis verspürten. Das alles reinigende Gewitter, das alles wegspült und nur eine glatte Ebene zurücklässt.

Vermutlich waren es Gründe wie diese, die dafür sorgten, dass manche Menschen einen Sprung aus der tristen Neubauwohnung im siebten Stock eines Hochhauses in Rosengård dem neuen Tag und allen folgenden vorzogen. Und den Nächten, die zwischen diesen Tagen lagen. Den Nächten ganz besonders.

Agnes konnte das verstehen.

In gewissem Sinne war auch sie sprungbereit. Viel zu lange war sie ergebnislos auf der Brüstung entlangbalanciert. Ihr war klar, wie das nur enden konnte. Jedem, der auf eine Brüstung stieg, was das letztlich klar.

Katharsis, das Ende.

Reinigung.

Agnes öffnete die Tür des Wagens und stieg aus. Dann ging sie zum Haus und versuchte, nicht allzu viel von den Eindrücken aufzusaugen, die sie überall umgaben. Nicht noch mehr Erinnerungen hervorzukramen, die sie mit diesem Haus verband und dem Garten und – selbst so trivialen Dingen wie dem Muster der blöden Betonsteine in der Garageneinfahrt. Denn diese Erinnerungen würden sich unweigerlich in Schmerzen verwandeln.

Sie zog den Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Tür.

»Hej!«, rief sie in den Raum, halb in der Erwartung, keine Antwort zu erhalten. Sondern vielleicht nur einen Zettel auf dem Kaffeetisch im Wohnzimmer. Vielleicht nicht mal einen großen. Wie viel Platz brauchte man schließlich für die Bitte, den Schlüssel in den Briefkasten zu schmeißen und dann Kontakt mit dem Anwalt der künftigen Gegenseite aufzunehmen?

Aber sie irrte sich.

Anders war hier.

Allein für die Tatsache, dass er genauso durch den Wind aussah, wie sie sich fühlte, hätte sie ihn auf der Stelle umarmen können. Oh Gott, sie hätte ihn stundenlang umarmen können.

Wenn er es nur zulassen würde.

»Hej!«, sagte Anders und schenkte ihr ein sanftes Lächeln. Auch das war etwas, das sie sofort zu ihm hinzog.

Verdammt noch mal, dachte sie, wie ist es bloß gekommen, dass wir so aneinander vorbeigetaumelt sind in den letzten Monaten, wie konnten wir nur derart auseinanderdriften?

Wie?

Es ist alles noch da wie am ersten Tag, auch wenn das kitschig klingt wie ein Text aus irgendeinem schnulzigen Schlager. Nur ist es ein bisschen verschüttet worden. Von den Sorgen, den Pflichten – hauptsächlich denen, die man sich selbst auferlegt, bis sie einen förmlich erdrücken. Vom Alltag. Von kleinen Versprechen, die man bricht, bis immer größere draus werden, und irgendwann schließlich Lügen. Und keiner weiß mehr, wie es angefangen hat.

Bis der Tsunami hereinbricht.

Als sie die Hitze auf ihren Wangen spürte, drehte sie sich zur Anrichte um.

»Magst du einen Kaffee?«, fragte sie, ohne sich zu Anders umzudrehen, der in Richtung Sofa gegangen war, vor dem der Kaffeetisch stand. Sie hörte das Leder quiet-schen, als er sich setzte.

»Nein, danke«, sagte er. »Ich hatte schon zu viele heute. Willst du vielleicht was Stärkeres?«

Sie drehte sich um, wischte sich die Tränen fort, denn was machte es, Scheiße, was machte es denn schon, wenn er die jetzt sah? Wem wollte sie noch etwas vormachen?

Dann lächelte sie durch ihre Tränen.

»Ja, gern, warum nicht?«

Anders stellte die zwei Gläser vor sich auf den Tisch, die er offenbar von Anfang an in der Nähe stehen gehabt hatte – Gott, er kannte sie so gut, darin war er schon immer so verdammt gut gewesen –, und langte dann nach der Whiskyflasche auf dem kleinen Tischchen neben dem Sofa.

Agnes setzte sich neben ihn auf die Couch, wieder quietschten die Bezüge, ein Geräusch, das ihr vertraut hätte vorkommen müssen, das sie vielleicht einst – in einer fernen Vergangenheit – sogar gestört hatte, denn sie hatte ja immer eine Polstercouch haben wollen statt dieses protzigen italienischen Möbelstücks, doch auch das war egal, nicht wahr?

Anders reichte ihr ein gut gefülltes Glas und sie sagte: »Danke«, und wie egal war es eigentlich, ob die verdammten Bezüge quietschten oder sich leicht reinigen ließen und wie weit war man in einer Ehe gekommen, wenn man es schaffte, über derartigen Unsinn tagelang zu diskutieren?

Für einen Moment schwebten die Gläser zwischen ihnen, so als überlegten sie beide, ob sie anstoßen sollten, aber das tat man schließlich nur, wenn es was zu feiern gab. Nicht, wenn man das Ende der Party begoss, oder?

Also ließen sie das Anstoßen bleiben.

Agnes nahm einen kleinen Schluck von dem Whisky. Versuchte, ihn zu genießen. Sich auf das komplexe Aroma zu konzentrieren, die Vanille und den Rauch und ... es gelang ihr nicht.

Sie kippte den Rest einfach runter.

Dann stellte sie das Glas vorsichtig auf dem Tisch ab. Bloß kein überflüssiges Geräusch verursachen. Gutes Lebensmotto, zumindest wenn man ihr Zusammenleben mit Anders in den letzten Monaten charakterisieren wollte.

Dann explodierte die Hitze in ihrem Magen. Und auf ihren Wangen, und dann brach alles aus ihr hervor. Nicht laut (denn das wäre ja ein überflüssiges Geräusch gewesen), sondern still. Sie wurde von einem stummen Zittern geschüttelt, während sie leise zu schluchzen begann, machtlos gegen die Tränen, die jetzt haltlos über ihre Wangen liefen.

Machtlos gegen den Wunsch, das alles beherrschende Verlangen, jetzt einfach von Anders in die Arme genommen zu werden. Dass alles vergessen sein würde oder noch besser: niemals passiert wäre. Nichts von alledem. Der kindische Traum eines kleinen Mädchens, mehr nicht. Vergessen am nächsten Morgen.

Sie hörte, wie auch er sein Glas auf dem Tisch abstellte, sah, dass sich irgendetwas in ihrem Blickfeld bewegte. Bloß konnte sie nicht sehen, was, weil diese verdammten Tränen ihr die Augen verschleierten und das Denken unmöglich machten oder das Verhandeln. Weil die Tränen das Ende der Lüge bedeuteten, das Ende *aller* Lügen.

Und dann nahm er sie in die Arme, einfach so.

Sie versteifte sich, doch er hielt sie. Hielt sie einfach immer weiter. Machte ihr klar, dass er da war. Dass er da sein würde und dass es nie um etwas anderes gegangen war, ließ man die Ablenkung weg und den Alltag und die kleinen Streitereien. Ließ man das alles weg, ging es nur ums füreinander Dasein, weil man sich gegenseitig brauchte, und es war egal, wie schnulzig das klang.

Weil sie sich gegenseitig brauchten.

Wie die Luft zum Atmen.

»Es tut mir leid, Anders«, schluchzte sie in seinen Pull-over, nicht sicher, ob er sie überhaupt verstehen konnte. Sie saugte seinen Geruch tief ein.

Er sagte gar nichts, drückte sie nur fester an sich. Und da, genau in diesem Moment, spürte sie es plötzlich. Der Moment ihrer Katharsis war endlich gekommen, und ...

Und sie ließ sich fallen, in diese starken Arme, die immer da gewesen waren, wie oft sie sie auch weggestoßen hatte.

Immer.

Später angelte Anders mit dem Fuß nach der Wolldecke, die vom Sofa gerutscht war, während sie miteinander geschlafen hatten. Er bedeckte ihre schwitzenden Körper damit, während Agnes sich fest an ihn kuschelte.

Anders konnte ein ungestümer Liebhaber sein,

manchmal auch ein etwas ungeschickter, aber das hatte sie nie gestört. Vor ein paar Minuten war er ganz sanft in sie eingedrungen. Nachdem er sie geküsst hatten, bis ihre Tränen versiegt waren. Sie hatte sich an ihn geklammert wie ein kleines Mädchen, ihr ganzer Körper eine stumme Frage, und er hatte *Ja* gesagt. Trotz allem, einfach ja. Die Polster hatten gequietscht und geknarzt, einen Höllenlärm gemacht.

»Ich mag die Couch«, sagte sie und das brachte ihn zum Kichern.

»Seit wann?«

»Seit eben.«

»Verstehe.«

Dann sagten sie beide für lange Zeit gar nichts mehr.

Schließlich war es Agnes, die sprach.

»Wirst du trotzdem gehen?«

»Ich weiß nicht«, sagte Anders.

»Verstehe.«

Dann wieder nichts, aber sie spürte, dass da noch etwas war. Etwas, das Anders ihr sagen wollte, etwas, das noch einen Abschluss brauchte. Ein weiterer Schlusstrich, bevor sie weitergehen konnten. In welche Richtung auch immer, ob einzeln oder zusammen.

»Ich glaube, es hat mich am meisten fertiggemacht, dass es eine Frau war, Agnes«, sagte Anders. »Aber eigentlich ist das nur logisch.«

»Wie meinst du das?«, fragte sie.

»Ich war nicht da für dich, in ... in dieser Beziehung. Sex, meine ich. Das war zur Gewohnheit geworden. Etwas, das man eben gelegentlich getan hat, ohne drüber nachzudenken. Wenn wir denn überhaupt mal noch Sex hatten. Immer wieder kam irgendwas dazwischen. Dein Job, mein Job. Petar ...«

Agnes schüttelte energisch den Kopf.

»Gib nicht den Kindern die Schuld, Anders. Oder dir. *Ich* bin es, die dich betrogen hat. Ich schäme mich, und es tut mir leid, aber das ändert nichts an Tatsachen. So oder so.«

»So oder so«, murmelte Anders.

Dann nickte er. Sie spürte es an ihrer Schulter.

»Du hast Bedürfnisse. Wolltest dich ausprobieren. Ich verstehe das. Gott, es ist ja nicht so, als wären wir das erste Paar, dem so was passiert.«

»Interessanter Ansatz«, sagte Agnes, »aber das macht es nicht besser, oder?«

»Nein. Aber irgendwann ist mir etwas klar geworden. Der Grund, warum es mir so wehtat, als ich die Fotos sah. Es war nicht das Vertrauen. Klar, das hast du gebrochen, aber irgendwie auch wieder nicht.«

Das schmerzte. Sehr. Aber das war gut. Schmerzen waren ein kennzeichnendes Merkmal von Schlusstrichen, von Katharsis, von Reinigung durch den Tsunami. Und ohne Reinigung gab es nun mal keinen Neuanfang.

»Wie meinst du das?«

»Du wolltest Sex. Was soll daran falsch sein? Herrgott, ich habe dich geheiratet, weil der Sex mit dir fantastisch ist. Unter anderem.«

»Danke schön.«

»Und dann habe ich aufgehört, dir zuzuhören. Habe mich anderen Dingen zugewendet. Und du auch.«

»Aber ...«

»Lass mich, bitte.«

Agnes presste die Lippen aufeinander.

»Sag mir, dass es nur Sex war«, sagte Anders. »Ein Experiment, nichts weiter. Keine Gefühle, kein ... Vertrauen.«

Agnes dachte nach.

»Keine Gefühle«, sagte sie dann.

Außer vielleicht dem Gefühl, das sich einstellte, wenn man begann, seine Grenzen auszuloten. Wenn man Schritt für Schritt auf einen Spiegel zuing, der einem zeigte, wie man in Wahrheit aussah, wer man *wirklich* war. Einem berauscheden Gefühl, nach dem man süchtig werden konnte wie nach Heroin.

»Es war nur Sex«, sagte sie noch einmal.

»Gut«, sagte Anders. »Mein Ego musste das erst mal verkraften, weißt du? Normalerweise ist es ja eher der Mann, der sich mit seiner jungen Sekretärin vergnügt.«

»Du Chauvinist«, sagte Agnes. »Und du hast ja noch nicht mal eine Sekretärin.«

Keine besonders witzige Bemerkung, aber sie spürte, dass er lächelte, während er erneut ihren Hals küsste. Er arbeitete sich zu dieser bestimmten Stelle hinter dem Ohr vor, und sie zuckte vor Vergnügen zusammen. Spürte, wie sie erneut Lust bekam. Auf ihn, auf das, was er zu machen imstande war. Und auf die unschuldige Art, mit der er diese Dinge tat.

»Ja, natürlich war das ein Schock, als ich erfahren habe, dass du mit einer anderen Frau, also ... na ja, du weißt schon.«

Anders. Oh du lieber, guter Anders. Liegst mit mir herum und das ganze Zimmer riecht nach Sex und kriegt es trotzdem nicht über die Lippen. Getrieben hab ich es mit ihr. Mich von ihr ficken lassen, das hab ich. Mich erniedrigen lassen, schlagen und bespucken und mich eine dreckige Hure nennen. Und jede intensive Sekunde davon habe ich genossen. Weil sie mich zwang, in den Spiegel zu schauen.

Kannst du das auch verstehen?

»Aber dann ist mir aufgegangen«, fuhr Anders fort.

»Dass es mich viel mehr getroffen hätte, wenn es ein anderer Mann gewesen wäre. Einer, der mich ersetzt hätte. Weil ich dir nicht genüge.«

Agnes versteifte sich.

»Du genügst mir, Anders«, sagte sie. »Du bist alles, das ich will.«

Aber plötzlich war ihr kühl unter der Decke. Als ob sie irgendwo undicht geworden wäre und jetzt der Wind reinzog.

»Du bist alles, was ich brauche. Du und Petar, mehr brauche ich im Leben nicht.«

Er zog sie an sie, küsste sie. Lange, dann zunehmend leidenschaftlicher. Sie ließ es zu, ließ ihre Hand auf seinen Rücken wandern. Streichelte ihn, und dann, ohne so recht zu wissen, warum sie das tat, bohrte sie ihre Fingernägel in sein Fleisch. Anders zuckte zusammen, dann versteifte er sich. Doch er hörte die ganze Zeit über nicht auf, sie zu küssen.

Sie drückte fester zu.

Langsam bewegte sie ihre Nägel abwärts, zog tiefe Spuren in die Haut seines Rückens, einige vermutlich tief genug, dass sie bluteten.

Und dann begriff er es.

Mit einer Hand packte er ihren Haarschopf und riss ihren Kopf in den Nacken. Sie stöhnte auf, bohrte die Nägel noch tiefer in sein Fleisch. Er riss die Decke von ihrem Körper, wischte die beiden Whiskygläser vom Tisch, die durch den halben Raum flogen und irgendwo klirrend zersprangen.

Als er dieses Mal in sie eindrang, sein Schwanz pulsierend vor Härte, tat er es alles andere als sanft. Diesmal war er brutal, fordernd, rücksichtslos. Nahm sie, benutzte sie, weil *er* es wollte, und ohne sich im Mindesten um ihre

Gefühle dabei zu scheren oder um ihre Lust. So als wäre sie ihm völlig egal, kaum mehr als ein Gegenstand.

Da wusste Agnes, dass er ihr vergeben würde. Dass alles ins Lot kommen würde.

Weil er sie nun verstand.

DREIUNDACHTZIG

Bara al-Askari

Vielleicht war es wegen des Interviews gewesen, das Bara der Journalistin Karin Rydberg gegeben hatte. In dem er all die Bilder noch einmal hatte hervorholen müssen, auch und ganz besonders die, die er am liebsten irgendwo weit hinten in seinem Kopf vergraben hätte, wo die Erinnerung sie nicht erreichen konnte.

Aber natürlich gab es eine solche Stelle nicht, schon gar nicht dauerhaft. Solche Sachen wurden immer wieder hervorgespielt. Bis man sie verarbeitet hatte, wenn man das jemals wirklich tat. Und vielleicht war es auch, weil er einige dieser Bilder und Erinnerungen gar nicht loswerden wollte. Weil sie die letzten Erinnerungen waren an seinen strengen, aber gottesfürchtigen Vater, der so viel wusste und so geschickt mit seinen Händen war, an seine liebende Mutter, die sie immer ein wenig verwöhnt hatte – und an Aysha. Ganz besonders an Aysha.

Vielleicht war es auch, weil er Linda vertraute. Weil er spürte, dass er ihr alles erzählen konnte. Dass sie niemals

über ihn und höchstens mit ihm lachen würde. Und dass ihr Verständnis nicht geheuchelt war. Und ihr Entsetzen genauso wenig. Also hatte er ihr alles erzählt.

Von seinem Leben in Baquba, bevor alles zu Schutt und Asche und Feuer und Geschützgeknatter zerfallen war. Von den Menschen, die er geliebt hatte, und die nun schon so lange tot waren.

Und von seinem Bruder, den er ebenfalls geliebt hatte, vor langer Zeit, in einem anderen Land, und mit dem ihm nun nur noch so wenig verband. Und von den Gangs und der Verzweiflung in Rosengård und von den Drogen und von seinen lächerlichen Versuchen, anders zu sein als alle anderen um ihn herum.

Da hatte sie ihn in die Arme genommen und lange Zeit nichts gesagt, während er die Augen geschlossen hatte und in den Duft ihres Haares getaucht war, das die Farbe von Sand und den Geschmack von frischen Äpfeln hatte.

Und dann, später, hatte er ihr auch die Geschichte von seiner Verhaftung erzählt, und wie er die Polizistin wieder und wieder provoziert hatte. Aus Verzweiflung, aus Wut, aus Angst, die ihn in diesem kleinen Zimmer umringt von wütenden Polizisten mit ihren Pistolen und Knüppeln überfallen hatte, bis er kaum noch bei Sinnen gewesen war.

Und wie leid ihm das alles tat, und alles, was danach passiert war. Linda hörte sich das alles an, und erstmals konnte er in Ruhe seine Sicht der Dinge schildern, ohne sich rechtfertigen zu müssen oder darüber nachzudenken, was sein Gegenüber daraus machen würde. Wie man seine Geschichte verdrehen und sich die besten Brocken herauspicken würde, um mehr Zeitungen zu verkaufen oder Einschaltquoten oder Werbeplätze.

Und dann hatte Linda gesagt, sie habe eine Idee.

VIERUNDACHTZIG

Hotel Scandic-Triangeln, Malmö

»Hej«, sagte eine weibliche Stimme und Agnes hob den Kopf. »Ist hier noch frei?«

»Ja«, sagte Agnes, »klar. Ich hab noch nichts bestellt«, sagte Agnes, »weil ...«

»Verstehe«, sagte die Frau und setzte sich ihr gegenüber. Sie war ausgesprochen hübsch, Ende zwanzig vielleicht, höchstens dreißig, und trug ihr rabenschwarzes Haar lang, in der Stirn war es zu einer strengen Ponyfrisur zurechtgestutzt. Ihr elegantes Businesskostüm wurde von einem Rundkragen abgerundet, der ihr einen Anflug von Internatsschülerin verlieh.

»Nein, Elsa, nicht deswegen.« Agnes schenkte ihr ein entschuldigendes Lächeln. »Heute nicht. Ich wollte nur ... reden?«

»Verstehe«, sagte Elsa. Lächelte.

Agnes senkte den Blick.

»Ich hab mir das schon gedacht«, sagte Elsa. »Mach dir keine Sorgen deswegen.«

Sie sprach gefasst, beinahe so, als müsste sie Agnes besänftigen und nicht umgekehrt. »Ich wusste, dass das irgendwann so kommen würde. Ich hab es nur vor mir hergeschoben, das zu begreifen. Habe gehofft. Zumindest ein bisschen.«

Agnes hob den Kopf.

»Was?«

»Ach Agnes, mir ist klar, dass nichts für immer ist«, sagte Elsa leise. »Besonders nicht die Dinge, die so viel Spaß machen wie das mit uns.«

Agnes schwieg, aber sie nickte kaum merklich.

»Na gut«, sagte Elsa. »Also brauche ich die wohl heute nicht.«

Mit diesen Worten zog sie ihre rabenschwarzen Haarpracht, die sich als verblüffend echt aussehende Perücke herausstellte, vom Kopf und schüttelte die brünette Mähne, die darunter zum Vorschein kam.

»Also dann«, sagte sie. »Keine Geheimnisse mehr.«

»Keine Geheimnisse«, sagte Agnes.

Der Kellner erschien und Elsa bestellte zwei Kaffee. Natürlich bestellte *sie*. Und zum ersten Mal, seit sie mit Elsa allein irgendwo war, fragte sich, ob es den anderen vielleicht doch auffiel. Ob sich der Kellner jetzt schon seine Gedanken machte, während sie hier saßen, am frühen Nachmittag, in der nahezu leeren Restaurantbar neben der Lobby. Sie hatten jedes Mal ein anderes Hotel benutzt und sich dann jeweils dort in der Hotelbar getroffen, so getan, als wären sie nur flüchtige Bekannte. Aber wie vorsichtig waren sie dabei wirklich gewesen?

Zum ersten Mal begriff sie, wie leichtsinnig es in Wirklichkeit gewesen war, was sie getan hatten.

Und wie wenig Elsa das zu kümmern schien. Und dann diese Sache mit Henrik. Da hatte sie sie irgendwann

einfach vor vollendete Tatsachen gestellt. Ihr in einem Nebensatz mitgeteilt, dass sie mit einem jungen Polizisten schlief. Aber nur gelegentlich, wenn sie nicht gerade dessen Chefin mit heißem Wachs übergoss oder sie mit einem Dildo derart hart bearbeitete, dass diese ein paar Tage lang kaum sitzen konnte.

Wer war diese Elsa eigentlich?

Der Kellner erschien wieder, stellte den Kaffee auf den Tisch und dankenswerterweise übernahm Elsa auch gleich die Rechnung. Das würde nicht lange dauern, sie beide wussten es.

»Es ist wegen Anders. Ich liebe ihn.«

»Natürlich tust du das«, sagte Elsa und nahm lächelnd einen Schluck Kaffee. »Du bist seine Frau, Herrgott. Da solltest du ihn lieben, oder?«

»Ja. Und trotzdem habe ich mich auf ... auf uns eingelassen. Und es war ... schön. Es war intensiv. Hat mir gutgetan. Glaube ich zumindest.«

Sie schenkte Elsa ein entschuldigendes Lächeln.

Elsa griff nach ihrer Hand. Tätschelte sie, dann drückte sie unvermittelt ihren Daumennagel in Agnes' Handrücken. Die zog ihre Hand zurück. Weil sie festgestellt hatte, dass es nicht länger dasselbe war. Der Bann war gebrochen, der Schlusstrich bereits gezogen.

Elas zuckte mit den Schultern und nahm noch einen Schluck von ihrem Kaffee, dann sprach sie unbekümmert weiter.

»Du hast dich auf ein Experiment eingelassen, Agnes«, sagte sie. »Bist einem Weg gefolgt und hast gesehen, wohin er dich führt und ... na ja, jetzt weißt du das. Zeit, zurückzukehren. Ich verstehe das.«

»Das ist es nicht. Ich ...«

»Oh, ich hab es ebenfalls genossen, Agnes, das kannst

du mir glauben. Jede Rolle, die ich für dich spielen durfte. Und dich. Das ganz besonders. Du bist etwas Besonderes, weißt du?»

Sie ließ ihren Blick über Agnes' Körper wandern. In dem Wissen, was sie mit diesem Körper alles angestellt hatte, und dass auch Agnes nichts davon vergessen würde, vermutlich für den Rest ihres Lebens nicht.

»Ich habe ihm alles erzählt«, sagte Agnes leise. »Außer deinen Namen natürlich. Er weiß nicht, wer du bist.«

Elsa nickte. Aus Dank oder aus Zufriedenheit oder einfach, weil sie damit gerechnet hatte – was davon, war schwer zu sagen.

»Anders verzeiht mir. Er will mich zurück, hat er gesagt. Und ich will ihn, Elsa. Das weiß ich jetzt.«

»Ein Neuanfang, hm?«

Agnes nickte.

»Weißt du«, sagte Elsa, »ich freue mich für dich, wirklich. Und mach dir keine Sorgen. Es ist okay, wirklich. Weiß Henrik irgendwas von uns?«

»Was?«, flüsterte Agnes entsetzt. »Natürlich nicht! Bist du verrückt?«

»Na ja, von mir wird er es jedenfalls auch nicht erfahren.«

Elsa kicherte ein bisschen. Dann trank sie den Rest ihres Kaffees aus.

»Dann heißt es wohl Abschied nehmen, schöne Agnes«, sagte sie lächelnd und erhob sich.

»Elsa«, sagte Agnes.

»Was denn?«

»Ich will, dass wir Freunde bleiben, ja? Glaubst du, wir können das?«

Elsa musterte sie für lange Zeit, das Lächeln war von

ihren Lippen verschwunden. Sie schien angestrengt zu überlegen.

»Das bleiben wir«, sagte sie schließlich. »Was immer passiert ist, ist ab sofort einfach nicht mehr passiert, okay? Wir radieren es aus. Springen in unsere Zeitmaschine, machen es ungeschehen und kehren dann wieder hierher zurück. Siehst du, so einfach ist das.« Sie zog ein komisches fragendes Gesicht. »Was machen wir noch mal hier und worum ging es gerade? Muss es vergessen haben.«

»Wir haben Kaffee getrunken«, sagte Agnes lächelnd und stand nun ebenfalls auf. »Und uns über den erfolgreichen Abschluss des Ole-Falls unterhalten. Na ja, Beinahe-Abschluss.«

»Ach ja, richtig«, sagte Elsa und dann: »Komm her.«

Nicht die Spur fordernd diesmal.

Das war vorbei.

Agnes ging zu ihr, und sie umarmten sich kurz. Wie gute Freundinnen das eben gelegentlich tun.

»Mach's gut, süße Agnes!«, flüsterte Elsa ihr ins Ohr, während sie ihr ein Küsschen auf die Wange hauchte. »Mein Herz wird dich vermissen, aber wir werden beide darüber hinwegkommen.«

Agnes nickte an ihrer Schulter. Sog ein letztes Mal den Duft ihrer Haut ein, dann war auch das vorbei.

Elsa ließ sie los.

»Bist du mit dem Wagen da?«, fragte sie.

Agnes schüttelte den Kopf. »Mit dem Bus. Anders hat das Auto. Er ist mit Petar zum Fußball gefahren. Der MFF spielt heute.«

»Verstehe«, sagte Elsa und grinste wieder. »Hör zu, ich fahr dich heim, ich muss sowieso in die Richtung.«

»Aber ...«, wollte Agnes protestieren.

»Keine Widerrede!«

FÜNFUNDACHTZIG

Labor der kriminaltechnischen Abteilung, Polizei Malmö

Claesson warf einen Blick auf die Uhr und stöhnte auf.

Man musste sich allmählich fragen, warum sie ihn auch jetzt noch ständig zwangen, irgendwelche Berichte zu prüfen, die er in Zusammenhang mit diesem furchtbaren Keller abgeliefert hatte. Als ob er irgendwelche neuen Erkenntnisse herbeizaubern konnte, indem er seine andere Arbeit, die ihm auch so schon über den Kopf wuchs, noch zusätzlich vernachlässigte.

Ja, schon möglich, vielleicht hätten er und seine Leute die Spuren am Kellerfenster eher entdecken sollen. Aber wer kam schon auf die Idee, sich auf die Zehenspitzen zu stellen, um nach Spuren zu suchen beziehungsweise auf eine Leiter? Na ja, bis sie eben genau das gemacht hatten.

Und die Spuren auf dem Fensterbrett fanden.

Was sie zwar der Wahrheit ein ganzes Stück, dem Täter aber leider bislang überhaupt nicht näher gebracht hatte. Aber welche Rolle spielte das denn überhaupt noch?

Das Mädchen war ja wieder aufgetaucht, wohlbehal-

ten, und diese berühmte Psychologin nahm sie unter ihre exklusive Fittiche. Was vermutlich eine Behandlung war, die sich nur wenige Normalsterbliche leisten konnten. Aber was tat man nicht alles für ein bisschen Publicity? Somit waren ja alle happy, na fein.

Claesson dagegen wohnte in einem Haus, das erst mal abbezahlt sein wollte, bevor er Zeit hatte, sich mit Luxusproblemen wie der eigenen Psyche, geschweige denn, der anderer Leute, zu befassen. Wobei es ja nun nicht so war, dass man als Leiter der kriminaltechnischen Abteilung nicht auch ein paar Probleme im Gepäck hatte in dieser Hinsicht. Wo man doch schließlich inzwischen beinahe täglich solchen Mist zu sehen bekam wie den Keller, den dieser irre Kindermörder hinterlassen hatte.

Aber ihn da liegen zu sehen, mit einem Loch im Kopf, das hatte es durchaus ein bisschen wettgemacht. Obwohl auch das ein alles andere als beruhigender Anblick gewesen war.

Nein, dachte er, während er den nächsten Ordner auf den Stapel legte, er sollte sich mit so etwas überhaupt nicht befassen müssen. Sondern die Leute, die das entsprechende Gehalt dafür bekamen, sich über die verkorksten Gedanken von solchem menschlichen Abschaum Gedanken zu machen, wie es Ole Ingmarsson gewesen war.

Denn, was das betraf, stand für ihn völlig außer Frage, wie die Sache ganz bestimmt *nicht* abgelaufen war. Eine Komplizin, dass er nicht lachte! Diese Theorie der Ermittler war seiner Meinung nach so dermaßen an den sprichwörtlichen Haaren herbeigezogen, dass er nicht begriff, wieso die Helstrom diese Theorie nicht sofort verworfen und Henrik Andersson und diese Psychologin in die Wüste geschickt hatte.

Und dann auch noch so eine hübsche junge Frau. Freja

Karlsson war ja nun ganz bestimmt niemand, der irgendwem so etwas antun konnte, da brauchte man sich bloß mal ein Foto von ihr anzusehen. Selbst auf dem Fahnungsfoto, einer Studioaufnahme, die sie wohl vor ein paar Jahren für ihre Eltern hatte machen lassen, lächelte sie scheu, beinahe schon unsicher in die Kamera, aus ihren großen himmelblauen Augen.

Das rothaarige Mädchen war verdammt hübsch, das war sie, aber ganz bestimmt niemand, der sein Vergnügen darin fand, kleine Mädchen zu foltern und umzubringen.

Wenn es nach Claesson ging, war vielmehr Folgendes passiert: Ingmarssons Mutter hatte den Kerl im Keller getroffen, weil sie schon vor der Helstrom und dieser angeblichen Starpsychologin Elsa Mattsson auf die richtige Idee gekommen war. Dort unten hatte sie gesehen, wozu ihr Sohn fähig war und ihn erschossen, fertig. Vielleicht eine etwas drastische Reaktion, aber durchaus verständlich. Und dann war die arme Frau vom Balkon gesprungen, als diese beiden unsensiblen Trampel Henrik Andersson und die Mattsson, mal wieder, sie in ihrer Wohnung damit konfrontiert hatten. Da hätten sie die arme Frau auch gleich selbst aus dem Fenster werfen können, und so was nannte sich nun Psychologin. Wenn es nach Claesson gegangen wäre, hätte er der alten Dame einen Orden verliehen, anstatt sie in den Selbstmord zu treiben.

Allein, ihm war bewusst, dass seine Theorie einer ermittlerischen Überprüfung ebenso wenig standhalten konnte, wie er an die Legende von Freja Karlsson als kaltblütige Komplizin des geisteskranken Killers glaubte. Immerhin hatten sie keine Spuren von Oles Mutter am Tatort gefunden, sondern ...

Sondern die Haare.

Claesson schüttelte den Kopf.

Psychologen, dachte er. So weit haben sie uns nun gebracht, dass man versucht, Monster zu »heilen«, anstatt sie aufzuhalten. Was ist das nur für eine Welt?

Claesson blickte sich mit zusammengekniffenen Augen auf dem Schreibtisch um, auf der Suche nach Akte Nummer drei, die Analyse der Mikrospuren am Tatort »Ingmarsson-Keller«. Diese Akte war erstaunlich dünn, denn viel war es nicht gewesen, was sie da gefunden hatten. So wenig, dass er es beinahe auswendig herbeten konnte.

Er schlug die Akte nochmals auf.

Genau. Ein paar Spuren, die eindeutig Ole Ingmarsson zuzuordnen waren, natürlich. Blut von ihm, natürlich. In der Nähe des Stuhls, im Käfig, nahezu überall im Keller. Außerdem hatte der Kerl eine Ecke des Kellers als Toilette benutzt, das ekelhafte Schwein, und der Abfluss, in den er sich entleert hatte, war verstopft davon gewesen. Was den Gestank da unten erklärte, oder zumindest teilweise.

Dann natürlich das Sperma. Der Kerl hatte den halben Keller damit eingesaut, vermutlich, während er den Mädchen beim Sterben zugesehen hatte. Eine heiße Wut stieg in Claesson auf. Mit dem Kopfschuss, den man ihm verpasst hatte, war er viel zu leicht davongekommen. Das war viel zu gut für so einen.

Des Weiteren hatten sie ein paar Spuren der Opfer gefunden, und zwar aller drei, wenn auch nicht allzu viele. Vermutlich hatte er eine Plastikplane oder so was druntergelegt, wenn er sie geschnitten und getötet hatte.

Soweit viel Widerliches, aber wenig Überraschendes.

Was den ermittelnden Kommissaren allerdings zu denken gegeben hatte (und ihm auch, das hatte er ihnen auch durchaus deutlich zu verstehen gegeben), war die Tatsache, dass sich von der angeblichen Komplizin so gut wie keine Spuren am Tatort befunden hatten. Kein gelber

Regenmantel, den ein Nachbar gesehen haben wollte, als die kleine Ljungberg entführt worden war. Keine DNA, außer ...

Ja, außer.

Außer dem einen Hinweis, den er vielleicht einfach an Ort und Stelle hätte in den Abfluss spülen sollen. Oder draußen einfach fallen lassen. Kein Mensch hätte was gemerkt und die hübsche Freja Karlsson würde sich nicht auf der Flucht befinden.

Aber vermutlich hatte sein Berufsethos es ihm verboten oder er hatte einfach nicht schnell genug überlegt. Deshalb war der Fund schließlich doch in der Akte gelandet.

Drei verdammte Haare.

Rote Haare.

Haare von einer Frau, das hatte die DNA-Analyse eindeutig bestätigt. Außerdem hatte die Analyse zweifelsfrei belegt, dass diese von Freja Karlsson stammten, denn sie hatten die Haare mit denen verglichen, die sie in der Wohnung der jungen Frau an einer Haarbürste gefunden hatten. Auch wenn sich Claesson nicht erklären konnte, wie diese Haare sonst in den Keller gekommen sein konnten, so glaubte er immer noch fest an die Unschuld der jungen Frau. Und er konnte verstehen, wieso sie die Flucht ergriffen hatte. Vielleicht wünschte er ihr insgeheim aber auch, dass sie sie nie finden würden.

Und doch blieben die drei Haare ein Mysterium, insbesondere angesichts der Tatsache, dass, falls Freja tatsächlich die Komplizin des Killers war, sie doch deutlich mehr Spuren hätte hinterlassen müssen. Oder eben gar keine, wenn sie so gründlich vorgegangen war, wie die Ermittler behaupteten.

Irgendwas passte nicht, und zum ersten Mal kam Claesson der Verdacht, dass dieses dumpfe Gefühl viel-

leicht der Grund war, warum er um diese Uhrzeit noch herumsaß, anstatt zu Hause vor dem Fernseher einzuschlafen.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, blätterte der Kriminaltechniker auf die entsprechende Seite im Bericht der Ermittler zurück, suchte den Text mit den Ergebnissen der Analyse der Spuren von Freja Karlsson.

Drei Haare, Farbe naturrot, abgestorben.

Drei einzelne, tote Haare, nichts weiter. Kein Hautschüppchen, kein einziger Fingerabdruck irgendwo im Keller, nicht einmal Fußspuren oder Schuhe auf dem Rasen vor dem niedergebrannten Haus. Der eine einzige Schlammgrube gewesen war, zugegeben. Aber auch nicht auf der Straße davor. Oder auf dem Fußweg. Oder sonst wo.

Nirgends fand sich, von jenen vermaledeiten Haaren abgesehen, ein Hinweis darauf, dass Freja Karlsson tatsächlich in diesem Keller gewesen war.

Plötzlich fröstelte Claesson, vielmehr: Ihm wurde eiskalt. Und dann, nur einen Augenblick später, begann er zu begreifen, was nicht zusammenpasste. Was ihn so über alle Maßen aufwühlte an diesem Fall. Nämlich, dass er viel zu glatt gelaufen war. Zu bequem, zu nützlich, zumindest für einige Leute. Auffallend gutes Timing und die flüchtige Hauptverdächtige als nett verpacktes Geschenk obendrauf.

Drei Haare, ohne die es für einen Staatsanwalt sehr schwierig geworden wäre, Freja Karlsson eine Beteiligung an dem Fall zu beweisen, geschweige denn eine aktive Komplizenschaft.

Drei Haare, die alles geändert hatten.

Und plötzlich wusste Claesson, dass an dem Fall überhaupt nichts so war, wie das alle glaubten. Wie er es *beinahe* auch geglaubt hätte. Er hastete quer durch den

Raum zum Telefon und wählte atemlos eine Nummer, die er inzwischen auswendig kannte. Und vielleicht war er dabei sogar ein bisschen stolz auf sich.

Er, Claesson, hatte den *Fehler* entdeckt, der ihnen allen entgangen war!

SECHSUNDACHTZIG

Polizeirevier Malmö-Süd

Ach, Elsa, dachte Henrik und lächelte. Ich habe keine Ahnung, was in dir vorgeht, stimmt schon. Und ich habe keine Ahnung, ob das jetzt ein auch nur im mindesten geeigneter Zeitpunkt ist, und vermutlich ist er das nicht, überhaupt nicht.

Aber wann ist er das schon jemals?

Was er aber wusste, war, dass ihm der Gedanke nicht aus dem Kopf ging, wie es wäre, sich ein kleines Häuschen mit Elsa Mattsson zu teilen, in ihres einzuziehen vielleicht, denn das bot ja ausreichend Platz für zwei oder ein anderes, ein bisschen außerhalb von Malmö. In Sund vielleicht sogar, warum denn nicht?

Wie es wohl wäre, ihre Hand zu halten, während sie verschwitzt und glücklich auf einem Krankenhausbett lag, einen winzig kleinen Menschen in den Armen. Ein Leben, das sie beide in die Welt getragen hatten.

Das wäre doch schön.

Gott, Henrik, dachte er, hör dir doch mal selbst zu, du

Spinner! Das klingt, als wäre es direkt aus einem Hollywood-film geklaut. Du Idiot. Wirst von Glück sagen können, wenn sie nicht sofort mit dir Schluss macht, wenn sie den Ring sieht. Hat sie dir vielleicht nicht oft genug sagt, dass sie nichts Verbindliches will, dass sie immer die Freiheit vorziehen wird?

Ja, das hatte sie, mehr als einmal.

Aber ...

Aber das war gewesen, bevor er gewusst hatte, was sie als kleines Mädchen durchgemacht hatte. Bevor er begriffen hatte, *warum* sie die Menschen manchmal fortstieß und keine Bindung wollte. Warum sie das tun musste.

Henrik holte die kleine Schachtel aus der Tasche und ließ den Deckel aufschnappen. Ein schlichter, schmaler Ring aus Weißgold, mit einem kleinen glitzernden Steinchen, das zumindest er nicht von einem echten Diamanten unterscheiden konnte. Elsa vermutlich auch nicht, aber was das betraf: Er war sich ziemlich sicher, dass sie den Ring wirklich nicht annehmen würde, wenn sie wüsste, dass er ein halbes Jahresgehalt dafür ausgegeben hatte. Also Baby-schritte. Ganz behutsam.

Und wenn sie trotzdem Nein sagte?

Dann, dachte er, bestätigt das lediglich die These, dass die wichtigsten Lektionen im Leben immer einen hohen Preis haben. In diesem Fall eben einen Preis von sechstausend Kronen.

Wenigstens würde er die Lektion dann schnell lernen. Elsa mochte auf lockere Beziehungen stehen und Sex vor Gefühle setzen, aber sie log ihn niemals an. Wenn sie außer mit ihm was mit einem anderen hätte, würde sie ihm das sofort sagen. Und ihn vielleicht fragen, ob er mitmachen wolle. Oder gehen. So wie das eben Elsas Art war.

Er klappte die kleine Schachtel zu und steckte sie

zurück in die Innentasche seines Jacketts. Dann setzte er sich wieder an den Schreibtisch und konzentrierte sich auf das Bild, das ihm Elsa vor ein paar Minuten per Mail geschickt hatte. Er hatte es ausgedruckt, um es besser betrachten zu können.

Lilly hatte es gemalt und auch wenn Henrik nicht wirklich was davon verstand, so musste er doch sagen, dass das Bild vermutlich richtig gut war für eine Kinderzeichnung. Auch wenn die Linienführung hie und da ein wenig ungenau wirkte, erkannte man doch jeden Gegenstand auf den ersten Blick und jede Person dieser unsagbar grausamen Szene. Genau, wie es ihm Elsa erklärt hatte – Lilly war talentiert und offenbar half ihr das, Fortschritte bei der Bewältigung ihres Traumas zu erzielen. Babyschritte auch hier, aber immerhin

Das Mädchen hatte sich selbst auf dem Stuhl gezeichnet, wenn auch ein bisschen zu groß, und auf ihr und unter dem Stuhl das Blut, ihr Blut. Blut, das sie überall im Keller gefunden hatten. Elsa hatte ihm verraten, dass auch das ein gewaltiger Fortschritt war. Auf früheren Bildern hatte sich das Mädchen nie selbst an den Ort des Geschehens gezeichnet. So als wäre sie überhaupt nie da gewesen, sondern nur ein neutraler Beobachter, wie ein Zuschauer, der im Kino einen Film betrachtet, sich auch nicht mit auf die Leinwand zeichnen würde.

Skeptisch betrachtete Henrik das Bild noch einmal eingehend und schüttelte dann den Kopf. Es mochte ein Fortschritt sein, aber schrecklich anzusehen war es trotzdem. Vielleicht eine Art kindlicher Katharsis. Ja, ganz sicher hatte es auch etwas damit zu tun.

Wenn du lange genug in den Abgrund schaust, dann schaut der Abgrund auch in dich.

Es bedeutete, dass die Kleine damit beginnen konnte,

sich ihren durch den Schock verdrängten Erinnerungen an das, was in dem Keller passiert war, zu stellen. Das Trauma von ihrer Seele lösen, hatte Elsa es genannt – eine ungewöhnlich poetische Ausdrucksweise für sie, aber es traf den Kern der Sache, fand Henrik. Das Mädchen musste all das überwinden, wenn sie nicht für immer in diesem Albtraum gefangen sein wollte.

Das kleine Viereck an der Wand musste demnach das Kellerfenster sein. Darunter die Müllbeutel. Und auf der Treppe Ole, ein Messer in der Hand, in seinem gelben Regenmantel. *Demselben* Regenmantel, in dem ihm dieser Nachbar der Ljungbergs, Feliks Berggren, gesehen hatte, kurz bevor Ole sich Lilly geschnappt hatte. Soweit passte alles auf dem Bild zu dem, was sie bereits wussten.

Henrik stutzte.

Irgendetwas stimmte nicht.

Er starrte erneut auf das Bild, die Details. Die Farben, aber nein, das war es nicht. Er runzelte die Stirn. Kniff die Augen zusammen. Ging es noch mal durch.

Kellerfenster, Müllsäcke, Käfig, Blut. Und Ole, im Regenmantel – es war alles da.

Doch dann stutzte er.

Ole.

In dem Regenmantel, den sie ...

Den Berggren zwar beschrieben, den sie aber nirgends im Keller *gefunden* hatten.

Verdammt!

Was, wenn Elsa das Bild nun völlig falsch interpretierte? Wenn die Kleine nun doch nicht sich selbst in das Bild hineingemalt hatte, sondern Ole, die *große* Gestalt auf dem Stuhl, und dazu Freja, wie sie die Treppe runterkam, um Ole zu töten?

Wenn das angebliche Messer in der Hand der Gestalt

im Regenmantel nun in Wahrheit eine Pistole war. Oder: Wenn Ole doch von fremder Hand geschnitten worden war, zumindest teilweise? Ausgeschlossen hatte das auch der Gerichtsmediziner nicht komplett, und bei dem, was sich Ole aus Sicht seiner durchgeknallten Komplizin geleistet hatte, war es da nicht verständlich, dass sie ihre Wut zuerst für eine Weile an ihm ausließ, ihn leiden ließ, bevor sie ihn schließlich durch einen Gnadenschuss erlöste?

Was, wenn das Mädchen das alles beobachtet hatte, weil es in einem Versteck gehockt den Keller erst später verlassen hatte?

Warum sonst hätte sie die Szene so darstellen sollen, wenn sie sie nicht selbst erlebt hatte?

Was, wenn Lilly sie auf Frejas Spur bringen konnte?

Eine kleine Chance nur, das war ihm klar. Eine winzige. Trotzdem würde er sofort mit Elsa sprechen müssen, auf der Stelle. Ihr war ein Fehler passiert, da war er nun sicher. Und vielleicht würde er diesen Fehler zum Gewinn für diesen Fall machen können. Wenn er sie nur schnell genug erreichte.

Henrik sprang förmlich auf, hastete hinüber zum Kleiderständer, wo seine Jacke hing, und kramte sein Handy aus der Innentasche hervor.

Dann wählte er Elsas Nummer.

SIEBENUNDACHTZIG

Malmö-Kronheim

Lilly Ljungberg tapste in die Küche, wo ihre Mami gerade stirnrunzelnd in den Kühlschrank starrte. Das Licht aus dem Kühlschrank tauchte ihr Gesicht in ein ungesundes bläuliches Licht.

»Mist«, murmelte Sofia Ljungberg und seufzte.

»Du hast *Mist* gesagt!«, bemerkte Lilly leise, denn *Mist*, wenn auch kein wirklich schlimmes Schimpfwort, sollte man nicht sagen. Mami drehte sich zu ihr um, lächelte sie an.

Früher, da war ihr Lächeln manchmal so seltsam abwesend gewesen, und sie hatte diesen scharfen Geruch an sich gehabt, vermischt mit etwas Süßlichem. Jetzt nicht mehr. Jetzt war sie wieder die liebe Mami.

Lilly glaubte, dass es vielleicht etwas mit dem zu tun hatte, das ihr in dem furchtbaren Keller zugestoßen war. Das, von dem sie immer wieder Bilder malen sollte in der Therapie bei der netten Frau Mattsson, die immer wollte, dass sie Elsa zu ihr sagte.

Lilly mochte die Frau Mattsson. Auch wenn sie wegen ihr manchmal Alpträume hatte, oder vielmehr wegen dem, an das sie sich für die Frau erinnern sollte. Sie wusste, das war wichtig. Damit es nicht noch mal passierte. Nicht ihr und auch sonst keinem anderen Kind. Also war sie tapfer und machte mit.

Denn die Polizisten hatten die böse Frau noch nicht gefangen, und deshalb stand auch den ganzen Tag ein Polizeiwagen auf der Straße vor ihrem Haus. Keiner, mit Blaulicht und so, und die Polizisten, die darin saßen, hatten nicht mal eine Uniform an. Aber trotzdem war es ein richtiges Polizeiauto. Jeder wusste das.

Um sie zu beschützen, hatten sie ihr gesagt. Falls die böse Frau wiederkam.

»Alles in Ordnung, Schatz?«, fragte Sofia Ljungberg besorgt, und Lilly bemerkte, dass sie ihr kleines Gesicht schon wieder verzogen hatte wegen der Erinnerung an die böse Frau. Sie verzog die Lippen zu einem Lächeln.

»Ich hab nur an die böse Frau gedacht«, sagte sie und versuchte, es ganz leicht klingen zu lassen, wie etwas total Nebensächliches. Dann lächelte sie noch stärker.

Ihre Mutter zog sie in ihre Arme und presste sie an sich. Strich ihr übers Haar und sagte leise: »Oh, mein Liebling, mein armer kleiner Liebling.«

Jetzt, wo sie nicht mehr nach dem süßlich-scharfen Zeug roch, war es wieder sehr schön, mit Mami zu schmusen. Sie roch, wie eine Mami riechen sollte. Und ein kleines bisschen nach dem Parfüm, das sie trug. Lilly mochte diesen Duft.

»Ist nicht schlimm«, sagte Lilly, »die Polizisten werden die böse Frau fangen und einsperren, damit sie niemandem mehr was tun kann. Das haben sie mir selbst gesagt.«

»Ja, mein Schatz, das werden sie. Das werden sie bestimmt.«

Nachdem sie eine Weile so gestanden hatten, löste sich Lilly, sah zu ihrer Mutter hoch und fragte: »Warum hast du Mist gesagt, Mami?«

Das brachte ihre Mutter zum Lächeln.

»Weil mir aufgefallen ist, dass im Kühlschrank gähnende Leere herrscht, mein Schatz. Und ich uns etwas Schönes zum Abendessen machen wollte.«

»Oh. Was denn?«

»Hm, ich weiß nicht. Was hältst du von Pfannkuchen, Schatz?«

Lilly mochte Pfannkuchen. Sehr sogar.

»Das wäre toll, Mami.«

»Aber dann muss ich noch mal los und ein paar Sachen einkaufen.«

»Okay.«

»Aber ich möchte dich nicht allein lassen.«

»Das macht mir nichts, wirklich. Ich wollte sowieso auf meinem Spielcomputer spielen. Und Papa kommt doch auch bald nach Hause.«

»Stimmt. Okay, hör zu.«

Lilly hörte zu.

»Ich mach, so schnell ich kann. Und du öffnest inzwischen niemandem die Tür, ja? Wenn es klingelt, tust du so, als hättest du nichts gehört und wärst gar nicht da, ja?«

Lilly nickte.

»Versprich mir das, mein Schatz.«

Lilly versprach es.

»Ich werde den Polizisten Bescheid sagen. Sie stehen direkt vor dem Haus. Sie beschützen dich. Okay?«

Lilly nickte, jetzt ein bisschen ungeduldig. Sie wollte hoch in ihr Zimmer. Die heutige Aufgabe am Spielcom-

puter war es, die Pferde auf dem Hof zu striegeln, zu satteln und für den großen Ausritt vorzubereiten. Da gab es viel zu tun.

»Gut, mein Schatz«, sagte Mami und gab ihr einen kleinen Klaps auf den Hintern. Lilly rannte die Treppe rauf in ihr Zimmer.

»Mami ist gleich zurück!«, rief ihre Mutter ihr hinterher, aber Lilly hörte schon gar nicht mehr hin. Sie war in Gedanken bereits auf dem virtuellen Reiterhof.

Auch, als ein paar Minuten später die Haustür ins Schloss fiel, bekam das Lilly nicht mit. Sie war schon längst in ihrer Spielwelt versunken.

Erst das Klingeln ihres Handys riss sie aus ihrer Versenkung. Es war das, welches sie von Papa bekommen hatte, damit sie aus der Schule daheim anrufen konnte, wenn es Ausfall gab oder sie den Bus verpassen sollte. Dazu hatte sie es bisher nicht einmal benutzt, aber die nette Frau von der Therapie hatte ihr ebenfalls ihre Nummer gegeben und gesagt, dass sie sie jederzeit anrufen könne, zum Beispiel, wenn die Albträume wieder schlimm gewesen waren. Zu jeder Tages- und Nachtzeit hatte die nette Frau gesagt. Und dazu hatte sie es tatsächlich schon ein paar Mal benutzt, wenn auch immer seltener in letzter Zeit.

Lilly holte das Telefon aus ihrer Jackentasche und sah auf das Display.

Aber das war seltsam, da war keine Nummer zu sehen.

Es klingelte noch mal. Vielleicht war ja mit dem Display etwas kaputt?

Lilly drückte auf den großen grünen Knopf und hielt das Telefon ans Ohr.

»Ja?«, sagte sie und bemerkte, dass ihre Stimme vielleicht ein bisschen zitterte. Durfte sie überhaupt ans

Telefon gehen, wenn sie nicht wusste, wer anrief? Sollte sie den Polizisten draußen besser Bescheid sagen?

»Hey Lilly«, sagte die Stimme einer Frau am anderen Ende, und Lilly entspannte sich sofort. Diese Stimme kannte sie, es war die Stimme der netten Frau aus der Therapie. Dann hörte Lilly zu.

»Ja«, sagte nach einer Weile, »klar, das mache ich.«

Die Frau bat sie um noch etwas. Es war ein etwas seltsamer Wunsch, aber die Frau hatte ihr verraten, dass es eine Überraschung für Mami und Papi sein sollte. Und es gehe um das letzte Bild, das sie gemalt habe. Das sei nämlich etwas ganz Besonderes, und Mami und Papi würden sehr stolz auf sie sein, wenn die Überraschung nur gelinge.

»Klar, das schaffe ich«, sagte Lilly und gab sich Mühe, ganz erwachsen zu klingen. »Kein Problem. Da werden Mami und Papa aber Augen machen.«

Lilly kicherte und die Stimme der Frau am anderen Ende kicherte ebenfalls. Es war ein komischer Ausdruck, als ob man Augen einfach so machen konnte. Ja, versprach die Stimme am anderen Ende, es würde *auf jeden Fall* eine Riesenüberraschung werden. Dann legte sie auf.

Lilly speicherte den Zwischenstand des Pferdespiels auf ihrem Computer, nur für den Fall, und dann schlich sie die Treppe nach unten. Sie warf einen raschen Blick nach draußen, wo sie durch die Büsche vor dem Haus den Polizeiwagen stehen sehen konnte, der eigentlich gar kein richtiger Polizeiwagen war. Dann schlich sie zur Hintertür und öffnete sie leise.

Schließlich sollte es ja eine Überraschung werden.

Als sie das Gelb des Regenmantels sah, wollte sie schreien, doch es war zu spät. Eine Hand mit einem Lappen darin legte sich blitzschnell auf ihr Gesicht und erstickte ihren Schrei. Ein beißender Geruch drang ihr in

den Mund und in ihrer Panik sog sie die Luft nur noch schneller ein. Sie strampelte und versuchte, sich loszureißen. Zurück ins Haus zu rennen. Zu dem Auto ... den Polizisten darin und ... und ...

Die Welt vor Lillys Augen begann zu verschwimmen, die Konturen an den Rändern ihres Sichtfelds lösten sich auf. Dann drehte sich alles und wurde immer schneller und schneller. Die Tür und der Flur und der Teppich, das waren nur noch verschwommene Schemen, die taumelnd ihre Form veränderten und ...

Und dann nichts mehr.

ACHTUNDACHTZIG

Fjällviksgatan, Malmö-Gullvik

Als sie zu sich kam, war die Welt ein taumelnder Schleier aus blassen Farben. Sie musste bewusstlos gewesen sein. Das letzte, an das sich Agnes Helstrom erinnerte, war, dass sie in Elsas Wagen gestiegen war und sich von ihr nach Hause hatte fahren lassen.

Sie hatten nicht viel gesprochen auf dieser Fahrt.

Das schien nicht nötig zu sein, denn zwischen ihnen war alles geklärt. Agnes war erleichtert, wie gut Elsa die Sache aufgenommen hatte. Elsa hatte gelächelt. Und alles war gut gewesen zwischen ihnen, einfach so.

Zumindest hatte Agnes das geglaubt.

Sie versuchte, sich auf ihre Ellenbogen zu stützen und den Oberkörper aufzurichten, was gründlich misslang. Es war, als wären ihre Muskeln durch Knetmasse ersetzt worden, ihr fehlte jegliche Kraft, um sich fortzubewegen. Sie schaute sich um, um herauszufinden, wo sie sich überhaupt befand.

Um in dieser Hinsicht weiterzukommen, musste die

Welt um sie herum jedoch erst einmal aufhören, ständig wegzukippen. Ihr war übel und jedes Schlingern verstärkte die Intensität dieses Zustands.

Besser die Augen geschlossen halten. Besser nicht zu viel bewegen, bis die Übelkeit ein wenig verflogen war.

War sie umgekippt? Ein Schwächeanfall, etwas mit dem Herzen vielleicht? Aber das war Blödsinn in ihrem Alter. *Oder?*

Verdammt, woher wollte sie das wissen, schließlich war sie kein Arzt. Mit einiger Anstrengung kämpfte sie die Panik nieder.

Ein Telefon finden. Eine Tür, nach draußen. Die Kraft, um Hilfe zu rufen. Irgendwas.

Doch um irgendetwas davon tun zu können, musste sie sich erst einmal wieder einigermaßen in der Welt zurechtfinden. Da sie im Moment jedoch nicht viel mehr tun konnte, als sich von ihren unschönen Gedanken abzulenken, versuchte Agnes stattdessen weiter, sich zu erinnern.

Also, was war passiert?

Elsa hatte sie tatsächlich nach Hause gebracht, wie versprochen. Sie erinnerte sich, jetzt, wo sie die Fahrt in kleinen Schritten nachzuvollziehen versuchte, an den Anblick ihres Hauses. Die Garage, die Einfahrt. Das war alles da in ihrer Erinnerung. Die Einfahrt leer, Anders' Wagen war nicht da gewesen, denn der war mit Petar zum Fußballspiel gefahren.

Diese Erinnerungen legten allerdings die Vermutung nahe, dass sich Agnes irgendwo in den eigenen vier Wänden befinden musste. Okay, ja, vielleicht. Aber was war bloß passiert, nachdem Elsa sie abgesetzt hatte?

Was?

Aber da war nichts nach dem Anblick der verlassenen Einfahrt, so sehr sie sich auch bemühte, in ihrer Erinnerung

danach zu kramen. Ihr Gedächtnis blieb ein Kaninchen, das sich nicht aus seinem Bau locken ließ. Noch nicht, vermutlich. Später vielleicht.

Nur das diffuse Aufblitzen eines Geruchs. Scharf, brennend in den Lungen. Stickig, etwas, das sich über Mund und Nase legte und ...

Scheiße! War sie betäubt worden? Hatte man sie unter irgendwelche Drogen gesetzt? Panik kroch erneut ihre Wirbelsäule nach oben. Freja Karlsson? War sie ihr vielleicht in die Arme gelaufen? Oder vielleicht irgendwelchen Jugendlichen aus Rosengård? Einer Gang, die sich an ihr rächen wollte wegen dieses Irakers ...

Nein.

Agnes bemerkte, dass sie ihre Glieder – zumindest theoretisch – frei bewegen konnte, abgesehen davon, dass ihr jeder Versuch unendliche Mühen und einige Schmerzen bereitete. Demnach war sie nicht gefesselt. Nur ein wenig benommen. Daher ergab eine Entführung keinen Sinn. Die Tatsache, dass sie ihre Beine bewegen konnte, war außerdem ein deutlicher Hinweis darauf, dass niemand sie niedergeschossen oder anderweitig verletzt hatte.

Sie tastete an ihre Stirn, nichts. Versuchte erneut, die Augen zu öffnen. Sofort war das Karussell der Bilder wieder da, verbunden mit einer Übelkeit, die einen heißen Ball aus ihrem Magen nach oben schießen ließ. Bevor sie die Lider wieder fest aufeinanderpresste, bemerkte sie, dass auch auf dem schwankenden Boden kein Blut zu sehen war.

Okay. Allem Anschein nach war sie also unverletzt. Immerhin.

Dennoch, sie brauchte Hilfe, und zwar schnell.

Das Handy!

Agnes begann, mit tauben Fingern ihre Hosentaschen

abzusuchen, und bemerkte bei dieser Gelegenheit, dass sie ihre Jacke nicht trug, natürlich nicht, was sollte sie auch damit im Haus? Ihr Handy fand sie allerdings genauso wenig.

Vielleicht hatte sie es fallen lassen?

Ihre Handflächen tasteten weiter über einen kalten Boden und fühlten Stein, Zwischenräume, eine gerade Fuge. Fliesen demnach. Sie öffnete die Augen nochmals. Das Drehen der Welt um sie herum hatte etwas nachgelassen, war aber immer noch sehr präsent.

Da waren helle Fliesen. Befand sie sich in ihrer Küche? Gut möglich. Wahrscheinlich, das würde Sinn ergeben.

Sie schaute noch einmal hin und hob dann den Blick ein wenig. Erkannte die Schränke und die Spüle, wenn sie auch beides noch nie aus dieser Perspektive gesehen hatte. Das war ihre Küche, ja. Unverkennbar ihr Zuhause.

Da bemerkte sie zum ersten Mal den Geruch.

Sie brauchte einen Moment, bis sie ihn erkannte, doch dann fiel die Panik schlagartig über sie her wie ein tollwütiges Raubtier. Das, was sie da roch, war Rauch.

Etwas brannte.

Sie versuchte ernsthaft, auf die Beine zu kommen, aber die waren schwach, ach so schwach, und auch ihre Arme gehorchten ihr noch nicht richtig. Knetmasse, mehr nicht.

Panisch riss sie die Augen auf, kämpfte sich durch den Schleier aus träge rotierenden Schlieren und lauschte. Etwas knackte vernehmlich, dann noch einmal. Hinter der Tür, im Wohnzimmer. Jetzt bemerkte sie auch den öligen schwarzen Rauch, der unter der Tür hindurch in die Küche quoll. Den dichten Nebel, der die Küche auszufüllen begann und der nicht ihrer Benommenheit entsprungen war.

Da begriff Agnes Helstrom, dass ihr Haus in Flammen

stand. Und dass sie es nicht mehr nach draußen schaffen würde, bevor das Feuer die Küche erreicht hatte.

Als sie ihre Augen schloss, dachte sie an Anders und Petar, und dann betete sie darum, dass die beiden noch immer beim Fußball waren.

NEUNUNDACHTZIG

Das Versteck

Inzwischen hat das Mädchen die Versuche aufgegeben, sich aus den Fesseln zu befreien. Rostfreier Stahl umschließt ihre Hand- und Fußgelenke, verbunden mit Ketten, welche an einem Ring enden, den jemand mit zentimeterdicken Schrauben in die Stahlwand an der Decke gebohrt hat. Weit außerhalb ihrer Reichweite. Ebenso wie die Lüftungsgitter, die kurz unter der Decke in die Wände ringsum eingelassen sind. Durch die Fesseln kann sie noch nicht einmal aufstehen, nur ein besseres Hocken bekommt sie zustande.

Das alles weiß sie, weil sie es gesehen hat, als die Tür offen war und für einen Sekundenbruchteil ein bisschen Licht zu ihr hereindrang. Den Stahl hat sie schon vorher ertastet, kurz nachdem sie aufgewacht war. Auch die Wände sind aus Stahl und bieten so vermutlich eine ziemlich gute Geräuschdämmung, was wohl der Grund ist, weswegen man sie nicht geknebelt hat.

Du kannst schreien, so viel du willst, bedeuten diese Wände. Niemand wird dich hören.

Die Luft ist stickig und schmeckt verbraucht, auf ihrem Kopf lastet ein Druck, der jedes Denken fast unmöglich macht – seit sie zum ersten Mal zu sich gekommen ist, hat sie schlimme Kopfschmerzen.

Irgendwann muss sie wieder eingeschlafen sein, denn als sie wieder erwachte, hat sie beim Herumtasten in etwas Warmes, Weiches gegriffen, dran gerochen und es als eine Mahlzeit identifiziert. Später entdeckten ihre suchenden Hände eine Wasserflasche nicht weit davon auf dem kalten Stahlboden. Frierend und weinend hat sie die Pampe gegessen, mechanisch wie ein Roboter. Es hat nach einem billigen Fertiggericht geschmeckt, irgendwas mit Reis und Fleisch, inzwischen nur noch lauwarm.

Nachdem sie fertig gewesen war und wieder in den Schlaf hinüber zu gleiten drohte, hat sich die Tür erneut einen Spalt weit geöffnet und jemand hat etwas Helles hineingeworfen, das mit einem dumpfen Geräusch gegen eine der Stahlwände geklatscht und dort liegen geblieben ist.

Dann ist sie wieder allein gewesen in der Dunkelheit. Also hat sie sich auf die Suche nach dem Wurfgeschoss gemacht und es schließlich auch gefunden.

Es ist eine Rolle Toilettenpapier gewesen.

Sie ist schluchzend zusammengebrochen, als ihr klar geworden ist, was das bedeutet. Sie hat versucht, es einzuhalten, doch irgendwann waren die Schmerzen in ihren Eingeweiden so groß, dass sie in die Ecke gekrochen ist, die am weitesten von der Tür entfernt war, und dort leise schluchzend ihr Geschäft verrichtet und das Toilettenpapier dazu benutzt hat, sich anschließend abzuwischen.

Dann ist sie zurückgekrochen, hat den Kopf an die Stahltür gelegt und sich gewünscht, sie wäre tot.

Inzwischen nimmt sie den Geruch ihrer eigenen Fäkalien nicht einmal mehr wahr. Sie rollt sich auf dem kalten Stahlboden zusammen und versucht, zu dösen.

An richtigen Schlaf ist gar nicht zu denken, auch wenn sie zu Tode erschöpft ist. Der Boden ist zu kalt dafür und zu hart – es gibt keine Position, in der sie liegen könnte, ohne dass ihr ganzer Körper nach ein paar Minuten vor Schmerzen brüllt – und dann sind da noch die Ketten, die es ihr unmöglich machen, sich richtig auszustrecken.

Die Kopfschmerzen sind schlimmer geworden und ihr läuft die Nase, vermutlich ist sie dabei, eine Erkältung zu bekommen. Sie wischt den Rotz ab mit ihrem nackten Unterarm, denn sie möchte das Toilettenpapier nicht dafür verschwenden. Wer kann schon sagen, ob und wann man ihr neues geben wird.

Sie schreckt aus ihrem dämmerigen Halbschlaf hoch, als sie die Schritte draußen vor der Stahltür hört. Dann beginnt sich das Rad an der Außenseite der Luke quiet-schend zu drehen und schließlich hört sie, wie der Entriegelungsmechanismus zur Seite schnappt.

Jemand öffnet die Tür zu ihrer Zelle.

»Aufwachen, Prinzessin«, sagt die Stimme. »Zeit für ein bisschen Körperhygiene.«

»Was?«, krächzt sie hervor. Sie schmeckt etwas Metallisches in ihrer Kehle. Das kommt vermutlich daher, dass sie sich am Anfang heiser geschrien hat.

»Ich habe dir was mitgebracht«, sagt die Stimme, »und wir wollen sehen, was du gelernt hast in der Zwischenzeit. Aber erst müssen wir dich ein bisschen sauber machen.«

Sie hat gerade noch Zeit, festzustellen, dass es eine weibliche Stimme ist und diese ihr vage bekannt vorkommt.

Dann bricht die Welt um sie herum mit einem ohrenbetäubenden Rauschen zusammen. Etwas, das sich anfühlt wie die Faust eines Riesen knallt gegen ihre Brust, schleudert sie gegen die rückwärtige Stahlwand der Zelle und raubt ihr den Atem, als das eiskalte Wasser ihren Körper trifft und jeden bewussten Gedanken einfach auslöscht.

NEUNZIG

Polizeirevier Malmö-Süd

»Shit!«, zischte Henrik den Büroraum an.

Elsa war einfach nicht zu erreichen. Ihr Handy war an und hatte auch Empfang, immerhin hatte es sechs Mal geklingelt, bevor die Mailbox rangegangen war, aber sie ging einfach nicht ran. Dieses Spiel hatte Henrik in den letzten paar Minuten vier Mal probiert, bevor er es endgültig aufgegeben hatte.

Das passte einfach nicht zu Elsa. Dass sie nicht ranging, ja, das schon, besonders am Morgen während der Vorlesungen. Aber dann war ihr Telefon üblicherweise auf stumm geschaltet und vibrierte wenigstens und sie rief zurück, sobald sie konnte. Oder schickte wenigstens eine SMS. Und aufgrund der Tatsache, dass er bis jetzt vier Mal eine wahre Ewigkeit hatte klingeln lassen, bis ihre Mailbox schließlich rangegangen war – die er selbstverständlich auch besprochen hatte –, sollte ihr klarmachen, dass er sie wirklich, wirklich dringend sprechen musste.

Und nicht nur wegen der Sache mit dem Ring. Von

dem sie selbstverständlich überhaupt noch nichts wusste, was demnach nicht der Grund dafür sein konnte, dass sie seine Anrufe ignorierte.

Etwas stimmte ganz und gar nicht.

Mist, dachte Henrik und starrte auf das Display des Gerätes, halb in der Erwartung, dass Elsa ihn jeden Moment anrufen würde.

Was sie natürlich nicht tat.

Also scrollte Henrik sich durch die Kontaktliste seines Handys, bis er bei Agnes Helstrom angelangt war. Er drückte auf die Verbinden-Taste, und schon nach dem ersten Klingeln erklärte ihm eine Computerstimme, dass der Teilnehmer derzeit leider nicht erreichbar sei.

Nur, um sicherzugehen, dass das Problem nicht bei ihm oder seinem Handy lag oder vielleicht gerade das komplette schwedische Telefonnetz ausgefallen war, rief Henrik seine eigene Büronummer an. Das funktionierte tadellos. Nach ein paar Sekunden klingelte das Telefon vor ihm auf dem Schreibtisch.

Na, wunderbar.

Er legte auf.

Dann brüllte er laut »Scheiße!« und trat beherzt gegen seinen Schreibtisch. Wie zu erwarten war, änderte das an der Situation nur wenig zum Positiven, aber sein Handy fiel dabei vom Tisch und direkt in den Papierkorb, wo es zwischen zerknülltem Papier weich landete. Henrik bemerkte es nicht, und hörte deshalb auch nicht das Klingeln, als ihn Felix Claesson, der Kriminaltechniker, ein paar Minuten später zum ersten Mal zu erreichen versuchte.

Mit einem Mal war alles sonnenklar.

Henrik riss seine Jacke vom Haken und stürmte aus dem Büro. Denn in dieser Sekunde war ihm klar geworden, wo er Freja Karlsson finden würde.

EINUNDNEUNZIG

Das Versteck

Nachdem die Wucht des Wassers sie gegen die Wand geschleudert hat wie eine Puppe, richtet man den Strahl einfach weiter auf sie, bis sie erneut zusammenbricht. Ihre Haut brennt, und es hört nicht auf, bis aller Kot und alles Blut fortgespült worden ist.

Bis sie blitzblank sauber ist.

Für einen Moment taumelt sie am Rande einer erneuten Ohnmacht entlang, doch auch diesmal bleibt ihr diese Gnade verwehrt.

Sie reißt sich die kleinen Hände vors Gesicht, um wenigstens ihre Augen vor dem unbarmherzigen Strahl zu schützen, doch ihr ungeschützter Bauch und ihr Intimbereich werden traktiert wie von unzähligen kleinen Stahlkugeln. Irgendwann bricht sie kraftlos in einer Ecke zusammen und lässt es einfach über sich ergehen, halbwegs in der Hoffnung, vielleicht zu ertrinken oder aufgrund der plötzlichen Eiseskälte an einem Herzschlag zu sterben. Aber auch in dieser Hinsicht hat sie kein Glück.

Während sie so daliegt, elend und am ganzen Körper zitternd, betritt die Gestalt die Finsternis ihrer Zelle, beugt sich zu ihr herab und löst ihre Fesseln mithilfe eines kleinen Schlüssels.

Vielleicht, überlegt das Mädchen, ist das so etwas wie eine Chance, oder es wäre eine gewesen, früher, vor dem Wasser. Jetzt ist sie gar nicht mehr in der Lage, auch nur an Flucht zu denken, geschweige denn eine Bewegung auszuführen, die der Gestalt auch nur entfernt gefährlich werden könnte. Jeder Quadratzentimeter ihres Körper schreit vor Schmerzen und ihre Haut fühlt sich an, als wäre sie soeben mit Sandpapier abgeschmirgelt worden.

Die Gestalt tritt aus der Zelle und richtet sich auf, etwas leuchtet gelb auf – der Regenmantel, den die Gestalt trägt, die Kapuze hat sie sich tief ins Gesicht gezogen.

Am ganzen Leib vor Kälte zitternd, kriecht das Mädchen auf allen vieren auf den Ausgang ihres Gefängnisses zu, dem diffusen Licht entgegen, das durch die Türöffnung scheint. Gegen jede Vernunft quält dieser Anblick ihren Verstand sofort mit dem sanften Aufkeimen von Hoffnung.

Dass man sie einfach gehen lassen wird. Dass sie nun genug gelitten hat. Dass alles in Ordnung kommen wird. Dass ihr Martyrium, dessen Zweck sie nicht einmal begreift, nun ein Ende haben wird.

Wie von Zauberhand, wie in einem Märchen. Aber natürlich ist das nicht der Fall. Denn Märchen sind Kinderkram, und ihr Martyrium fängt gerade erst an.

ZWEIUNDNEUNZIG

Fjällviksgatan, Malmö-Gullvik

Keiner von ihnen konnte sagen, wie diese Sache ausgehen würde. Vielleicht würde man ihn verhaften, dachte Bara, vielleicht auch Linda oder die Studenten, die sie begleitet hatten – sie alle konnten schon auf dem Weg ins Gefängnis sein, noch bevor er überhaupt die Gelegenheit hatte, irgendwas zu irgendwem zu sagen. Vielleicht würde das die ganze Sache nur noch verschlimmern, anstatt tatsächlich etwas zu ändern? Und was würde dann geschehen?

Wie viele Autos würden in die Luft fliegen, wenn man erfuhr, dass er erneut von der Polizei verhaftet worden war? Würden sie sich dann überhaupt noch mit Autos begnügen?

Nun, hatte Linda gesagt, nur eines stehe fest: Nichts zu tun, sei ein todsicherer Weg, dass sich überhaupt nichts ändere. Wer nie den Mund aufmache, verwirke das Recht, sich nachher zu beschweren. Nur der, welcher nicht kämpfe, habe schon verloren. So lief das in einer Demokratie.

Und ja, das leuchtete Bara ein.

Gerechtigkeit.

Gerechtigkeit, die nicht dadurch entstand, dass man seinem Feind das Auge nahm, für jedes Auge, das man selbst verloren hatte, oder einen Zahn für einen Zahn.

Gerechtigkeit, das begriff Bara, begann bereits lange, bevor es überhaupt zu irgendeinem Schlagabtausch kommen konnte. Gerechtigkeit hatte mit Respekt zu tun, und zwar mit gegenseitigem Respekt. Und dem Zuhören, das einem solchen Respekt entsprang. Wenn man das Zuhören übersprang, war man bereits mitten im Krieg.

Und um den zu vermeiden, waren sie hier.

Sie waren nicht viele. Nur er, Linda und vielleicht ein halbes Dutzend Studenten, die sie von der Uni begleitet hatten und die sie Bara vorhin vorgestellt hatte. Freundliche Menschen, die ihn aus offenen Gesichtern angesehen, und ihm die Hand geschüttelt und ihm auf die Schulter geklopft hatten. Menschen, die vielleicht zu Freunden werden würden, wenn das überstanden war.

Zu einem Neuanfang, vielleicht.

Aus dem Viertel war natürlich keiner hier. Yasur nicht, und ganz bestimmt auch keiner aus Jamals Gang. Hätte Yasur gewusst, was Bara tat, hätte er seinen kleinen Bruder auf der Stelle windelweich geprügelt. Man verbrüderte sich nicht mit dem Feind, so einfach war das.

Aber Bara wäre trotzdem hingegangen.

Er hätte die Prügel eingesteckt und dann wäre er trotzdem hingegangen. Für Linda, und wegen dem, das Linda ihm außer der schwedischen Sprache noch gezeigt hatte. Und weil er zu dieser Welt gehören wollte. Zu einer Welt, in der man studieren konnte, ohne Angst haben zu müssen, dass jemand die Universität oder einen Bus voller Studenten einfach in die Luft sprengte, weil ihm nicht

passte, was an der Uni gelehrt wurde. Er wollte zu einer Welt gehören, in der geredet wurde, bevor die Kugeln flogen. Das war der Grund, aus dem Bara jetzt hier war.

Um zu reden.

Deswegen waren sie alle hier, vor dem Haus von Agnes Helstrom, der Polizistin.

Tomas, einer von Lindas Mitbewohnern, parkte den Kleinbus vor dem Haus der Kommissarin und dann stiegen sie alle aus. Tomas zückte sofort seine Kamera, ein professionell aussehendes Modell, das man auf der Schulter trug, eine richtige Fernsehkamera – doch Bara legte ihm behutsam die Hand auf den Arm.

»Nein«, sagte er. »Das geht nur mich und Agnes Helstrom etwas an.«

»Und wenn sie dich wieder ...?« Tomas ließ den Rest des Satzes in der Luft hängen und bedachte Bara mit einem skeptischen, aber eindeutig mitfühlenden Blick.

»Das wird sie nicht, Tomas.«

»Na, wie du meinst.«

Tomas schien nicht recht überzeugt.

»Und ich finde, wir sollten nicht alle vor ihrer Haustür auftauchen«, sagte Bara.

»Was? aber ...«

Bara lächelte.

»Ich weiß, wie ich reagieren würde, wenn plötzlich ein halbes Dutzend Leute vor meiner Tür auftauchen würden. Ich würde ganz sicher nicht aufmachen.«

»Kann sein«, sagte Tomas, »aber ich weiß, wie sie reagieren wird, wenn nur *du* vor ihrer Tür stehst. Da wird sie vermutlich schleunigst ihren Anwalt rufen. Und gleich ein paar Kollegen zur Verstärkung, und die nehmen dich dann hops wegen Hausfriedensbruch oder irgendeinem versuchten Wasweißich.«

»Versuchtes Wasweißich«, wiederholte Bara mit ernster Miene. »Ich glaube nicht, dass das ein Strafbestand ist, Tomas. Nicht mal in Schweden.«

Das brachte sie beide zum Grinsen.

»Okay. Und was machen wir nun?«, mischte sich Helga ein, eine der Studentinnen, die Linda von der Uni kannte.

»Ich finde, Bara hat recht«, sagte Linda. »Wir sollten nicht auf einmal alle vor ihrem Haus aufkreuzen. Aber Bara alleine, das dürfte sie auch ein bisschen verunsichern.«

»Ich will doch nur mit ihr reden«, sagte Bara. »Und mich entschuldigen. Und dann soll sie sich entschuldigen. Das ist alles.«

»Ich weiß, Süßer«, sagte Linda und schenkte ihm ein Lächeln zum Niederknien. Bara senkte den Kopf. Es war peinlich, sich in der Öffentlichkeit von einer Frau mit Kosenamen bedenken zu lassen, aber irgendwie war es auch ein schönes Gefühl. Bara würde sich nur erst noch daran gewöhnen müssen.

»Also, ich denke, ich werde Bara begleiten«, sagte Linda. »Dann sieht sie ein schwedisches Mädel. Das sollte sie beruhigen.«

»Wie das klingt ...«, schnaubte Tomas, zeigte aber ein schiefes Grinsen. »Schwedisches Mädel.«

Linda nahm die Zöpfe, die sie auf dem Rücken getragen hatte, nach vorn und posierte damit.

»Siehst du?«, sagte sie zu Tomas. »Strohblond. Schwedischer geht's nicht. Da würde sogar Jimmie Åkesson aufmachen.«

»Du spinnst, Linda«, sagte Tomas. »Echt.«

Bara sagte nichts. Er fand, dass Lindas Haar nicht einfach nur blond war, es war vielmehr eine Erscheinung. Reine, in goldenem Licht gesponnene Sinnlichkeit. Wenn sie es auf ihrem Kissen ausbreitete, war es, als wäre sie von

einem magischen Leuchten umgeben und ... und selbstverständlich würde er ihr so etwas nie sagen können. Schon gar nicht in Schwedisch. Er wusste ja nicht mal, wer dieser Jimmie Åkesson war.

Linda unterbrach seine Gedanken, indem sie ihn einfach an der Hand packte und auf das Haus zuing.

»Das wird prima laufen«, flüsterte sie Bara zu, »wirst sehen.«

Dann drückte sie seine Hand noch ein bisschen fester.

DREIUNDNEUNZIG

Mariedalsvågen

Henrik war sich sicher. Das war es gewesen, was mit Lillys Bild nicht gestimmt hatte, *die ganze Zeit* nicht gestimmt hatte.

Wie in einem von diesen Wimmelbildern, dachte er, stundenlang starrt man vergeblich auf das Muster, unfähig, irgendeinen Sinn darin zu sehen. Doch wenn man die versteckte Botschaft erst einmal erkannt hat, ist es unmöglich, sie nicht mehr zu sehen.

Und man fragt sich, wie man die ganze Zeit so blind sein konnte.

Genauso ging es ihm jetzt.

Der Regenmantel.

Natürlich.

Der Mantel, den Berggren, der Nachbar mit dem Dackel gesehen hatte. Der Mantel, dessen Material sie unter Marlis Olssons Fingernägeln gefunden hatten. Den die kleine Lilly gemalt hatte, immer und immer wieder. Der Mantel, der eine geradezu allgegenwärtige Präsenz besaß.

Und den sie dennoch nicht in Ole Ingmarssons Keller gefunden hatten.

Was nur einen Schluss zuließ: Freja hatte das Ding mitgenommen. Was wiederum zumindest nahelegte, dass der Mord an Ole vielleicht nicht ganz so im Affekt ihrer Wut über ihren unfähigen Komplizen geschehen war, wie sie bisher angenommen hatten. Freja hatte all das vielleicht von langer Hand geplant. Und wer konnte sagen, was alles noch zu ihrem Plan gehörte? Dabei war es jetzt so offensichtlich wie das aufgelöste Wimmelbild: Kein Mensch bringt einen anderen in der Hitze des Moments um und hinterlässt dann dabei so gut wie keine Spuren und vergisst natürlich anschließend auch nicht, den belastenden Regenmantel vom Haken zu nehmen.

Nie im Leben.

Aber angenommen, Freja hatte all das tatsächlich schon von langer Hand geplant, wieso war sie dann auf eine Weise vorgegangen, die nur sie als Verdächtige übrig ließ? Wieso hatte sie nicht versucht, ihre Beteiligung an der ganzen Sache zu vertuschen? Alles, das sie dazu hätte tun müssen, wäre gewesen, die Nerven zu behalten. Nicht zu verschwinden. Zu Hause zu sein, als sie sie an jenem Abend besucht hatten. Dann hätten sie das Zimmer mit den Fotos und dem roten Bindfaden nie gefunden. Ganz einfach, weil sie dann ihre Wohnung nie betreten hatten.

Das alles passte nicht zusammen, überhaupt nicht.

Nichts davon.

Aber vor allem passte es nicht zu der bisherigen Theorie vom Tathergang, die sie sich so eifrig zurechtgebastelt hatten. Freja, die auf der Flucht und seitdem wie vom Erdboden verschluckt war. Seit Tagen keine Spur von ihr. Auf keiner Kamera im ganzen Land war ihr Wagen aufgetaucht, oder sie selbst oder irgendein Hinweis sonst. Kein

Polizist hatte sie gesehen, sie hatte ihre Kreditkarte nicht benutzt oder ihr Mobiltelefon.

Nicht ein einziger der zahlreichen Hinweise auf ihren Aufenthaltsort hatte sich als stichhaltig herausgestellt, obwohl die Medien ihr Bild fast stündlich gebracht hatten, zumindest anfangs. Dann war auch das abgeklungen. Ihr Gesicht in den Medien wie die Anrufe der Spinner, die auf die Belohnung scharf waren.

Freja, das Phantom, war einfach nicht wieder aufgetaucht. Bis heute nicht. Und warum? Was war die einzige mögliche Lösung für diese Gleichung? Wie hatte sie es anstellen können, so komplett von der Bildfläche zu verschwinden und durch das Netz der landesweiten Rasterfahndung zu schlüpfen?

Ganz einfach, dachte Henrik.

Weil Freja Karlsson Malmö nie verlassen hat.

Er tastete nach dem Handy in der Innentasche seines Jacketts, um ein weiteres Mal zu versuchen, Elsa anzurufen, und fand es nicht.

»Shit!«, zischte er erneut.

Er musste das blöde Ding im Büro liegen gelassen haben. Aber jetzt umzudrehen und es zu holen, war einfach nicht drin. Er war im Moment vielleicht der Einzige, der wusste, wo Freja Karlsson war. Wo sie die ganze Zeit ihrer angeblichen Flucht über gewesen war.

Und, und das brachte ihn schier um den Verstand, während er wie ein Irrer den Mariedalsvägen hinunterjagte; sie hatte ihm höchstpersönlich verraten, wo sich ihr Versteck befand, und zwar schon vor Tagen, als er sie an der Uni aufgesucht hatte, um ihr ein bisschen auf den Zahn zu fühlen.

Fluchend schlug er auf das Lenkrad ein, während er

den Wagen nochmals beschleunigte. Er hatte es die ganze Zeit über gewusst, hatte die Information direkt vor seiner Nase gehabt.

Er hatte nur nicht richtig zugehört.

VIERUNDNEUNZIG

Das Versteck

Als das Wasser abrupt aufhört, auf ihren schutzlosen Körper einzuprasseln, schnappt das Mädchen minutenlang nach Atem, saugt gierig die Luft in ihre Lungen. Ihre Rippen und ihr Brustkorb schmerzen, als wäre sie soeben das Opfer einer ganzen Bande prügelnder Rowdys geworden.

Sie zittert am ganzen Leib, ihr Atem geht stoßweise – es ist, als gelänge es ihr nicht, das Luftvolumen einzuatmen, nach dem ihre brennenden Lungen verlangen.

Dann lässt auch das irgendwann nach.

Irgendwo rinnt Wasser plätschernd in einen Abfluss. Die Gestalt im gelben Regenmantel lässt den Wasserschlauch achtlos zu Boden fallen.

Das Mädchen hebt den Blick, um unter die Kapuze des Regenmantels zu schauen, doch das funktioniert nicht. Das Gelb des Regenmantels sticht viel zu grell in ihre tränenden Augen, ihr Blick verschwimmt, dennoch kann sie ihn nicht senken. Ihn nicht abwenden von der Gestalt, die vor ihr

aufragt im Gegenlicht der riesigen Halle. Der gesichtslosen Gestalt ihres Peinigers.

Etwas fällt weich vor ihr auf den Boden.

Ein Handtuch.

»Abtrocknen!«, sagt die Gestalt.

Das Mädchen greift mit klammen Fingern nach dem Handtuch, doch es rutscht ihr immer wieder aus den Händen.

»Mach schon!«, befiehlt die Stimme über ihr. Keine Spur von Mitleid ist in dieser Stimme, höchstens eine Art milde Belustigung. Und Abscheu – vor diesem Ding zu ihren Füßen, das einmal ein Mensch gewesen ist.

Schließlich gelingt es dem Mädchen, das Handtuch mit ihren klammen, zitternden Fingern zu fassen. Immer noch kniend führt sie es mit unsicheren Bewegungen über ihren Körper, wischt die Nässe fort, auch wenn sie das Resultat ihrer Bemühungen auf ihrem tauben Körper kaum spüren kann.

»Das genügt«, sagt die Stimme nach einer Weile.

Befehlsgewohnt, ohne die geringste Emotion, kalt.

Eine Stimme, die nicht das geringste Mitgefühl für das Leiden ihres Opfers hat. Eine Stimme, für die das alles nur Teil eines Experiments ist. Eines langen, grausamen Experiments, das sich in diesem Augenblick seinem Abschluss nähert. Jetzt, so begreift das Mädchen, ist es lediglich noch eine Frage der Zeit. Nicht, ob sie sterben muss, sondern wann. Hier, auf dem schmutzigen Boden aus Riffelblech.

Schließlich gelingt es ihr, sich auf die Knie zu hieven, dann stemmt sie ihren ganzen Körper hoch, Zentimeter für Zentimeter, in Zeitlupe scheint ihr. Bis sie aufrecht steht und ihrem grinsenden Ende ins Angesicht blickt, dem fleischgewordenen Schmerz, dem Irrsinn. So stehen sie sich minutenlang reglos gegenüber und sehen vielleicht zum

ersten Mal überhaupt, wer ihr Gegenüber in Wirklichkeit ist, hinter der Maske, hinter der Hülle aus Fleisch und Blut und Rationalität. Sehen sich ...

Auge in Auge.

Und damit beginnen die letzten dreißig Minuten im Leben des Mädchens.

FÜNFUNDNEUNZIG

Fjällviksgatan, Malmö-Gullvik

»Vielleicht hätte ich eine Krawatte umbinden sollen oder so was?«, fragte Bara.

»Du trägst einen dicken Anorak und einen Schal, Süßer. Das würde sie sowieso nicht sehen. Und außerdem siehst du gut aus, so wie du aussiehst.«

»Das meine ich nicht. Sondern ...«

»Na los, drück auf die Klingel, du großer Feigling. Sonst mach ich es.«

Sie lächelte zu ihm hoch. Blonde Zöpfe und das alles. Wenn sie ihn so anlächelte, hätte sie alles von ihm verlangen können und er hätte es ihr mit Freuden gegeben.

Sogar das hier.

Also klingelte Bara.

Nichts passierte.

»Noch mal.«

»Vielleicht ist sie nicht daheim?«

»Ihr Auto steht in der Einfahrt, Bara.«

Er drehte sich um. Das stimmte, da stand es. Das war

ihm bisher gar nicht aufgefallen, aber ja, sie musste demnach zu Hause sein.

»Na los!«

Bara klingelte erneut, länger diesmal. Aus dem Inneren klang ein tiefer, anhaltender Gong.

Sonst gar nichts.

Nichts außer ...

»Riechst du das?«, fragte Bara.

»Äh, nee ...«, sagte Linda und grinste ihn schief an.
»Was denn?«

Vermutlich glaubte sie, das wäre ein neuer Trick von ihm, um sich aus der Affäre zu ziehen. Aber diesmal nicht. Der Geruch war wirklich. Und jetzt, da er sich drauf konzentrierte, erkannte er ihn. Schlagartig.

»Da brennt was«, sagte er, »ich rieche es ganz deutlich. Das ist ein Feuer!«

»Warte! Was machst du da?«, rief Linda, doch Bara hastete bereits die Stufen herunter. Er sprang in das kleine Fleckchen Schnee an deren Ende und sprintete dann um das Haus herum, um auf die Rückseite zu gelangen.

»Hey!«, rief Linda ihm hinterher. »Das kannst du nicht machen, Bara! Sie kann dich wegen Hausfriedensbruch anzeigen, wenn du einfach so ... Bara!«

Doch er war bereits um die Ecke auf die Hinterseite des Gebäudes gerannt, hastete durch welke Blumenbeete, auf denen ein Rest Schnee schmolz. Hier war der Geruch so deutlich, dass er sich fragte, warum sie ihn nicht schon von der Straße aus gerochen hatten.

Linda rief ihm irgendwas hinterher, und dann waren auch die Stimmen ihrer Freunde zu hören. Doch Bara nahm das gar nicht mehr wahr. Er sah nur noch den öligen schwarzen Rauch, der aus dem Fenster an der Rückseite des Hauses drang.

Er hörte auf, nachzudenken, und handelte einfach.

Im Vorbeigehen bückte er sich nach einem Schneehaufen, nahm eine Handvoll Schnee und verrieb ihn dann auf der Außenseite des Schals, den er sich um den Kopf geschlungen hatte. Dann rannte er weiter, auf die Hintertür des Gebäudes zu.

Inzwischen hatten Linda und ihre Freunde ebenfalls den kleinen Garten erreicht.

»Scheiße!«, rief Tomas. »Das brennt ja wirklich. Scheiße, scheiße, was machen wir denn jetzt?«

»Bara!«, rief Linda, »komm zurück, wir ...«

»Ruf die Feuerwehr!«, rief Bara ihr zu. Tomas hielt seine Kamera in den Händen, als ob die jetzt zu irgendetwas nütze wäre. Sie alle schauten ihn an, als wären sie erstarrt. »Die Feuerwehr!«, wiederholte Bara. »Na los!«

Und endlich kamen sie in Bewegung.

»Bara!«, rief Linda und stürmte hinter ihm her, »nein!«

Doch die Zeit lief ihm davon.

Also lief er schneller.

»Bleib da weg!«, rief Bara. »Bleib weg und ruf endlich die Feuerwehr!«

Dann trat er die Hintertür ein.

SECHSUNDNEUNZIG

Polizeirevier Malmö

Svensson war an einem Punkt in seinem Leben angelangt, an dem er es ernsthaft zu hassen begann. Seit er diese Sache in Rosengård verkackt hatte – und ja, das hatte er, da gab es kein Drumherumreden, außer, dass man sie vielleicht gar nicht erst da rein hätte schicken sollen – also seit diesem Fiasko jedenfalls befand sich seine Karriere auf einer ständigen Abwärtsspirale. Nein, das stimmte nicht, es war vielmehr eine Art Wasserrutsche auf dem direktem Weg zum Tiefpunkt.

Und beinahe jeder Tag überraschte ihn aufs Neue mit der Erkenntnis, dass dieser wider Erwarten immer noch nicht erreicht war. Immer dann, wenn Svensson das glaubte, schien sich wie von Zauberhand eine neue Falltür aufzutun und die lustige Rutschfahrt ging weiter. Auch die Nacht, in der das Auto vor der Tür des Reviers explodiert war, machte da keine Ausnahme. Seit dem Anschlag ließen sie ihn noch nicht mal mehr Dienst am Tresen tun – als ob

er selbst die Bombe da draußen unter das verdammte Auto gepackt hätte!

Das, was er nun als Dienst verrichtete, entsprach in etwa dem Aufgabenbereich, dem man einem Praktikanten auftrug, der seit einer Woche in der neuen Firma war, und das auch nur, weil sonst keiner mehr da war, der es tun konnte. Svensson hatte längst begriffen, dass der momentane enorme Personalmangel der einzige Grund war, aus dem er überhaupt noch einen Job hatte. Und mit dem Arbeitszeugnis, das er bekommen würde, sollte er von sich aus kündigen, bräuchte er es bei einer Sicherheitsfirma, wie denen, bei denen die meisten seiner ehemaligen Kollegen untergekommen waren, überhaupt nicht erst versuchen.

Klar, kann ich das Gebäude bewachen, und geben Sie mir auf jeden Fall eine Waffe, damit kann ich nämlich wirklich gut umgehen – wenn ich nicht gerade über meine eigenen Beine stolpere und mich im Müll wälze.

Er klopfte zum dritten Mal an die Tür des Büros von Henrik Andersson, und als auch diesmal nichts passierte, drückte er einfach seufzend die Klinke nach unten. Claesson, der Kriminaltechniker, der am anderen Ende des Mobilteils, das Svensson mit sich herumtrug, darauf wartete, mit Andersson verbunden zu werden, würde sich nicht darauf einlassen, dass Letzterer nicht »Herein!« gerufen hatte. Es sei dringend, hatte er gesagt, irgendetwas wegen irgendwelcher roter Haare und falsch zugeordneter Beweismittel. Was sich, so vermutete Svensson, letztlich als eine der üblichen Unzulänglichkeiten des bürokratischen Systems herausstellen wollte, und jetzt wollte Claesson vermutlich seinen Hintern retten, weil er irgendeinen Fehler gemacht hatte.

Doch Claesson würde etwas anderes probieren müssen, dachte Svensson mit einem Anflug grimmiger Befriedigung,

als er die Tür vorsichtig öffnete und das Büro betrat. Andersson war nicht hier, das sah man auf den ersten Blick. Hauptsächlich, weil es in dem winzigen Büro schlicht keinen freien Platz gab, der groß genug war, damit sich Henrik Andersson hätte verstecken können, von mangelnder Motivation, dergleichen zu tun, einmal ganz abgesehen.

In dem Moment, als Svensson sich wieder zur Tür umdrehte, klingelte ein Telefon. Verwundert schaute Svensson das Mobilteil in seiner Hand an, dann hielt er es ans Ohr und fragte in den Hörer: »Herr Claesson, sind Sie noch dran?«

»Natürlich bin ich noch dran«, schnarrte der Kriminaltechniker. »Was ist denn nun, verbinden Sie mich endlich mit dem Inspektor.«

»Äh«, machte Svensson. »Moment bitte, ja?«

Es klingelte weiter und als Svensson auf den Schreibtisch zuging, bemerkte er, dass es nicht das Bürotelefon war, das da um seine Aufmerksamkeit buhlte. Das Geräusch kam aus dem Papierkorb, der daneben stand.

Svensson bückte sich, und nach kurzem Wühlen hatte er das Telefon gefunden. Ein Handy, vermutlich das von Andersson und offenbar hatte er es in den Papierkorb geworfen. *Seltame Art der Mülltrennung*, dachte Svensson, dann betätigte er die grüne Taste an dem Gerät und hielt es sich ans rechte Ohr, während er in der linken den immer ungeduldiger werdenden Claesson hielt.

»Ja?«, fragte er und fügte dann hastig hinzu: »Polizei Malmö, mit wem spreche ich?«

Zunächst war nur Schluchzen zu hören, und es dauerte eine Weile, bis Svensson sich sicher war, dass das Geräusch zu einer Frau gehörte. Einer völlig aufgebracht Frau.

»Beruhigen Sie sich bitte!«, sagte Svensson, »ich versteh Sie ja kaum.«

Die Frauenstimme versprach es.

»Also noch mal«, sagte Svensson. »Sie heißen also Ljungberg und möchten eine Vermisstenanzeige aufgeben, weil ...«

In diesem Moment wurde das Mobilteil in seiner Linken zu einem siedend heißen Brikett und er ließ es fallen. Claessons wütendes Geschnatter aus dem Hörer bekam er gar nicht mehr mit.

Ljungberg.

Lilly Ljungberg, das Mädchen, das den irren Kindermörder überlebt hatte. Und das am Telefon war ihre Mutter. Und falls diese inzwischen nicht völlig übergeschnappt war, war ein Ereignis eingetreten, das so ungeheuer war, wie es unmöglich schien.

Lilly Ljungberg war wieder entführt worden.

SIEBENUNDNEUNZIG

Fjällviksgatan, Malmö-Gullvik

Bara al-Askari betrat eine Welt, die nur aus Hitze und Rauch zu bestehen schien. Irgendwo hinter der Wand aus rußiger Schwärze tobte und brüllte das Feuer, gleißend hell und tödlich heiß.

Bara kämpfte sich voran.

Einfach nur voran, mitten hinein in die Schwärze und das Feuer. Seine Kleidung würde ihm für ein paar Augenblicke Schutz bieten, der Wollstoff war getränkt mit der Feuchtigkeit, die draußen in der Luft lag, aber lange würde das nicht halten. Vielleicht jedoch lange genug, gerade so, wenn er sich nur beeilte. Ein paar Augenblicke noch, und dann ...

Bara konzentrierte sich darauf, weiter in die brennende Küche vorzudringen. Beißender Rauch füllte seine Nase und seinen Mund durch seinen schneegetränkten Schal hindurch, also hielt er die Luft an. Sobald der Drang zu atmen übermächtig war, würde er hier raus müssen, spätes-

tens. Danach wäre es wahrscheinlich sowieso zu spät für einen weiteren Versuch.

Aber ihr Auto hatte vor der Tür gestanden.

Also weiter, vorwärts.

Hinein in die Hölle.

Beinahe wäre er über den Körper gestolpert, der ausgestreckt auf dem Küchenboden vor ihm lag. Der ölige Rauch war so dicht, dass er kaum die Hand vor Augen sah.

Doch dann ragte ein bleicher Arm aus der Schwärze, und er packte das Handgelenk an diesem Arm und zog daran. Zog den Körper hervor aus der Schwärze, bis er die Schulter packen konnte. Er war leicht, dieser Körper, und bewegte sich kaum noch.

Bara zerrte die Gestalt vom Boden hoch und dann wuchtete er sie sich auf beide Arme. Wie man ein Kind trägt. Denn viel mehr schien dieser Mensch nicht mehr zu wiegen. Nicht viel mehr als ein Kind, nur ein kleines Menschenkind.

Bara ging ein paar Schritte rückwärts, dann drehte er sich um und da – dem Propheten sei Dank! – war das Licht.

Nur ein matter Schimmer, der durch den schwarzen Nebel brach, aber das genügte.

Bara stolperte auf den Lichtschein zu, den Körper der Polizistin an sich gepresst, während hinter ihm die Flammen brüllten, als wären sie wütend, weil er sie um ihre Beute gebracht hatte.

Noch während er ins Freie taumelte, auf den kleinen Garten hinter dem Haus zu, betete er voller Inbrunst, dass Agnes Helstrom allein im Haus gewesen war, als das Feuer ausgebrochen war. Vorsichtig legte er sie in den Schnee, dann brach er selbst neben ihr in die Knie. Hustete, keuchte, riss sich den Schal vom Mund und schnappte nach

Luft. Einen Augenblick später war Linda bei ihm und schlang die Arme um seinen Körper.

Die Frau war bewusstlos, oder beinahe.

Doch sie lebte.

Sie lebte.

Als Bara sich über sie beugte, schlug sie die Augen auf und sah ihn panisch an. Dann, und er war nicht sicher, ob sie ihn – oder irgendetwas – überhaupt erkannte, flüsterte sie etwas. Er musste sich zu ihr hinunterbeugen, um es zu verstehen. Aber es ergab keinen Sinn, zumindest nicht für Bara.

»Henrik ...«, krächzte Agnes. »Musst ... warnen. Sag ihm, sie ist es ... hat ... mich betäubt und ...«

Sie hustete, ihre Augenlider flatterten.

»Mich betäubt und ... Feuer gelegt. Sie will die Kleine holen, Lilly ...«

Dann fielen ihre Augenlider zu und sie wurde tatsächlich ohnmächtig. Bara betrachtete sie mit gerunzelter Stirn. Sie musste da drinnen halb wahnsinnig vor Angst geworden sein, was sie gesagt hatte, ergab überhaupt keinen Sinn.

Aber sie lebte, und nur das war wichtig.

Sie lebte, und er hatte ihr das Leben gerettet.

Als zwei Minuten später die Feuerwehr und der Rettungsdienst eintrafen, stand das Haus der Helstroms bereits lichterloh in Flammen.

ACHTUNDNEUNZIG

Alter Industriehafen, Malmö

Henrik brachte den Wagen mit quietschenden Reifen zum Stehen. Er riss die Tür auf, sprang aus dem Auto – und rutschte prompt in dem schlierigen Etwas aus, zu dem der anhaltende Schneeregen den Boden vor der Werft verwandelt hatte.

Er war im Höchsttempo die brüchige Betonstraße hinunter zum alten Industriehafen gejagt, in der Hoffnung, dass Frejas Beschreibung der Werft genügen würde, um ihn das Gebäude finden zu lassen, und er war nicht enttäuscht worden. Allerdings wirkte der Bau von Nahem noch trister, als er es erwartet hatte – und wesentlich düsterer. Er konnte verstehen, dass niemand freiwillig herkam. Nicht einmal ohne den Zaun, der das Gelände umschloss.

Das Tor, durch das man diesen Zaun durchqueren konnte, war nicht verschlossen gewesen, als Henrik angekommen war. Er hatte den knallroten Porsche sofort erkannt, der auf dem Platz vor dem quadratischen und

ausgesprochen verwahrlost aussehenden Gebäude gestanden hatte.

Sekunden später stand er neben dem Wagen, bei dem es sich nur um Elsas Auto handeln konnte, von ihr war jedoch keine Spur zu sehen.

Was zur Hölle machte Elsas Auto hier?

Nachdem er sich wieder auf die Füße gerappelt und oberflächlich den Matsch von seinem Knie gewischt hatte, lief Henrik auf den Eingang des Gebäudes zu. Noch im Laufen riss er seine Pistole aus dem Halfter.

Wenigstens die, dachte er verbittert, habe ich nicht im Büro vergessen.

Die große Lkw-Einfahrt neben der Laderampe war nun verschlossen, vielleicht auch längst eingerostet. Er rüttelte an der kleineren Tür, welche auf der linken Seite in das große Schiebetor eingelassen war. Das ganze Stahlgebilde kam in Bewegung und verursachte einen Lärm, auf den Henrik liebend gern verzichtet hätte, aber nun spielte das wohl auch keine Rolle mehr.

Wer immer da drin war, wusste spätestens jetzt, dass Besuch eingetroffen war.

Auch die kleinere Tür wollte nicht aufgehen, sah aber derart verrostet aus, dass Henrik sich zu einer Verzweiflungstat entschloss. Er holte aus, dann trat er auf die Tür etwas unterhalb des Türknaufs ein, so fest er konnte. Sie gab seinem zweiten Versuch nach – etwas zerbarst krachend in ihrem Inneren, dann flog sie zwei Handbreit auf, nur um dann abrupt stecken zu bleiben. Vermutlich hatte er mit seinem brutalen Versuch, sich Einlass zu verschaffen, auch die Scharniere ordentlich lädiert, deren Kreischen noch immer in der Dunkelheit im Inneren des Gebäudes nachhallte.

Aber das spielte keine Rolle – zwei Handbreit genühten.

Henrik schlüpfte durch den Spalt in die Halle. Er gab sich keiner Illusion hin, dass sein Eintreten unbemerkt geblieben war. Dann also keine Überraschungstaktik diesmal, es blieb ohnehin keine Zeit für Spielchen.

»Elsa?«, rief er laut, während sich seine Augen langsam an die Finsternis gewöhnten. Die Pistole, eine SIG Sauer P226, hatte er im Anschlag. Es klickte leise, als er den Sicherungshebel umlegte.

Er lauschte auf die verklingenden Echos seiner Stimme, die gespenstisch von den Stahlwänden zurückgeworfen wurden, doch niemand antwortete ihm.

Er sah sich um.

Hier stand ein gewaltiges Schiff, oder zumindest die Überreste von etwas, das mal eins hatte werden sollen. Der vergessene Leib aus Stahl türmte sich vor ihm auf wie der Körper eines gestrandeten Urzeitriesen aus dem Meer, auferstanden aus den Untiefen der Vergangenheit, von der Zeit in wenig mehr als ein Skelett verwandelt.

»Ich ... Ich bin hier.«

Eine Stimme drang verzerrt aus den Untiefen des riesigen Gebäudes wie aus einer fernen Welt. Gespenstisch, durch den Hall, den das gigantische Gebäude verursachte, aber unverkennbar *ihre* Stimme.

»Scheiße!«, zischte Henrik, dann, lauter: »Wo bist du? Kannst du ein Geräusch machen?«

»Hier!«, rief sie noch einmal. »Ich bin hier hinten. Bist du das, Henrik?«

Henrik lief in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. *Oh Gott, sie lebte! Elsa lebte noch!*

Er umrundete das Heck des Schiffes und dann stand sie vor ihm, auf unsicheren Beinen. Eine Hand hatte sie auf

ihre Schulter gepresst und als Henrik zu ihr lief, sah er, dass Blut zwischen ihren Fingern hervorquoll.

»Elsa!«, rief er. »Oh mein Gott! Was ist ... dein Arm!«

»Nur eine Schnittwunde«, sagte sie. »Ich muss einen Lappen drum machen, es abbinden. Dann wird es gehen.«

»Aber ...«

»Sie hat mich erwischt, weißt du?«, stammelte die Psychologin. »Freja, mit dem Messer. Aber ich ... ich habe sie ...«

Elsa brach in die Knie, und hätte Henrik sie nicht im letzten Moment aufgefangen, wäre sie vor ihm auf dem Betonboden geknallt. In seinen Armen begann sie, hemmungslos zu schluchzen: »Oh, es war so ... ich musste, ich konnte doch nicht wissen ...«

»Was ist passiert?«

Henrik drückte ihren Körper an sich – so schmal, so fragil – und legte eine Hand auf ihren Kopf, den sie in seiner Brust vergrub.

»Ich ...«, drang es gedämpft durch den Stoff seiner Jacke. »Ich habe sie erschossen, Henrik. Ich habe Freja erschossen, oh Gott! Oh mein Gott!«

Vorsichtig löste Henrik Elsas Körper aus seiner Umarmung und sah sie an. Ihr Gesicht war tränenüberströmt. Er sicherte seine Waffe und steckte sie zurück in das Holster, nun selbst den Tränen nahe.

»Deine Wunde«, sagte er mit brüchiger Stimme. »Wir müssen sie abbinden, jetzt gleich.«

Und es stimmte, er würde sich zuallererst um ihre Schnittwunde kümmern müssen. Auch, weil ihm das die Möglichkeit gab, das andere noch hinauszuschieben, wenn auch bloß für ein paar Sekunden.

Den Anblick der Wahrheit.

»Setz dich hin«, sagte er und deutete auf eine Kiste, die

in der Nähe herumstand. Gehorsam setzte sich Elsa darauf und sah dann aus großen, tränenfeuchten Augen zu ihm hinauf.

Wie ein kleines Mädchen.

Henrik zog seine Jacke aus, zerrte sein Hemd aus der Hose und zog auch das aus. Dann riss er einen breiten Streifen heraus und schlang ihn um Elsas Arm, um die Wunde abzubinden und den Blutfluss zu stoppen. Sie stöhnte, während er das tat, aber sie biss die Zähne zusammen.

Die Wunde war sicher schmerzhaft, aber gottlob nicht allzu tief. Und sie würde keine Fragen offenlassen, ob Elsa in Selbstverteidigung gehandelt hatte.

Die Wunde blutete schon nicht mehr allzu stark, aber Elsa stand höchstwahrscheinlich unter Schock, und da war es ein denkbar ungünstiger Zeitpunkt, um noch mehr Blut zu verlieren. Sie ertrug die Behandlung ohne die geringste Reaktion.

»Erzähl mir alles«, sagte er, während er seine Jacke wieder über sein T-Shirt und das Halfter zog. »Dann entscheiden wir, was zu tun ist.«

Du weißt verdammt gut, was zu tun ist, dachte er dabei. Du weißt, wen du längst hättest verständigen müssen. Wer längst hätte eintreffen sollen, samt Krankentransport und Einsatzwagen. Und zwar gleichzeitig mit dir.

Aber, dachte er dann, was wäre passiert, wenn die alle im falschen Moment aufgetaucht wären? Was, wenn die hier reingestürmt wären, während ...

Er würde sie rufen, gleich.

Doch zuerst würde er zuhören.

»Sie hat sich die ganze Zeit hier versteckt«, sagte Elsa und Henrik nickte. »In der Werft, die ich von meinem Großvater geerbt habe. Ich hätte dir und Agnes vermutlich

davon erzählen müssen, aber ... ich weiß nicht, ich hab einfach nicht dran gedacht. Schon seit Jahren nicht mehr. Ich komme nie hier her, weißt du? Es ist mir zu gruselig.«

Sie stieß ein leises, trauriges Lachen aus, und Henrik nahm sie wieder in den Arm.

»Sie hat das mit der Werft gewusst, Henrik. Sie hat alles gewusst. Über mich. Von dem, was ich ihr erzählt habe, und den Rest hat sie sich aus Zeitungen und irgendwelchen Pressearchiven zusammengereimt und ... ich weiß nicht, vermutlich auch von Ole selbst. Sie wusste einfach alles über mich.«

»Ja«, sagte Henrik, »und sie hat es mir sogar unter die Nase gerieben. Gott, ich war so dumm. Ich hätte viel früher draufkommen sollen, auf das mit der Werft. Freja hat mir davon erzählt, an der Uni.«

»Du hast mit ihr gesprochen?«, fragte Elsa. »Wann denn?«

»Ist nicht wichtig«, sagte Henrik und Elsa nickte, dann fuhr sie fort.

»Alle haben geglaubt, sie wäre längst über alle Berge«, sagte Elsa. Sie deutete hinüber zu dem metallenen Koloss des Schiffes, das nie seine Jungfernfahrt erlebt hatte.

»Dabei war sie die ganze Zeit über hier. Sie hat in einer der Kajüten dort drüben gehaust. Da ist ein Loch im Rumpf, so kommt man rein. Das ist nicht zu entdecken, außer man steht direkt davor und weiß, wonach man suchen muss.«

Für einen Moment schwieg sie, dann flüsterte Elsa: »Sie musste es zu Ende bringen, weißt du? So oder so. Sie war besessen davon, vollkommen besessen. Sie war verrückt.«

»Ich weiß«, sagte Henrik sanft. »Und was brachte dich schließlich auf die Idee, ausgerechnet hier nach ihr zu suchen?«

»Gar nichts. Sie hat mich angerufen.«

»Wie bitte? Einfach so? Und du kamst nicht mal auf die Idee, uns zu verständigen? Oder dich wenigstens bei mir zu melden? Was war da los, Elsa? An dein Telefon bist du auch nicht gegangen, ich hab es die ganze Zeit probiert.«

»Sie hat gesagt, sie brauche mich. Dass sie sich stellen werde, aber nur, wenn ich allein komme. Wenn wir vorher reden. Wie Freundinnen.«

»Und das hast du ihr geglaubt?«, fragte Henrik fassungslos.

»Hatte ich denn eine Wahl?«

NEUNUNDNEUNZIG

»Kaum bin ich durch die Tür getreten, ist sie mit dem Messer auf mich losgegangen«, sagte Elsa. »Sie hatte diesen ... oh Gott, sie hatte diesen furchtbaren gelben Mantel an, diesen Regenmantel. Ich nehme an, sie wollte vor allem meinen Wagen, und dann damit abhauen.«

»Aber du ...«

Elsa nickte.

»Ich bin ihr zuvorgekommen«, sagte Elsa düster. »So naiv, wie du geglaubt hast, war ich also doch nicht.«

Sie lächelte aus tränenverhangenen Augen zu ihm hoch, als hätte sie einen Scherz gemacht, über den sie selbst nicht recht lachen konnte.

»Oh, Elsa ...«

»Ich hatte die Pistole in meiner Jackentasche versteckt, und hab sie entsichert, bevor ich in die Halle getreten bin. Ich ... ich wollte das nicht, wirklich, aber ...«

Elsa begann wieder zu weinen.

»Aber als sie auf mich zukam, hab ich die Hand rausgezogen und sie ging einfach los. Fast von allein ... ich ... es

war schlimm. Sie ist einfach umgekippt und ... das ganze Blut. Dann hat sie sich nicht mehr bewegt. Ich ... ich hab versucht, ihr zu helfen, aber ...«

Henrik nickte.

»Du musst dir keine Vorwürfe machen, Elsa. Du hast das Richtige getan. Du hast dich verteidigt, nichts weiter. Du hattest Glück, großes Glück. Herrgott, sie wollte dich töten!«

Elsa nickte schweigend, dann starrte sie auf ihre Schuhspitzen. Nach einer Weile stand sie zögernd auf und sagte: »Komm mit, ich zeig es dir.«

Sie ging voran, auf den Schiffsrumpf zu, und Henrik folgte ihr. Backbordseitig war der Bau nie vollendet worden, ein gigantisches Gerippe aus Stahlträgern und halb fertigen Spanten ragte düster in die eisige Luft der Halle.

An der Stirnseite des Gebäudes fehlte die Wand komplett, denn hier ging das Trockendock in ein Hafenbecken über, in das die Kolosse früher zu Wasser gelassen worden waren, um dann den Kanal hinaus auf das offene Meer zu fahren.

Das Licht, das durch die gewaltige Öffnung in die Halle drang, war grau und schmutzig und kalt wie die Halle selbst, und wie der Tag draußen, der sie umgab. Die Sonne irgendwo über ihnen ein klägliches, weit entferntes Licht, von Wärme nichts zu spüren.

Sie stiegen über einen Haufen verrosteter Stahlträger hinweg und folgten einem Rinnsal aus ölig glänzendem Wasser bis zu einem mannshohen Loch in der verrosteten Schiffsverkleidung. Hier, im Schatten des Schiffsrumpfes war es noch dunkler und seltsamerweise auch kälter, so als wären sie in einen Luftzug getreten. Irgendwo jenseits des Bugs kreischten die Möwen im Nebel, draußen vor der

Halle, als beschwerten auch sie sich über das trübe Wetter und das ewig währende Halbdunkel. Dann waren sie wieder still.

Als sie tiefer in den Schiffsrumpf traten, schlug Henrik eine solch intensive Wolke des Gestanks entgegen, dass er stehen bleiben und sich die Hand auf Mund und Nase presste, während er gegen den Impuls ankämpfte, sich auf der Stelle zu übergeben. Als er sich wieder einigermaßen im Griff hatte, langte er in die rechte Außentasche seiner Jacke und holte seine Taschenlampe heraus, knipste sie an und – schrak zurück vor dem, was der Lichtkegel aus der Dunkelheit vor ihm riss.

Elsa, die ihm vorausgegangen war, hockte mit gesenktem Kopf neben einem reglos daliegenden Körper. *Wie ein Ghul*, schoss es Henrik durch den Kopf, *der sich gierig über seine nächste Mahlzeit beugt*.

Es war Freja, keine Frage, und ohne jeden Zweifel war sie tot. Ihr ehemals rotes Haar lag um ihren Kopf gebreitet wie eine Pfütze aus flüssigem Kupfer, klatschnass und stumpf von dem schmutzigen, ölschillernden Wasser, in dem es lag.

Sie trug den gelben Regenmantel aus Gummi, wie Elsa gesagt hatte. Das Ding war ihr bis zur Hüfte hochgerutscht, Henrik konnte sehen, dass die Innenseite des Mantels aus dunkelblauem Stoff bestand. Ihre Beine steckten in ausgebleichten Jeans, an den Füßen trug sie ebenfalls gelbe Gummistiefel. Die junge Frau lag auf dem Bauch, sodass man das faustgroße Loch sehen konnte, das auf dem Rücken des Gummimantels klaffte, ausgefranst und blutig rot an den Rändern. Drumherum hatte sich eine rote Blüte ausgebreitet, dünne Blutfäden waren über den Rücken der Leiche gelaufen und vermischt sich nun mit dem Wasser auf dem Riffelblech des Bodens.

Ein Lungendurchschuss, erkannte Henrik, und zwar aus unmittelbarer Nähe. An so etwas starb man unter Umständen nicht sofort, wobei das bei einem Schuss aus dieser Nähe durchaus aufgrund des Schocks passieren konnte. Aber es dauerte auch nicht besonders lange, selbst wenn man das eigene Sterben noch mitbekam. Keine tröstliche Vorstellung, in diesem wie in jenem Fall.

»Hat sie noch etwas gesagt?«, fragte er Elsa. »Bevor sie ...«

Elsa schüttelte den Kopf.

»Ich hab sie nach Lilly gefragt, aber sie hat nur ... sie hat ...«

Elsa begann zu schluchzen.

»Was?«, fragte Henrik. »Was hat sie gesagt? Was ist mit Lilly?«

Elsas Kopf fuhr hoch und sie sah ihn für einen Augenblick schweigend an, dann senkte sie den Kopf wieder, bevor sie langsam weitersprach.

»Sie hat gesagt, dass sie das alles nur für mich getan habe. Dass sie mich liebe. Kannst du dir das vorstellen?«

Henrik nickte und ließ den Strahl der Taschenlampe weiterwandern. Der Lichtkegel riss eine kreisförmige Öffnung aus der Dunkelheit, die in der Wand hinter der Leiche klaffte. Henrik trat näher heran, um es sich anzusehen, wobei er darauf achtete, die Leiche zu seinen Füßen nicht zu berühren.

Das Ding war eine offene Luke, die Einblick in den kleinen Raum dahinter gewährte. Dieser war mit Plastiktüten und Lebensmittelresten vollgestopft, auf dem Boden lagen ein paar Pappteller. Das Ganze erinnerte auf geradezu furchteinflößende Weise an die Inneneinrichtung von Oles Keller oder an den Bau eines gefährlichen Raubtiers. *Eine Höhle*, dachte Henrik, *wie die mitten im Wald, wo*

alles angefangen hat. Und nun endet es in einer Höhle, mit dem letzten Rückzug in die Dunkelheit.

Und das Monster kehrt in die Finsternis zurück, aus der es einst gekrochen ist.

Henrik ließ sich auf die Knie nieder und drehte den leblosen Frauenkörper auf dem Boden auf den Rücken. Freja Karlsson, die Mörderin, das Monster – sie war tot, ohne jeden Zweifel, eigentlich war ihm das nach dem ersten Blick schon klar gewesen.

Als er den Körper, der allmählich steif zu werden begann, ein Stück beiseiteschob, fand er ein Messer. *Ein haushaltübliches Steakmesser*, wie die Forensiker gesagt hatten. Und es würde sich zweifellos als das herausstellen, womit die Mädchen und Ole gequält und Elsa geschnitten worden waren. Ein weiteres Puzzleteilchen, das an seinen angestammten Platz fiel.

»Ich muss hier raus«, sagte Elsa und drehte sich um, um mit abgehackten Bewegungen zurück in die Halle zu staksen.

Henrik folgte ihr und sah, dass sie dabei war, zum vorderen Teil des verrosteten Schiffsrumpfes zu gehen, dorthin, wo sich die Halle zum Kanal hin öffnete.

Hier gab es eine Art Rampe zum Wasser hin, mit der früher vermutlich kleinere Boote zu Wasser gelassen worden waren, mit denen man an der Außenwand des Schiffes Reparaturen vornehmen konnte.

Auf dieser Rampe stand ein Auto in gefährlicher Schräglage, die Motorhaube deutete direkt auf das Hafenbecken des Kanals, das Heck in Richtung Hallendach. Eine ausgesprochen wagemutige Art zu parken, wie Henrik fand. Wenn der Fahrer dieses Vehikels den falschen Gang erwischte, würde er ein paar Meter weiter unten im Wasser

landen. An dieser Stelle musste das Wasser einige Meter tief sein, damit auch Schiffe mit größerem Tiefgang in das Trockendock einfahren konnten.

Es war sogar nicht ganz ungefährlich, sich dem Wagen nur zu nähern. Zu leicht hätte man auf der Rampe ausgleiten und sich ebenfalls im Wasser ein paar Meter weiter unten wiederfinden können. Vermutlich war aus diesem Grund ein Geländer auf der linken Seite der Rampe angebracht, aber auch dieses rostzerfressene Ding machte keinen allzu vertrauenerweckenden Eindruck.

Der einzige Grund, der nach Hendriks Ansicht dafür sprach, den Wagen so zu parken, war der, dass man ihn dadurch praktisch nur entdecken konnte, wenn man das große Schiff umrundete und bis zur Außenseite der Halle vordrang.

»Das ist Frejas Wagen«, sagte Elsa und deutete auf das Auto. »Sie hat ihn hier versteckt, damit man ihn vom Tor aus nicht gleich sehen kann. Ich hab ihn auch erst vorhin entdeckt.«

Natürlich, dachte Henrik.

Es war alles hier. Alles passte genau ineinander. Der Regenmantel. Das Messer unter Frejas Leiche, und in der Kajüte dieselbe Sauerei wie in Oles Keller. Und jetzt ihr Wagen, den sie vor allzu neugierigen Blicken versteckt hatte. Während sie auf der Lauer gelegen und gewartet hatte, bis sie Elsa allein erwischen konnte.

Und beinahe wäre ihr das auch gelungen.

In diesem Moment ertönte ein gedämpftes Klopfen aus dem Kofferraum des Wagens auf der Rampe. Und dann noch einmal. Kein Zweifel, das Geräusch kam direkt aus dem Inneren des Wagens auf der Rampe.

Hendrik trat einen Schritt auf den Kofferraum zu, als ...

»Ups«, sagte Elsa.

Henrik fuhr herum und blickte direkt in den Lauf einer geladenen Waffe.

EINHUNDERT

Die Erkenntnis brach mit der Wucht einer Lawine über ihn herein und begrub gleichsam das sorgsam zusammengesetzte Puzzle und alles, was er bisher für die Wahrheit gehalten hatte, unter sich, während Henriks Geist noch versuchte, zu begreifen, was nicht zu begreifen war.

Nämlich: *Wie* sehr er sich geirrt hatte.

Henrik griff instinktiv an seine Seite nach der Pistole, die dort in ihrem Halfter steckte, aber Elsa schüttelte lächelnd den Kopf.

»Nicht«, sagte sie. »Du hast sie wieder gesichert und unter deine Jacke gesteckt. Das ist ein ziemliches Gefummel. Du würdest nicht schnell genug drankommen, glaub mir.«

Das, was ihn über den Lauf der Pistole anstarrte, waren nicht mehr Elsas Augen, nicht mehr das Gesicht, das er zu lieben geglaubt hatte, sondern eine höhnisch grinsende Maske des Hasses, die kaum noch etwas Menschliches an sich hatte. Mittendrin klaffte ein verzerrtes Grinsen wie ein blutiger Schnitt.

Henriks letzter Gedanke galt dem schmalen Ring in

dem kleinen Kästchen, das er in der Tasche über seinem Herzen trug. Der Ring, den er an die Hand von Elsa Mattsson hatte stecken wollen.

Dann krachte der Schuss, der Henrik von den Beinen riss, und ihn hart auf dem Betonboden aufschlagen ließ. Die Geräusche um ihn herum traten zurück wie hinter eine dick gepolsterte Wand und machten einem dumpfen Pfeifton in seinen Ohren Platz, während das Echo des Schusses irgendwo in der Ferne verhallte. Das Licht, grau und trübe, verging wie eine Kerze in einem Schneesturm, inmitten der finstersten Nacht. Ein letztes Flackern, dann versank alles um Henrik in der Dunkelheit, und das Leben trat beiseite, um dem Tod Platz zu machen.

Das Monster war erschienen.

EINHUNDERTEINS

Der Schmerz biss zu wie ein wütendes Tier. Henriks linkes Bein wurde schlagartig nach hinten gerissen, als die Kugel seinen Oberschenkel durchschlug. Der Schwung der Bewegung fegte ihn einfach von den Beinen.

Augenblicke später knallte er mit dem Hinterkopf gegen eine Säule und vor seinen Augen explodierte ein Gewitter zuckender roter Lichtschlangen und grellweißer Sterne. Für einen Moment drohte die Schwärze über ihn zu schwappen, mächtig und unausweichlich wie die meterhohe Flutwelle eines Tsunamis. Henrik brüllte, doch er hörte es selbst kaum – der ohrenbetäubende Knall der Luger hatte ihn seines Gehörsinns vorübergehend beinahe gänzlich beraubt.

Elsa war mit drei langen Schritten bei ihm, die Waffe immer noch in seine Richtung ausgestreckt, obwohl das kaum noch nötig schien. Mit einer routinierten Bewegung schob sie den Saum seiner Jacke nach oben und riss seine Dienstwaffe aus dem Halfter. Dann ging sie, beide Waffen auf ihn gerichtet, einen Schritt rückwärts, wobei sie darauf

achtete, dem Rand des Wasserbeckens nicht zu nahe zu kommen.

Henrik streckte eine Hand nach seiner Waffe aus, aber dafür war es natürlich längst zu spät. Nutzlos sank sein Arm zu Boden, während er darum kämpfte, das Bewusstsein nicht zu verlieren.

»Warum?«, stöhnte er und schmeckte Blut in seinem Mund und etwas Hartes, das sich irgendwo gelöst hatte. Vielleicht ein Stück Zahn.

»Ja«, sagte Elsa, während sie ihn über die Läufe ihrer beiden Pistolen amüsiert musterte. »Das ist die große Frage, nicht wahr? Denn das *Warum* gibt allem doch erst einen Sinn, nicht wahr? Ohne das *Warum* zieht man euch ganz schön den Teppich unter den Füßen weg. Oh, treffender Vergleich. Liegst du bequem?«

Sie kicherte.

Lachte ihn aus, wie er da am Boden lag, blutend und zerschmettert. Nachdem sie ihn niedergeschossen hatte. Die Frau, die er ... Henrik presste die Augen fest zusammen, um sich wieder auf sein Gegenüber zu konzentrieren. Um bei Bewusstsein zu bleiben, irgendwie.

»Am besten ist es wohl, du bewegst dich erst mal nicht allzu sehr, Liebster«, sagte sie, ihre Stimme die höhnische Karikatur von Besorgnis. »Armer Junge. Und noch immer hast du keine Ahnung, worum es geht. Keinen Schimmer vom großen *Warum*, wie?«

Henrik schüttelte den Kopf. Was er aufgrund der damit verbundenen neuen Schmerzen schnell wieder bleiben ließ.

»Ich begreife es nicht, Elsa«, nusichelte Henrik und spürte, wie seine Zunge an eine scharfe Kante an einem seiner Schneidezähne stieß. Er musste ihn sich tatsächlich abgebrochen haben.

»Warum die Mädchen?«, sagte er. »Und jetzt ... Freja ... wenn sie es nicht war, dann ...«

»Ja«, sagte Elsa und schenkte ihm die Karikatur eines unschuldigen Lächelns. »Ja, dann muss ich es wohl gewesen sein. Okay, ich geb's zu. Ich habe ihr eingeredet, dass sie mit Sjöberg schlafen soll, damit Ole frei kommt. Und ich war es auch, der die kleinen Mädchen entführt hat. Ole war ein lieber Kerl, oder, na ja, wenigstens nützlich. Aber das, was ihr ihm in die Schuhe geschoben habt, hätte er doch gar nicht zuwege gebracht. Schon gar nicht allein.«

»Aber ... Warum?«

»Och, Henrik, wirklich. Langsam wird es langweilig mit deinem ewigen Warum, ehrlich, du bist ja wie ein kleines Kind. Warum? Vielleicht, weil ich sehen wollte, wie die Gören von innen aussehen. Weil ich Ole dabei zusehen wollte, wie er sie quält und tötet. Wie sie leiden durch das Werkzeug, das ich geschaffen habe. Leiden, wie ich damals ...«

Ihr Gesicht war wieder zu der wutverzerrten Maske geworden, als sie plötzlich innehielt. Von einem Augenblick auf den anderen entspannte sich ihr Gesicht, der Hass darin war wie weggewischt, und ein sanftes Lächeln kam zum Vorschein. Henrik kannte es gut, dieses Lächeln, schließlich war er unzählige Male darauf hereingefallen.

»Das Experiment«, murmelte Henrik. »Du wolltest sehen, wie weit Ole geht.«

»Ja«, sagte Elsa. »Und dann hat er es versaut. Hat die kleine Göre einfach laufen lassen, ist das zu glauben?«

»Du hast ihn umgebracht.«

»Ja«, lachte sie, »okay, okay, Matlock. Schuldig im Sinne der Anklage. Ich hab ihn umgebracht. Hättest du das nicht auch liebend gern getan? Oder die braven Bürger von Rostorp, frag die mal.«

»Du bist ein Monster, Elsa.«

»Ich? Aber wieso denn? Freja ist das Monster, das hast du selbst gesagt. Und ich habe sie erledigt. Habe mich verteidigt. Deine Worte, Henrik.«

»Und wenn ... wenn sie mich finden werden?«

»Hier?«, fragte Elsa und guckte ihn verblüfft an. Schob die Unterlippe vor, als würde sie überlegen müssen. Aber das tat sie nicht, wie Henrik wohl wusste. Ihr Plan stand längst fest, und er war perfekt. Oder beinahe.

»Ich glaube nicht, dass sie *hier* suchen werden. Nicht, nachdem Freja irgendwo in Norwegen aufgetaucht ist. Oder vielleicht sogar in Deutschland. Ich bin mir da noch nicht so sicher.«

»Wie?«, stöhnte Henrik und machte ein schmerzverzerrtes Gesicht, während er versuchte, das gesunde Bein anzuwinkeln, ohne das durchschossene zu berühren, das sich allmählich taub anzufühlen begann. Nur ein paar Zentimeter, während er Elsa weiter anstarrte, als erwartete er tatsächlich noch Antworten von ihr. Aber eigentlich hatte er schon alle bekommen, die sie ihm geben konnte.

Sie mochte wahnsinnig sein, aber sie (oder was auch immer im Moment die Kontrolle über sie übernommen hatte) war auch clever. Alles, was sie tun musste, nachdem sie die nächste Kugel abgefeuert hatte, war, Frejas Wagen mitsamt deren Leiche verschwinden zu lassen. Später, vielleicht während ihres angekündigten Urlaubs, oder weil sie vorgab, Abstand zu brauchen zu all den schrecklichen Dingen, die passiert waren – und wer würde ihr das verübeln? –, würde sie irgendwo hinfahren, weit weg. Dänemark, Norwegen, vielleicht Deutschland, und mit Frejas Kreditkarte ein paar Besorgungen erledigen. Geld abheben, oder besser noch, ein paar Spielzeuge kaufen, für ein etwa zehnjähriges Mädchen zum Beispiel. Die Suche

nach Freja würde für alle Zeiten weitergehen. Und niemals zu einem Ergebnis führen.

»Na ja, nach dieser Sache werde ich enorm unter Schock stehen, würde ich sagen. Ich werde mich mit Schuldgefühlen herumplagen, groß wie Wolkenkratzer. Immerhin habe ich ja nicht verhindern können, dass Freja am Ende doch noch das bekommen hat, was sie wollte. Lilly. Und, na ja, nachdem sie dich erschossen hat.«

Kichernd deutete sie mit dem Lauf von Henriks Waffe in Richtung des Schiffsrumpfes, wo in einer ausgedienten Kabine die Leiche des jungen Mädchens lag, das für die Welt da draußen die flüchtige Hauptverdächtige an den Kindermorden war. Und in diesem Moment wurde Henrik klar, dass Elsas Plan perfekt war. Niemand würde je die Wahrheit erfahren, wenn sie ihn erst beseitigt hatte. Auch er hätte sie möglicherweise nie erfahren, wäre seine verdammte Intuition nicht gewesen – und das letzte Bild, das Lilly gemalt hatte.

Das Bild.

»Du hast sie als Sündenbock gebraucht«, stöhnte Henrik. »So wie du Ole vorher zum Sündenbock gemacht hast.«

Es war das selbst gemalte Bild vom Keller, das die kleine Lilly zur Zeugin gemacht hatte – und damit zur Gefahr für das clevere, abgrundtief böse Monster, das in Elsa lauerte, und das keine Gnade kannte, vermutlich nicht einmal eine grobe Vorstellung von dem Konzept besaß.

»Bravo!«, sagte Elsa. »Das hast du fein erkannt. Nachdem das alles arrangiert war und Oles baldige Entlassung bevorstand, habe ich mich noch ein bisschen mit dir beschäftigt. Nur, um sicherzugehen, dass ich bei dem Fall hinzugezogen werde, schließlich konnte ich mir den Spaß

kaum entgehen lassen. Wann bekommt man schon mal die Gelegenheit, sich selbst zu jagen?»

Sie lachte schrill auf, ein Geräusch, das Henrik Brechreiz verursachte, aber vielleicht lag das auch nur an seiner Gehirnerschütterung.

»Du hast mich nur benutzt, und Freja ...«

»Ja, Henrik, das habe ich. Willkommen in der Welt der Erwachsenen. Oh, und über deine Chefin Agnes könnte ich dir auch ein paar Sachen erzählen ...«

»Was?«, rief Henrik. »Wie meinst du das?«

Elsa machte eine beschwichtigende Geste.

»Nicht weiter wichtig. Ich glaube, sie hatte letztlich sogar mehr davon als ich. Hat sich selbst gefunden und all das, zumindest hat sie das vorhin noch behauptet. Aber das spielt jetzt auch keine Rolle mehr, weil ... na ja, was soll ich sagen? Weil sich Agnes Helstrom im Moment gerade in ein schön saftiges Steak verwandelt, verstehst du. Allerdings nicht medium, sondern schön durch.«

»Was hast du ihr angetan?«

»Ich?«, brüllte Elsa, wobei sie ihn absurderweise immer noch angrinste. »Wieso immer *ich*? Freja ist hingefahren und hat ihr Haus in Brand gesteckt, ist dir das denn immer noch nicht klar? Und dann hat sie sich die kleine Lilly geschnappt und ...«

»Nein!«, rief Henrik. Brüllte seine ganze Verzweiflung in dieser einen Silbe heraus, denn ... denn er wusste doch längst, was mit Lilly geschehen war. Was das Klopfen im Kofferraum zu bedeuten hatte. Und wie das alles enden würde. Nur enden konnte.

»Unsere liebe Agnes war unzüchtig, weißt du, und zwar sehr. Deshalb kriegt sie einen kleinen Vorgeschmack aufs Fegefeuer.«

Ihr Kichern war wie ätzende Säure in Henriks Ohren.

»Bitte, Elsa«, ächzte Henrik und versuchte, sich in eine aufrechte Position zu hieven. »Bitte, das kannst du nicht ...«

Plötzlich und ohne Vorwarnung war der Schmerz in seinem Kopf mit aller Macht wieder da. Es war, als hätte ihm jemand einen Knochenspreizer in den Kopf gerammt und versuchte mit aller Gewalt, seinen Schädel in zwei Hälften zu spalten.

Im linken Bein, das sie getroffen hatte, spürte er dagegen kaum mehr als ein leichtes Ziehen. Das war der Schock, vermutlich. Er versuchte, das Bein zu bewegen. Das funktionierte, wenn es sich auch anfühlte, als wäre es in eine dicke Schicht Watte gehüllt.

»Elsa, ich ... ich glaube, ich muss ...«

Er presste die linke Hand auf seine Brust, als verspürte er da starke Schmerzen, was zumindest teilweise der Wahrheit entsprach. Dann schob er eine Hand in das Innere der Jacke und begann, nach dem Gegenstand in der Innentasche zu tasten. Den einzigen, den er im Moment noch besaß.

Elsa beobachtete ihn interessiert, aber ohne den geringsten Anflug von Empathie, während Henrik versuchte, das rechte Bein noch ein Stückchen weiter anzuwinkeln. Und kam sich dabei vor wie ein aufgespießtes Insekt unter dem Vergrößerungsglas eines wahnsinnigen Entomologen.

»Elsa«, krächzte Henrik. Eine warme Flüssigkeit quoll zwischen seinen Zähnen hervor. Seine Kehle fühlte sich an, als hätte sie jemand mit Sandpapier bearbeitet. »Lass Lilly frei, bitte. Mach mit mir, was du willst, aber lass sie gehen. Ich bitte dich!«

»Aber sie ist doch frei«, sagte Elsa im Ton einer Mutter, die ihrem begriffsstutzigen Kind einen simplen Sachverhalt

erklärt. »Oder sie wird es zumindest sehr bald sein. Ich werde sie befreien. Von all dem Schmerz.«

Und dann fügte sie leiser hinzu: »So wie ich mich damit befreien werde. Verstehst du das, du dummer kleiner Mann? Weil ihr Schmerz gleichzeitig mein Schmerz ist, weil sie und ich eins sind.«

Über ihre Wangen liefen Tränen. Aber dies waren keine Tränen der Reue oder des Bedauerns.

»Und du, liebster, süßer Henrik, darfst dabei zuschauen. Sieh es als ein letztes Privileg, einverstanden?«

Henrik nickte, unbegreiflicher Weise.

»Also, bist du bereit?«, fragte sie. »Stell es dir einfach vor wie einen Zaubertrick. Nur ohne Netz und doppelten Boden.«

Noch einmal nickte Henrik und starrte aus großen Augen zu ihr hoch.

Elsa drehte sich zu dem Wagen auf der Rampe um, um die Fahrertür zu öffnen.

»Zuerst«, rief sie Henrik über ihre Schulter zu, »zuerst zeigt der Magier das Kaninchen im Hut. Sieh gut hin, pass gut auf!«

Etwas klackte und der Kofferraum des Wagens sprang ein Stück auf, dann glitt er in einer sanften Kurve weiter in die Höhe. Henrik stemmte sich auf die Beine, um besser sehen zu können. Sie hielten sein Gewicht, auch das, welches sie getroffen hatte, und das er nun kaum noch spürte.

Als der Kofferraumdeckel seine Endposition erreicht hatte, kam ein fest verschnürtes Bündel zum Vorschein, das Henrik erst auf den zweiten Blick als kleines Mädchen erkannte. Lilly, deren weit aufgerissenen blauen Augen halb wahnsinnig vor Angst aus ihrem leichenblassen Gesichtchen zu ihm heraufstarrten. *Wie eine Puppe*, dachte

Henrik, *wie eine Puppe aus Porzellan und einem Gesicht, das nur aufgemalt ist. Nicht mehr als eine Maske.*

»Nein!«, flüsterte er, »Elsa, das kannst du nicht tun. Sie ist doch ... sie ist doch noch ein Kind!«

»Und jetzt, meine Damen und Herren«, fuhr Elsa ungerührt fort, während sie sich erneut ins Wageninnere beugte, um die Handbremse des Wagens zu lösen, was diesen samt seiner kleinen Passagierin im Eiltempo in das eisige Wasser befördern würde. »Und jetzt kommt der beste Trick von allen: der große Verschwindibus!«

Während Henrik sich an der Säule nach oben stemmte, hörte er, wie die Handbremse geräuschvoll aus ihrer Halteposition rastete, dann setzte sich der Wagen in Bewegung.

EINHUNDERTZWEI

Mit einem verzweifelten Aufschrei stürzte Henrik nach vorn, erwischte Elsa, die schon im Begriff war, sich zu ihm umzudrehen, nur einen Moment, bevor der Schuss losging.

Henrik riss die Hand aus der Innentasche seines Jacketts, die den kleinen, harten Gegenstand umklammert hielt, dann holte er aus und ließ ihn mit voller Wucht auf Elsas Stirn niedersausen. Mit lautem Krachen zersprang die Kunststoffbox und gab ihren kostbaren Inhalt frei, der in hohem, glitzerndem Bogen durch die Luft segelte.

Henrik achtete nicht darauf. Er holte nochmals aus und schlug zu, mitten in Elsas Gesicht, mit aller Kraft, die er noch hatte. Und dann noch einmal.

Ein weiteres grelles Aufblitzen aus der Mündung der Pistole in Elsas Hand, sengende Hitze, die Henriks Körper streifte, und wieder der ohrenbetäubende Lärm, der drohte, ihn aller Sinne zu berauben, dann das hohe Pfeifen in seinen Ohren, verbunden mit der drückenden Stille plötzlicher Taubheit.

Doch Henrik bekam das alles nicht mit. Er schlug noch einmal zu. Und diesmal fiel sie.

Wie in Zeitlupe, wie eine Schneeflocke, die sanft zu Boden gleitet, glitt Elsa von ihm weg, als triebe sie durch sanfte Wasser, auf dem Grund eines Meeres jenseits der Zeit, die vor Henriks Augen langsamer und langsamer wurde, bis sie zu einem einzigen Moment gefror.

Zumindest, bis Elsa schwer mit dem Hinterkopf gegen das Dach des Wagens krachte.

Der Schwung der Bewegung trug sie weiter in das Innere des Autos, und ließ sie drinnen auf die weichen Sitzpolster fallen, während Henrik taumelnd um sein Gleichgewicht rang und die Zeit wieder zu ihrem ursprünglichen Tempo zurückfand.

Aus flatternden Augen starrte sie zu ihm hoch, einen Ausdruck höchster Verwirrung im Gesicht, fernab jeden Begreifens, fernab jeder Ratio, und vielleicht fernab jeder Realität. Doch Henrik sah das Blut, das unter ihrem Haaransatz hervorsickerte und in tausend kleinen Perlen aus ihrer Nase schoss, wo es sich über ihre perfekt geformten Lippen und ihr Kinn verteilte. Sie öffnete den Mund, vielleicht um etwas zu sagen, doch offenbarte Henrik lediglich ihre blutverschmierten Schneidezähne. Er musste sie hart erwischt haben.

Aber sie lebte noch.

Und vielleicht zögerte er da, nur für einen Moment, nur für den Bruchteil eines Augenblicks. Aber er zögerte, und das, wusste Henrik, würde ihn bis ans Ende seines Lebens begleiten.

In diesem Moment begann der Wagen, die Rampe hinabzurutschen. In dem Moment, als Henrik spürte, dass die tonnenschwere Abwärtsfahrt begonnen hatte, klammerte er sich instinktiv an das Dach des Wagens, um nicht umzufallen und gleichsam auf das Ende der Rampe zuzuschlittern – und wäre dem Gefährt um ein Haar in die

Tiefe gefolgt. Und vielleicht, bis ganz zum Schluss, war er nicht gänzlich frei von dem Wunsch gewesen, nach Elsas Hand zu greifen und genau das zu tun. Ihr einfach zu folgen, wohin immer sie ihn führen würde.

In den Wahnsinn, in den Tod, in die Dunkelheit.

Denn welche Rolle spielte das noch?

Mit letzter Kraft warf er sich herum, bekam das Geländer zu fassen, das die Rampe begrenzte, und klammerte sich wie ein Ertrinkender daran fest, während das Heck des Wagens auf ihn zu rutschte und dabei weiter Fahrt aufnahm.

Aussichtslos, diese Bewegung aufhalten, diesen Kampf noch gewinnen zu wollen.

Als das Heck des Wagens ihn erreicht hatte, schoss Henriks Oberkörper so weit nach vorn, wie es sein Halt am Geländer zuließ. Er hatte nur einen Versuch, das wusste er. Diese eine Chance war alles, das er hatte aushandeln können. Der Ruck der Bewegung riss an den Muskeln und Sehnen seiner Oberarme und brachte die Schmerzen in seinem Bein zu schreiender Rage.

Doch er spürte es gar nicht, während er sich in den Kofferraum des Wagens beugte und zupackte, fokussiert auf diese einzige Bewegung, denn dies war alles, das noch zählte. Ein einziges Wort stieß er in den uralten Himmel aus Stahl und Rost über seinem Kopf.

»Bitte!«

Dann schoss der Wagen an ihm vorbei, raste auf das Ende der Rampe zu. Einen Augenblick später hörte Henrik, wie er mit einem ohrenbetäubenden Platschen auf der Wasseroberfläche aufschlug und kurz darauf in der Tiefe versank.

TEIL 5
AUGE IN AUGE

DREISSIG MINUTEN ZUVOR

Nachdem sie sich einigermaßen abgetrocknet hat, wirft Elsa ihr ein paar Kleidungsstücke hin. Zitternd bückt sich Freja danach, als sie von einem erneuten Heulkampf geschüttelt wird. Jeans, Socken, ein T-Shirt und – seltsamerweise – ein Paar Gummistiefel.

Warum tut Elsa ihr das an?

Durch die Nebelschleier ihrer Wahrnehmung versucht sie, sich zu erinnern. Was war das Letzte, bevor ihre Welt im Wahnsinn versank?

Sie ist zur Werft hinausgefahren. Und dann ... ein Geräusch, und als sie herumfährt – ein dumpfer Schlag, dann ein stechender Schmerz in ihren Lungen, gefolgt von Schwärze.

Später dann erwacht sie, aber zwischen dem Betreten der Werft und ihrem Aufwachen in der lichtlosen Zelle fehlt ihr jede Vorstellung vom Ausmaß der vergangenen Zeit, an die sie nicht die geringste Erinnerung hat. Tage, Wochen möglicherweise.

Da ist das Zimmer mit den Stahlwänden, dessen Luke sich manchmal öffnet und etwas diesig graues Tageslicht

einlässt. Jemand stellt ihr lauwarmes Essen hin. Wasser in einer großen Plastikflasche. Doch sie hat nur selten Durst und noch seltener Hunger. Niemand spricht mit ihr.

Freja hat einige Mühe damit, doch schließlich schafft sie es, die Kleidung überzuziehen. Die Gestalt im Regenschirm schaut ihr dabei zu.

»Komm«, sagt Elsa, nachdem Freja angezogen ist. Vor Erschöpfung ist sie wieder auf dem Boden zusammengesackt.

»Steh auf!«, befiehlt Elsa.

Freja versucht es, hebt den Oberkörper, bis sie vor Elsa kniet. Dann stützt sie zitternd eine Hand auf ihr Knie.

Weiter kommt sie nicht.

Eine Erinnerung beginnt sich zu regen, weit hinten in ihrem Kopf. Diffus noch und äußerst schwer zu fassen wie ein Schatten jenseits einer fernen Nebelwand.

Sie versucht, sich auf das andere Knie hochzustemmen, aber es gelingt ihr nicht – die geschundenen Muskeln geben nach und sie fällt hart auf die Seite.

Auch hier ist der Boden aus Stahl. Riffelblech, dessen Kontur ihr ins Fleisch drückt. Auch das bekommt sie nur am Rande mit. Wie etwas, das ihr nicht wirklich selbst passiert, sondern einem unbeteiligten Zuschauer.

»Verdammt noch mal!«, herrscht Elsa sie an, aber es klingt nicht wirklich wütend. Eher belustigt. Schmerz explodiert in Frejas Gesicht, als die Stiefelspitze sie an der Wange trifft, und etwas bricht mit einem ekelhaften Knacken. Neuer Blutgeschmack erfüllt Frejas Mund.

»Du sollst aufstehen«, wiederholt Elsa und tritt noch einmal zu. »Wir haben nicht ewig Zeit, weißt du?«

Zitternd stemmt sich Freja erneut auf die Ellenbogen, die Knie. Schließlich schafft sie es, ihren Oberkörper aufzurichten. Jede Faser ihres Körpers brüllt vor Schmerzen.

Aber sie weiß, dass das, was die Gestalt ihr antun wird, wenn sie sich dem Befehl erneut verweigert, bei Weitem schlimmer sein wird als alles, das sie bisher erlebt hat.

Als sie schließlich nach einer Ewigkeit auf zitternden Beinen vor der Gestalt im Regenmantel steht, sieht sie sich zum ersten Mal richtig um. Sie erkennt sofort, wo sie ist.

Natürlich, jetzt ergibt alles einen Sinn, erklärt auch die Stahlwände ihres Gefängnisses und die seltsame Form der zentimeterdicken Tür, ebenfalls aus Stahl.

Sie hat die Werft nie verlassen.

Elsa hat sie hierhergelockt, überwältigt und sie dann in den Rumpf des Schiffes gesperrt, das seit Ewigkeiten auf dem Trockendock vor sich hin rostet. Es ist dunkel hier drin, denn inzwischen hat Elsa das Eingangstor wieder verschlossen. Niemand wird sehen können, was hier drin in den nächsten Minuten passiert.

Niemand wird ihr helfen.

Die Gestalt im gelben Regenmantel hebt den Arm und drückt etwas gegen ihre Stirn. Dann geht sie einen Schritt zurück, hält den Gegenstand aber weiter auf sie gerichtet. Durch Augen, die sich erneut mit Tränen füllen, sieht Freja, dass es eine Pistole ist, welche Elsa ihr an den Kopf hält. *Ihre* Pistole. Das Erbstück ihres Großvaters, zum zweiten Mal.

Endlich.

Sie atmet beinahe erleichtert aus. Was auch immer ihr die Wahnsinnige in den nächsten Minuten antun wird, danach wird es zu Ende sein. Ein für alle Mal.

Etwas blitzt am Rande ihres Gesichtsfeldes auf, und als sie hinsieht, begreift sie, dass es die Klinge eines Messers ist.

»Nimm es!«, verlangt Elsa, während die Pistole in ihrer anderen Hand unverändert auf Frejas Gesicht gerichtet ist. Dann dämmert Freja, was das mit dem Messer soll.

»Ich ... kann nicht«, will Freja sagen, doch aus ihrer Kehle kommen nur unverständliche Krächzlaute.

»Nimm es schon, Prinzessin. Na los!«

Mit zitternden Händen greift Freja nach dem dargebotenen Messergriff, schließt ihre Finger darum. So schwach, so nutzlos. Dann hat sie das Messer in den Händen, zwingt ihre klammen Finger um den Griff. Sie muss alle Konzentration aufbieten, um es nicht fallen zu lassen.

Elsa tritt beiseite, die Pistole in ihrer Hand und folgt der Bewegung. Erst jetzt sieht Freja, dass sie nicht allein in der Werkhalle der Werft sind.

Auf einem Stuhl sitzt eine kleine, in sich zusammengesunkene Gestalt.

Es ist ein kleines Mädchen. Ihr Kopf ruht auf ihrer Brust, das lange blonde Haar hängt wirr in ihre Stirn, aber die Kleine lebt noch. Freja kann sehen, wie sich ihre Brust sanft hebt und senkt, im Rhythmus ihrer Atemzüge, langsam, gleichmäßig und flach.

Die kleinen Hände sind mit groben Stricken an den Stuhl gefesselt, aus dem Mund hängt ein Zipfel eines ölfleckigen Lappens. Das muss das Mädchen von dem Foto in den Nachrichten sein. Das, nach dem die Polizei im Zusammenhang mit der Ermordung zweier weiterer Mädchen fahndet.

Lilly.

Ja.

Lilly Ljungberg, so heißt das Mädchen.

Der Fall, denkt Freja, *in dem Elsa der Polizei hilft*. Doch dann weigert sich ihr Gehirn, weiter in diese Richtung zu denken. Überhaupt irgendetwas zu denken oder zu fühlen.

»Du weißt, was du tun musst?«, fragt Elsa und deutet mit dem Lauf der Pistole auf das Messer in Frejas Hand.

Freja schüttelt den Kopf.

»Tu es jetzt«, sagt Elsa. »Mach sie tot. Dann darfst du gehen.«

»Was?«, fragt Freja, unfähig zu begreifen, was Elsa da soeben gesagt hat. Die Frau im gelben Regenmantel tritt noch einen Schritt zur Seite und deutet erneut auf das Kind.

»Danach darfst du gehen. Und ich werde mich stellen.«

»Aber wieso?«, krächzt Frejas zerstörte Kehle, und sie hat wieder das Gefühl, einer anderen Person zuzuhören. Einer Person, die möglicherweise stark genug ist, um zu tun, was von ihr gefordert wird. Um vielleicht doch zu überleben, auch wenn das bedeutet ...

»Weil ich dann fertig bin, liebste Freja. Und ja, weil ich einsehe, dass das mit mir nicht normal ist. Nicht gesund. Ich werde mich stellen und in Behandlung gehen. Bis ich wieder gesund bin, ich verspreche es.«

Nichts davon ergibt irgendeinen Sinn, das weiß Freja, oder zumindest der Teil von ihr, der sich nicht an das letzte bisschen Hoffnung klammert, das ihr noch geblieben ist. Ist es denn wichtig, ob es einen Sinn ergibt, wenn Elsa selbst nur daran glaubt?

Wenn sie tatsächlich meint, was sie sagt?

Wenn ...

Frejas Blick huscht unstedet umher, vielleicht ist das eine unbewusste Reaktion auf das Ungeheuerliche, das sich direkt vor ihren Augen abspielt. Sie bemerkt ihren Wagen, der in der gegenüberliegenden Ecke der Halle auf einer Art Rampe steht, die Schnauze in steilem Winkel nach unten geneigt.

Dann schließt sie die Finger fest um das Messer in ihrer Hand.

ZWANZIG MINUTEN ZUVOR

Frejas Kopf sinkt herab und sie beginnt erneut, zu schluchzen, doch nicht einmal die Wucht dieser neuen, ungeheuerlichen Erkenntnis vermag sie wirklich noch zu schocken. Weil sie schwach ist und erschöpft, natürlich.

Weil sie schon immer schwach war.

Aber auch, weil sie all das, was ihr nun klar wird, eigentlich schon seit langer Zeit geahnt hat. Seit dem Moment, da Elsa sie während der Weihnachtsfeier im Institut auf dem Gang verführte und jedes Mal, wenn sie sich ihr anschließend hingab, wie ein verdurstendes Tier sich einer rettenden Quelle hingibt.

Jedes Mal, wenn sie sich nach dem Sex mit ihr gefragt hat, welcher Teil des Rollenspiels tatsächlich ein *Spiel* gewesen ist, und was davon etwas anderes, viel Düsteres.

Jedes Mal, wenn sie sich fragte, ob Elsa sie wirklich liebt. Und wenn sie Elsa das gefragt hat.

Weil sie es *gewusst* hat, in dem Moment, als ihr Elsa mit der einen Hand die geladene und entsicherte Pistole in den Mund geschoben und sie mit der anderen zum Höhepunkt gebracht hat.

Vielleicht hat sie da zum ersten Mal das Monster hinter der Maske erkannt. Aber hat sie protestiert? Ist sie davongelaufen? Hatte sie auch nur ein einziges Mal Zweifel an der Richtigkeit dessen, was sie für Elsa getan hat? An der Liebe ihrer Meisterin?

Als sie auf ihre Bitte hin mit Sjöberg, diesem widerlichen alten Kerl geschlafen hat? Diesem Trottel die aufmerksamkeitsgeile Doktorandin vorgespielt hat, die sich ihre ersten Forschungs Lorbeeren gemeinsam mit ihm verdienen wollte – alles selbstverständlich nur, um an Ole Ingmarsson heranzukommen. Als sie dafür gesorgt hat, dass ein schwer gestörter geisteskranker Mann als geheilt entlassen worden ist, weil Elsa gesagt hat, dass er zu Unrecht eingesperrt worden ist, hat sie auch nur ein einziges Mal gezweifelt?

Nein, Freja hat ihr geglaubt, jedes einzelne Wort. Weil sie ihr hat glauben *wollen*. Und das tut sie noch immer, selbst jetzt, wo es fast zu Ende ist.

Sie hat sich in eine schöne Maske verliebt und dann ganz zwangsläufig angefangen, auch das Monster dahinter zu lieben. Innig und kompromisslos, weil das die einzige Art ist, auf die man wirklich lieben kann.

Ja, sie liebt Elsa und das würde sie bis zum Ende tun. Bis ganz zum Schluss. Es gibt einfach nichts, das sie noch dagegen tun kann, ob Monster oder Maske, Herrin oder Sklave, für Freja spielt das alles längst keine Rolle mehr.

»Ole«, nuschelt Freja, während sie auf die zitternde Messerspitze in ihrer Hand starrt.

»Was ist mit dem, Prinzessin?«

Ich will nicht länger warten, denkt Freja. *Kann nicht länger warten. Aber ich muss es wissen.*

»Du hast ihn nur benutzt. Als Sündenbock.«

»Du hast es also endlich rausbekommen«, ruft Elsa

fröhlich. »Glückwunsch! Also gut, ja. Ich habe ihn benutzt. Aber du musst wissen, er *wollte* sich benutzen *lassen*. Das wollte er damals schon, als wir noch Kinder waren und in der Höhle im Wald gespielt haben. Immer hat er danach gegiert, sich von mir benutzen zu lassen. Und nach einer Weile waren ihm auch die Schläge nicht mehr genug und dass ich Zigarettenkippen auf seiner Brust ausdrückte. Und, was soll ich sagen? Mir auch nicht.«

Elsa stößt ein hässliches Lachen aus, dann schweigt sie für eine Weile, scheint die Wirkung auskosten zu wollen, die ihre Worte auf Freja haben.

»Ich glaube, du kennst das Gefühl, Prinzessin?«, fragt sie dann mit deutlicher Belustigung.

Freja nickt. Ja, dieses Gefühl kennt sie. Sie ist süchtig danach gewesen. Wie all die anderen, die in Elsas Bann geraten sind. Doch nicht einmal das bereitet ihr noch Schmerzen. Solange sie nur in Elsas Nähe ist.

»Es war alles *meine* Idee, weißt du?«, fährt Elsa fort. »Das war ja gerade das Geniale dabei. Das wahrhaft Bahnbrechende.«

Elsa setzt die Kapuze ab und blickt lächelnd auf Freja herab.

»Ich habe Ole genau gesagt, wo er mich schneiden soll. Damit es dramatisch aussieht, ich aber nicht verblute, bis sie mich finden. Er war so unschuldig, weißt du? So wunderbar unschuldig. Und er hat mir aufs Wort gehorcht. Wie das Hündchen.«

»Das ... das Hündchen?«

»Ja. Es war seins. Ist ihm zugelaufen, irgend so ein blöder Terrier. Der sprang ständig um uns herum, wenn wir in der Hütte waren. Irgendwann dachte ich, dass er sich vielleicht eines Tages mehr für das Hündchen interessieren könnte als dafür, mein Hündchen zu sein.«

Elsa kichert boshaft.

»Das konnte ich natürlich nicht zulassen. Also hab ich mir den Köter vorgenommen. Und Ole anschließend eingeredet, er hätte das selbst getan. Er hat's geglaubt, bis ganz zum Schluss, das hat ihn richtig fertiggemacht, glaube ich. Er hat den Hund geliebt, der gute Ole.«

»Du hast ihm eingeredet, er habe ...«, flüstert Freja.

»Ja. Und damit habe ich ein Monster aus ihm gemacht. Das genau ist nämlich der Punkt, Prinzessin. In jedem von uns steckt ein Monster. Darum geht es doch bei dem Experiment.«

»Aber sie haben ihn eingesperrt. All die Jahre war er unschuldig eingesperrt, all die Medikamente ...«

»Oh, aber er war doch nicht unschuldig, Prinzessin! Ganz und gar nicht, im Gegenteil. Ole war krank, Freja, ein Monster. Genau wie du jetzt eins meiner Monster bist, meine Schöne. Sjöberg hat dich übrigens in den höchsten Tönen gelobt, als ich das letzte Mal mit ihm sprach. Der wusste gar nicht, wie ihm geschah, so perfekt hast du ihm die kleine geile Hure vorgespielt. Das hast du gut gemacht.«

Freja will etwas erwidern, doch ihre Stimme lässt sie im Stich. Stattdessen kommt nur ein weiteres Schluchzen heraus.

»Das war erniedrigend, oder? Dich von so einem Kerl ficken zu lassen? Bloß, weil ich es so wollte.«

Freja nickt. Aus irgendeinem Grund beginnt sich das Halbdunkel der Halle wieder vor ihren Augen zu drehen. Alles verschwimmt, wird unscharf am Rand.

»Dann hast du ja bekommen, was du wolltest. Ausprobieren wolltest du dich. Das Extrem hast du gesucht, die Dunkelheit wolltest du kennenlernen. Deine Worte, Prinzessin, nicht meine. Oder weißt du das nicht mehr?«

Elsa verstellt die Stimme in einer schlechten Imitation

von Freja. »Töte mich! Oh ja, Elsa, schieb mir die Pistole in den Mund und drück ab! Drück ab, drück ab, drück ab!«

»Elsa, bitte!«, ruft Freja und bricht dann erneut schluchzend in die Knie. Aber sie hält das Messer fest umklammert, so nutzlos es in ihren Händen auch sein mag.

»Aufstehen!«, zischt Elsa.

Freja rappelt sich mühsam wieder auf. Es dauerte eine Ewigkeit, doch diesmal geht es etwas besser. Ihre Glieder finden allmählich zurück zu ihren gewohnten Tätigkeiten.

Als sie wieder einigermaßen sicher vor ihrem Gegenüber steht, sagt Elsa: »Also, es ist ganz einfach. Ein letztes, simples Experiment. Schlitz die Kleine auf, Freja. Jetzt gleich. Zeig mir, was wirklich in dir steckt. Zeig mir, wie sehr du mich liebst. Töte sie, mach sie kaputt.«

»Nein!«, kreischt Freja, ihre Stimme bricht.

Tränen und Rotz laufen ungehemmt über ihre zitternden Lippen, das Blut aus der Platzwunde, wo Elsas Stiefelspitze sie getroffen hat, tropft auf den schmutzverkrusteten Boden zwischen ihren Füßen.

»Doch!«, beharrt die Stimme, jetzt hat sie einen beinahe sanften Klang. »Du musst es verstehen, musst diesen letzten Teil der Aufgabe begreifen, sonst kommen wir nicht weiter. Komm, ich helfe dir.«

Ihre Hand fährt vor und schließt sich sanft um Frejas steife Finger, mit denen sie das Heft des Messers umklammert hält. Der Druck verstärkt sich, bis es wehtut.

Dann senkte Elsa den Arm, in dessen Hand sie die Waffe hält, und schiebt den Ärmel des Regenmantels ein Stück nach oben. Darunter kommt weiße Haut zum Vorschein, ein schlanker Arm, dessen Innenseite von langen Narben gezeichnet ist, die vor Urzeiten verheilt sind. Oles Werk, oder vielmehr das, was Elsa sich selbst angetan hat.

Die Faust, die Frejas Hand umschließt, setzt die Klinge an dem vernarbten Gewebe an. Drückt probenhalber ein paar Mal in das weiche Fleisch.

»Dein Schmerz, Liebste«, flüsterte das Monster, das sich beharrlich als Elsa Mattsson ausgibt. »Ich kann ihn spüren. Er ist mein Schmerz und er ... er reinigt. Dich, mich, uns beide. Es ist so ... alles wird klarer durch den Schmerz, verstehst du? Kannst du es spüren?«

Freja schweigt. Sie hat keine Kraft mehr zum Reden. Und sie spürt überhaupt nichts mehr.

»Ich zeige dir, wie es geht«, fährt Elsa fort, als rede sie sich selbst in eine Trance. »Und dann machst du mit der Kleinen weiter. Es ist wichtig, dass *du* es tust. Damit die Transformation abgeschlossen wird. Damit du komplett wirst, meine schöne Prinzessin.«

Langsam beginnt das Messer eine erste Schneidbewegung, während Freja fassungslos auf den nackten Unterarm starrt, den die Frau ihr darbietet. Ein einzelner Blutstropfen bildet sich unter der Schneide und wird dann langsam größer. Freja spürt, wie der Druck der Klinge auf das Fleisch verstärkt wird.

Noch mehr Blut quillt unter der Schneide hervor.

»Es ist wunderschön, nicht wahr?«, fragt die Stimme und Freja nickt, gebannt von dem Anblick. Und vielleicht beginnt sie da tatsächlich, etwas zu spüren. Es zu verstehen.

»Du kannst dir alle Zeit nehmen für die Kleine«, sagt Elsas Stimme irgendwo in weiter Ferne. »Du kannst dich an ihr ausprobieren. Sie erst ein wenig schneiden, dir ansehen, wie sie blutet. Wie sie in den Schmerz eintritt. Einen Blick in die Dunkelheit werfen, die bald auch in ihr wohnen wird. Das willst du doch, Prinzessin?«

»Ja«, flüstert Freja.

»Und dann, wenn die Transformation komplett ist,

werde ich dich wirklich und wahrhaftig lieben können, Prinzessin. Dann werden wir eins sein, für immer.«

»Ja, Elsa.«

Das Blut auf der Innenseite des Arms wird zu einem dünnen Rinnsal, läuft an der Unterseite des Arms entlang und beginnt dann, sich in der Beuge zu sammeln, bevor es schließlich auf den Boden tropft.

»Für immer zusammen«, wiederholt Freja.

Sie packt den Griff des Messers aus eigener Kraft, schließt ihre Finger fest darum. Dann reißt sie die Klinge mit einer einzigen Bewegung in die Höhe.

Der Schuss kracht beinahe im selben Moment.

25. November

EINHUNDERTDREI

Die Werft, einen Tag später

»Neuigkeiten?«

Agnes zuckte zusammen, dann drehte sie sich langsam um. Es war Henrik, der vor ihr stand und ihr grinsend einen Papierbecher hinhielt.

»Was zur Hölle machst du denn hier?«, fragte Agnes.
»Scher dich in ein Krankenhaus.«

»Been there, done that«, erwiderte Henrik.

»Ha ha«, sagte Agnes, aber dann ging sie auf ihn zu und schloss ihn in die Arme.

»Autsch!«

»Entschuldige«, sagte Agnes und ließ locker, bevor sie sich schließlich aus der Umarmung löste und den Kaffee entgegennahm, den ihr Henrik nun wieder hinhielt.

Beide verzichteten sie darauf, sich gegenseitig zu fragen, wie es ihnen ging. Beiden war klar, dass diese Frage sich nicht mit einer dahingesagten Floskel würde beantworten lassen und beide kannten sich zu gut, um dennoch auf Small Talk zu bestehen.

Beide wandten sich schweigend dem Hafenbecken zu, an dessen Rand die Taucher gerade dabei waren, ihr Zeug zusammenzupacken. Trotz aller Bemühungen hatten sie es nicht geschafft, Frejas Wagen aus dem Wasser zu ziehen, und nachdem Henrik seine Aussage zu Protokoll gegeben hatte, und zwar noch vom Krankenhausbett aus, hatten sie heute Morgen offiziell die Order erhalten, die Bergungsversuche für das Auto und Elsa Mattsson abubrechen.

»Metertiefer Schlamm da unten, haben sie gesagt«, sagte Agnes leise und Henrik nickte, während er einen Schluck von seinem Kaffee nahm. »Unmöglich zu sagen, was noch da unten feststeckt. Der Wagen hat sich wohl verkeilt und ... na ja, der Aufwand wäre zu groß.«

»Verstehe«, sagte Henrik, auch wenn das, gelinde gesagt, nur auf einen Teil des Sachverhalts zutraf, wenn überhaupt. In Wahrheit gab es eine Menge Dinge, die sie beide nicht verstanden. Vielleicht nie verstehen würden.

»Und sie haben Elsa nicht geborgen?«, fragte Henrik.

Elsa, dachte Agnes, *nicht Elsas Leiche*.

»Nein«, sagte sie.

»Wie im schlechten Film«, murmelte Henrik. »In Horrorfilmen. Da kommt das Böse am Ende auch immer noch mal zurück.«

»Wird es nicht«, sagte Agnes, aber sie bereute ihre Worte beinahe augenblicklich. Elsa würde nicht zurückkommen, so viel stand fest. Aber das Böse? Die Monster? Die Finsternis?

Die Zeitungen hatten sich nur noch halbherzig mit dieser letzten Episode im Fall des Kindermörders von Malmö beschäftigt. Ein neuer Wendepunkt im Fall? Der Mörder endlich gefasst? Die zum Fall hinzugezogene Psychologin als gefährliche Irre entlarvt?

Zu komplex, zu wenig fassbar, zu lange her. Es gab

längst neue Monster, neue Schrecknisse, über die sich zu berichten lohnte. Ein Brandanschlag auf einen Supermarkt, eine Massenvergewaltigung in Seved, ein Selbstmordattentat in einer Grundschule. Schlagzeilen fanden sich zur Genüge, die Monster waren längst allgegenwärtig. Und für die Opfer hatte sich die Journaille sowieso noch nie besonders lange oder intensiv interessiert. Es waren die Täter, welche die Zeitung verkauften und die sich für immer in unseren Köpfen einnisten, nicht die Geschichten der Opfer. Wir alle kennen die Namen von Fritz Harman, John Wayne Gacy, einen Jack the Ripper oder Ted Bundy. Aber erinnern wir uns auch nur an eines ihrer Opfer? An einen einzigen Namen?

»Sie hat gesagt, dass sie dir einen Vorgeschmack aufs Fegefeuer gegeben hat«, sagte Henrik an Agnes gewandt.

»Sie hat ein Feuer gelegt. Das Haus ist fort.«

»Es ist ...«, sagte Henrik fassungslos, einerseits über diese Tatsache, andererseits darüber, wie Agnes damit umging.

»Wir hatten Glück, weißt du?«, lieferte Agnes die Erklärung nach, »und darüber werde ich mich bestimmt nicht beschweren. Häuser kann man neu bauen. Anders und Petar waren beim Fußball, und die Frau, die das getan hat, ist jetzt ...«

Sie stockte. »Ist jetzt nicht mehr hier und wird auch nicht zurückkommen. Horrorfilm oder nicht.«

»Ja«, sagte Henrik, aber vielleicht nur, um irgendetwas zu sagen.

»Sie hat mich betäubt, in die Küche geschleppt und dann die Gardinen angezündet. Nicht in der Küche, denn das wäre zu schnell gegangen, sondern im Wohnzimmer. Vermutlich hätte das sogar funktioniert. Man hätte mir Unachtsamkeit unterstellt oder vielleicht auch Selbstmord-

gedanken. Oder vielleicht hätte man es auch den Freunden von Bara al-Askari angehängt.«

»Wem?«

»Das ist der Iraker, den ich damals im Revier geschlagen habe.«

»Oh«, sagte Henrik. »Seltsam. Mir war der Name nicht bewusst. Er hieß immer nur ›Der Iraker‹ bei den Kollegen. Oder weit weniger Schmeichelhaftes.«

»Ja«, sagte Agnes. »Ich weiß. Und sie waren tatsächlich dort, gestern. Vor meinem Haus. Der *Iraker* hat mir das Leben gerettet.«

»Bara al-Askari«, sagte Henrik und schüttelte grinsend den Kopf, dann kippte er den Rest des Kaffees aus seinem Becher auf die Straße. »Verrückt. Was wollte er denn da, vor deinem Haus?«

»Reden.«

»Verstehe. Und ich schätze, jetzt wirst du ihm zuhören, wie?«

»Ja, Henrik, werde ich«, sagte Agnes. »Werde ich.«

Henrik nickte ernst.

»Dann bist du wohl fürs Erste dem Fegefeuer entkommen.«

»Ja«, sagte Agnes. »Aber für wie lange?«

Dann lachten sie beide ein bisschen, aber es klang nicht besonders amüsiert. Wie schlechte Schauspieler in einem schlechten, alten Horrorfilm.

Eine Weile schauten sie schweigend den Tauchern zu.

»Und Anders?«

Agnes überlegte, dann schüttelte sie sich, vielleicht wegen der klammen Kälte, die in ihre Knochen gekrochen war. Schließlich sagte sie: »Anders und ich ... Also wir haben uns noch eine Chance gegeben. Ich glaube, dass es funktionieren kann. Es wird eine Menge Arbeit, aber ...«

»Dann wünsch ich dir Glück dabei«, sagte Henrik.
 »Euch.«

»Danke.« Agnes räusperte sich. »Hat sie dir sonst noch was erzählt?«

»Elsa?«

»Ja.«

Henrik schaute auf den Kanal hinaus.

Dann schüttelte er den Kopf.

»Ich hatte ihr einen Ring gekauft, weißt du?«, sagte er dann. »War schweineteuer, und jetzt liegt das Ding vermutlich irgendwo im Kanal.«

Agnes nickte.

»Du hast sie geliebt, oder?«

Lange Zeit erwiderte Henrik gar nichts, starrte nur auf den Kanal hinaus. Doch schließlich drehte er sich zu Agnes um und sah ihr fest in die Augen, während sie so tat, als bemerkte sie die einzelne Träne nicht, die seine Wange hinabrann.

Tat so, als wüsste sie selbst nicht ebenfalls um die Bedeutung dieser Träne. Um die Bedeutung dessen, das sie alle miteinander verbunden hatte und noch verband, die Lebenden und die Toten, die Täter und die Opfer und diejenigen, die sich bis zum Ende ihres Lebens fragen würden, zu welcher Kategorie sie gehörten.

»Einen Fehler hab ich gemacht, Agnes«, sagte Henrik.

Dann drehte er sich um, um zu seinem Wagen zurückzustapfen. Der Wind trieb eine einzelne Schneeflocke heran und Agnes streckte die Hand danach aus. Sie spürte der Kälte nach, die ihr in den Gliedern steckte, doch jetzt störte sie diese Kälte nicht mehr. Die Kälte war ein Teil von ihr geworden.

Henrik würde ein guter Revierchef sein.

20. Dezember

EPILOG

Sankt-Lars-Krankenhaus, Lund - Einen Monat später

Lilly Ljungberg starrte auf die Wand gegenüber ihres Bettes und versuchte, sich zu erinnern. Nicht an etwas Besonderes, denn das konnte und wollte sie auch gar nicht.

Nur an das, was sie heute, früher am Tag, unternommen hatten. Der nette Arzt hatte ihr geraten, das zu tun. Sich an Dinge zu erinnern, ganz normale, einfache Dinge.

Aber das war schwer.

Wegen der Pillen, die sie ihr gaben.

Die machten das Denken schwer und das Erinnern geradezu unmöglich.

Sie waren draußen gewesen, oder zumindest glaubte sie das. Es war grün gewesen draußen, und warm. Aber das konnte nicht sein, wo es doch Winter war. Und es musste Winter sein, denn ...

Ihr Blick wanderte träge hinüber zum Fenster. Davor stand ein Baum, der seine kahlen schwarzen Äste in einen steingrauen Himmel streckte.

Kein Sommer also.

Ja, Winter.

Dann konnten sie nicht im Park gewesen sein.

Vielleicht sollte sie dem netten Arzt sagen, dass sie das ganz allein herausbekommen hatte. Wenn ihr doch nur der Name des netten Arztes einfiele.

Etwas flatterte am Fenster vorüber, unterbrach die trübe Monotonie des schwarzen Astgerippes vor dem milchigen Grau des Himmels, lediglich unterbrochen durch die vertikalen Gitterstäbe vor dem Fenster. Gestrichen mit weißer Farbe, die seit Jahrzehnten abzublättern schien. An manchen Stellen, das wusste Lilly, kam der Rost darunter zum Vorschein, aber niemanden kümmerte das.

Natürlich nicht, was machte schon ein bisschen Rost?

Lilly richtete sich in ihrem Bett auf, um besser sehen zu können. Da, ein leises Klopfen gegen die Fensterscheibe. Da war etwas, und es wollte hinein. Lilly schlug die Bettdecke beiseite und schlüpfte aus dem Bett.

Ihre nackten Füße machten leise platschende Geräusche auf dem Parkett, als sie zum Fenster hinüberging. Es klopfte noch einmal.

Da war ein kleiner Vogel auf dem Fensterbrett, ein Spatz. Er fror offensichtlich, denn er hatte sich zu einem kleinen Ball aus Federn aufgeplustert. Aus kleinen schwarzen Knopfaugen blickte er sehnsüchtig in Lillys Zimmer hinein, oder zumindest kam es ihr so vor.

Ein sanftes Lächeln umspielte ihre kindlichen Züge, als sie nach dem Fensterknopf griff und ihn drehte. Langsam, vorsichtig, damit der kleine Spatz keine Angst bekam und davonflatterte. Dann öffnete sie das Fenster nach innen.

Der kleine Vogel tat nichts dergleichen, er sah sie nur weiter aus seinen winzigen Äuglein an, schien halb interes-

sieht zu verfolgen, wie sie das Fenster ganz aufmachte und ihm dann langsam die flache Hand hinstreckte.

Eisig wehte die Kälte von draußen in das Zimmer hinein, aber Lilly bekam es gar nicht mit. Sie hatte nur Augen für den Vogel. Er musste wohl die Wärme spüren, die von ihrer Hand und dem Zimmer ausging, denn er hüpfte, ohne zu zögern, in ihre dargebotene Handfläche.

Lilly stieß ein kleines Glucksen aus.

Was für ein lustiger, kleiner Vogel.

Während sie ihn auf der Handfläche balancierte – so leicht, so leicht wie eine Feder –, schloss sie mit der anderen Hand das Fenster und drehte sich dann zum Bett um. Auch jetzt machte der Vogel keine Anstalten, ihre Handfläche zu verlassen und aufgeregt im Zimmer herumzufattern. Stattdessen machte er es sich in Lillys Handfläche gemütlich.

Als sie sich auf die Bettkante setzte, steckte er den Kopf unter einen seiner Flügel und begann, sein Gefieder zu putzen. Fasziniert beobachtete Lilly jede seiner kleinen Bewegungen.

Sie lächelte auf den Vogel hinab, während sich ihre Finger langsam, ganz langsam um seinen kleinen, zerbrechlichen Körper schlossen.

ENDE

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER!

Sie können dafür sorgen, dass ich auch weiterhin spannende Thriller für Sie schreiben kann.

Und das geht ganz einfach: Dazu müssen Sie lediglich eine kurze, ehrliche Rezension hinterlassen, wie Ihnen das vorliegende Buch gefallen hat.

Ein paar Worte genügen vollauf!

Das war's schon, vielen lieben Dank!

Folge einfach diesem Link, um eine Bewertung für das Buch abzugeben:

<https://amzn.to/3PkZKcm>

Das war's schon, vielen lieben Dank!

DANKE!

Wenn Ihnen mein Buch gefallen hat, würde ich mich sehr darüber freuen, wenn Sie mich anderen Lesern weiterempfehlen. Schauen Sie auch mal auf meiner Website

www.LCFrey.de

vorbei.

Dort können Sie sich für meinen **kostenlosen** Newsletter eintragen. Dann erfahren Sie immer als erste, wenn ich einen neuen Thriller veröffentliche und nehmen automatisch an Gewinnspielen teil, die ich hin und wieder veranstalte. Es würde mich ungemein freuen, Sie im Kreise meiner Stammler begrüßen zu dürfen!

Sollten Sie, liebe Leserin und lieber Leser, in diesem Buch trotz sorgfältigster Prüfung noch ein paar Fehler finden, dann gehen die alle, wie immer, auf mein Konto. Mea culpa! Gehen Sie aber dennoch bitte nicht zu hart mit mir ins Gericht und denken Sie gelegentlich daran: Am anderen Ende des Bildschirms sitzt auch nur ein Mensch. Alles, was ich möchte, ist, Sie ein bisschen zu unterhalten. Ich hoffe, das ist mir auch diesmal gelungen.

Beste Grüße und hoffentlich bis bald,

L.C. Frey

Leipzig, im März 2018

**Folge mir auf Amazon, um über aktuelle
Neuerscheinungen und Preisaktionen
informiert zu bleiben!**



The image shows a screenshot of the Amazon.de website. At the top, the Amazon logo and 'prime' are visible. Below the navigation bar, there are categories like 'Kindle eBooks', 'Kindle Unlimited', 'Prime Reading', 'eBook-Angebote', 'Bestseller & mehr', and 'Kategorie'. The main content area features a circular profile picture of L.C. Frey and a button labeled '+ Folgen'. A white circular callout with a black arrow points to this button. Below the profile, there is a section titled 'Bleibe informiert: Folge mir auf Amazon:' followed by a list of benefits: '- Neuerscheinungen!', '- Preisaktionen!', and '- kostenlose Bücher (KU & Prime Reading)!'. At the bottom of this section, it says 'Top L.C. Frey Titel für Sie'.

**Bleibe informiert:
Folge mir auf Amazon:**

- Neuerscheinungen!
- Preisaktionen!
- kostenlose Bücher (KU & Prime Reading)!

Top L.C. Frey Titel für Sie

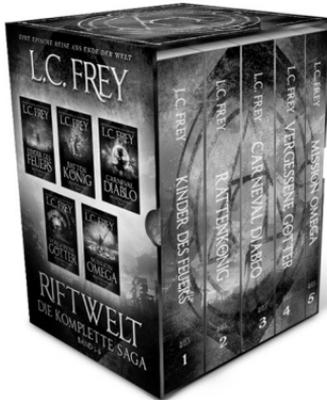
Hier kannst du meinem Autoren-Profil folgen:
<http://tinyurl.com/AmzLCFrey>

Vielen Dank!

Als kleines Dankeschön für den Kauf dieses Buches möchte ich dir gern einen weiteren meiner Romane **schenken**. Vielmehr gleich eine komplette **epische Saga mit über 1.600 Seiten Gesamtumfang**.

Du erhältst sie **kostenlos** direkt auf meiner Website. Klicke dazu einfach auf folgenden Link:

theageofstone.de/gratis-buch-lesen/



DIE RIFTWELT-SAGA

**Ein episches Endzeit-Abenteuer -
Gesamtausgabe**

Als das Mädchen Morrow ohne jede Erinnerung in einer fremden, bösartigen Welt erwacht, ahnt sie nicht, welche

Veränderungen sie in dieser Realität verursachen wird – und aus welchem Grund sie wirklich hier ist.

Begleitet von einer halb menschlichen Kreatur, die sie „den Jungen“ nennt, bricht sie auf, um den Weg zurück in ihre eigene Welt zu finden. Auf ihrer abenteuerlichen Reise durch eine Welt voller vergessener Relikte und grausamer Gegner müssen sich die beiden Freunde tödlichen Gefahren stellen, bevor sie ihr Ziel erreichen können: Die sagenhafte rote Stadt der vergessenen Götter.

Doch die Schrecken, die in den Weiten des ewigen Sandes und jenseits davon lauern, stammen nicht allein von dieser Welt.

Etwas weitaus Gefährlicheres ist ihnen bereits dicht auf den Fersen ...

JETZT KOSTENLOS LESEN!

BÜCHER VON L.C. FREY

ALS L.C. FREY (AUSWAHL):

DIE RIFTWELT-SAGA (5 BÄNDE, SCIENCE FANTASY)

TARGET. DU BIST DAS ZIEL: THRILLER

ENGEL DES BLUTES: HARD BOILED THRILLER

TODESZONE: TATORT MALMÖ: THRILLER

SO KALT DEIN HERZ: THRILLER

TOTGESPIELT: THRILLER

DIE SCHULD DER ENGEL : SAUERS ERSTER FALL

ICH BRECHE DICH: SAUERS ZWEITER FALL

DRAAKK: SCIENCE HORROR THRILLER

SCHREIB-RATGEBER:

STORY TURBO: BESSER SCHREIBEN MIT SYSTEM

ALS OLIVER MOROS (DIE EDEL&STEIN-THRILLER-REIHE):

ROSENBLUT (1)

TODESKREIS (2)

SÜNDENKREUZ (3)

ALTE SCHULD (4)

TODESZEILEN (5)

TOTER ENGEL (6)

RATTENFÄNGER (7)

LETZTE ZEUGIN (8)

SCHMERZ DER RACHE (9)

STUMME KÄLTE (10)

ALS ALEX POHL:

UND RAUS BIST DU (FOREVER IDA-REIHE Bd. 1)

WIR ODER IHR (FOREVER IDA-REIHE Bd. 2)

ENDSPIEL (FOREVER IDA-REIHE Bd. 3)

EISIGE TAGE (SEILER&NOVIC-REIHE Bd. 1)

HEISSES PFLASTER (SEILER&NOVIC-REIHE Bd. 2)

STUMME HÖLLE (SEILER&NOVIC-REIHE Bd. 3)

Weitere Informationen finden Sie auf der Website des Autors

LCFrey.de

ÜBER DEN AUTOR



Mit über 2 Millionen verkauften Büchern ist **Alex Pohl** alias **L.C. Frey** einer der meistgelesenen Autoren Deutschlands.

Er ist außerdem eine Hälfte des erfolgreichen Bestseller-Autorenduos **Oliver Moros**, das harte, realistische Thriller schreibt, die in Berlin spielen, sowie Co-Autor des Nr.1-SPIEGEL-Bestsellers "Abgefackelt" von Michael Tsokos.

Seine Bücher erscheinen bei namhaften Publikumsverlagen (Penguin, cbt Jugendbuch, Droemer Knauer, Amazon Publishing) sowie im Eigenverlag.

L.C. Freys Schreibratgeber 'STORY TURBO: Besser

schreiben mit System‘ gilt als das deutschsprachige Standardwerk für moderne Autorinnen und Autoren.

Im März 2022 veröffentlichte der Autor sein bis dato ambitioniertestes Projekt: Den fünfbändige postapokalyptische Dark-Fantasy-Roman ‘Riftwelt-Saga’, an dem er über sieben Jahre schrieb.

Aktuelle Veröffentlichungen unter Alex Pohl, L.C. Frey und Oliver Moros finden Sie hier.

Der Autor lebt und arbeitet in Leipzig.

www.LCFrey.de



youtube.com/@lcfrey



instagram.com/lcfrey.autor



facebook.com/lcfrey.autor



tiktok.com/@lcfrey

HOCHSPANNUNG ZWISCHEN DEN
SEITEN!

WEITERE BÜCHER VON L.C. FREY

DIE SCHULD DER ENGEL: Thriller

Top 10 Kindle-Bestseller

Kommissar Sauer hat Grund zur Freude: Kurz vor seiner Pensionierung gelingt es dem Ermittler, seinen letzten Fall in Rekordzeit zu lösen. Doch dann kommen Sauer Zweifel, und er rollt den brutalen Mord an einem erfolgreichen Leipziger Anwalt nochmals auf.

Aber damit geraten Sauer und seine junge Kollegin Selina Gülek ins Visier eines eiskalten Psychokillers.

Jetzt lesen!

TOTGESPIELT: Psychothriller

BILD- und Kindle-Bestseller

Der erfolgreiche Thriller-Autor Andreas Herzog erwacht nach einem schweren Autounfall im Krankenhaus zu schrecklichen Neuigkeiten: Er soll seine Ex-Frau grausam verstümmelt und ermordet haben – vor den Augen ihres gemeinsamen Sohnes.

Während Herzog sich den Dämonen seiner Vergangenheit stellt, verschwimmen die Grenzen zwischen Realität und Fiktion: Weitere brutal zugerichtete Leichen tauchen auf – ermordet nach dem Muster in Herzogs letztem Thriller ...

Jetzt lesen!

TODESZONE: TATORT MALMÖ: Thriller

Elsa Mattsson ist eine brillante Kinderpsychologin, die die Polizei gelegentlich bei besonders schweren Fällen berät.

Als eine verstümmelte Kinderleiche in einem noblen schwedischen Vorort gefunden wird, ist sie zunächst genauso ratlos wie die Ermittler der Soko.

Die Lage eskaliert, als die Ermittlungen in das nahe Problemviertel Rosengard deuten und dort in einem regelrechten Straßenkampf ausarten, während der Serientäter ungehindert weitermordet.

Jetzt lesen!

TARGET: DU BIST DAS ZIEL: THRILLER

(erscheint am 1. August 2022 im Penguin Verlag)

Bei einem nächtlichen Spezialeinsatz in einem abgelegenen Waldstück schießt die junge BKA-Ermittlerin Lisa Kern einen flüchtigen Verdächtigen an – der Mann soll ein furchtbares Verbrechen begangen haben.

Doch als sie ihre Taschenlampe in sein Gesicht richtet, der Schock: Vor ihr liegt ihr Vater, mit dem sie seit fünfzehn Jahren kein Wort gewechselt hat. Nur wenige Stunden später nimmt sich der mutmaßliche Schwerverbrecher in der U-Haft das Leben.

Als die Presse von der Sache Wind bekommt und ihr als der »Tochter des Monsters« nachstellt, bleibt der inzwischen wegen Befangenheit vom Dienst suspendierten Lisa nur eine einzige

Wahl: Sie muss untertauchen und die Wahrheit auf eigene Faust herausfinden.

Noch ahnt sie nicht, dass sie einer Sache auf der Spur ist, die wesentlich größer und gefährlicher ist als alles, was sie sich bisher vorzustellen wagte ...

Jetzt lesen!

AUSSERDEM ...
ALS CO-AUTOR VON OLIVER MOROS:

Die Edel & Stein-Thriller-Reihe:

ROSENBLUT (Band 1)

Ein Killer macht Jagd auf junge Frauen. Er lässt sie in einem Meer aus Rosenblüten und mit durchschnittener Kehle zurück.

Stammt er aus der Satanisten-Szene?

TODESKREIS (Band 2)

Der brutale Mord an einem Fitness-Model und deren Lebensgefährtin stellt Hauptkommissarin Helene Edel und ihr Team vor ein Rätsel - am Tatort finden sich keinerlei verwertbare forensische Spuren.

Als weitere grausame Morde geschehen, glaubt zunächst nur Helene Edel an einen Zusammenhang. Um ihren Verdacht zu beweisen, geht sie Risiken ein, die sie weit mehr als nur ihre Karriere kosten könnten.

SÜNDENKREUZ (Band 3)

In einer verlassenen Kirchenruine in Berlin-Tempelhof wird die Leiche einer jungen Frau gefunden. Der psychopathische Killer hat sie gewaschen, ihre Hände mit einem komplizierten Knoten gefesselt, und sie in ein weißes Kleid gehüllt. Zunge, Augen und Ohren wurden dem Opfer mit chirurgischer Präzision entfernt.

Doch damit endet das bizarre Ritual des Killers noch lange nicht ...

Jetzt lesen!

KALTE SCHULD (Bd. 4)

Die Kripo Berlin im Ausnahmezustand: Mitten in der Nacht wird Hauptkommissarin Helene Edel aus dem Bett geklingelt - ein Leiche wurde gefunden, mitten auf der Straße einer belebten Berliner Sündenmeile.

Der Tote ist kein Unbekannter, sondern der prominente Oberstaatsanwalt Marius Wenzel.

Doch niemand will etwas gesehen haben ...

Jetzt lesen!

Alle Bände sind unabhängig voneinander lesbar.

Außerdem von Oliver Moros:

NORDSEESCHMERZ (Küsten-Thriller)

Eine Serie brutaler Morde erschüttert die bis dahin idyllische Küstenstadt an der Nordsee, als am herbstlichen Strand grausame Leichenfunde auftauchen. Die Opfer wurden grausam verstümmelt, außerdem wurden Zähne und Hände entfernt, um die Identifizierung zu erschweren.

Die Polizei steht vor einem Rätsel, doch schnell wird klar: Der Killer sucht sich seine Beute bewusst unter den Hilflosesten der Gesellschaft, denn die Opfer sind allesamt behinderte Menschen

Jetzt lesen!
